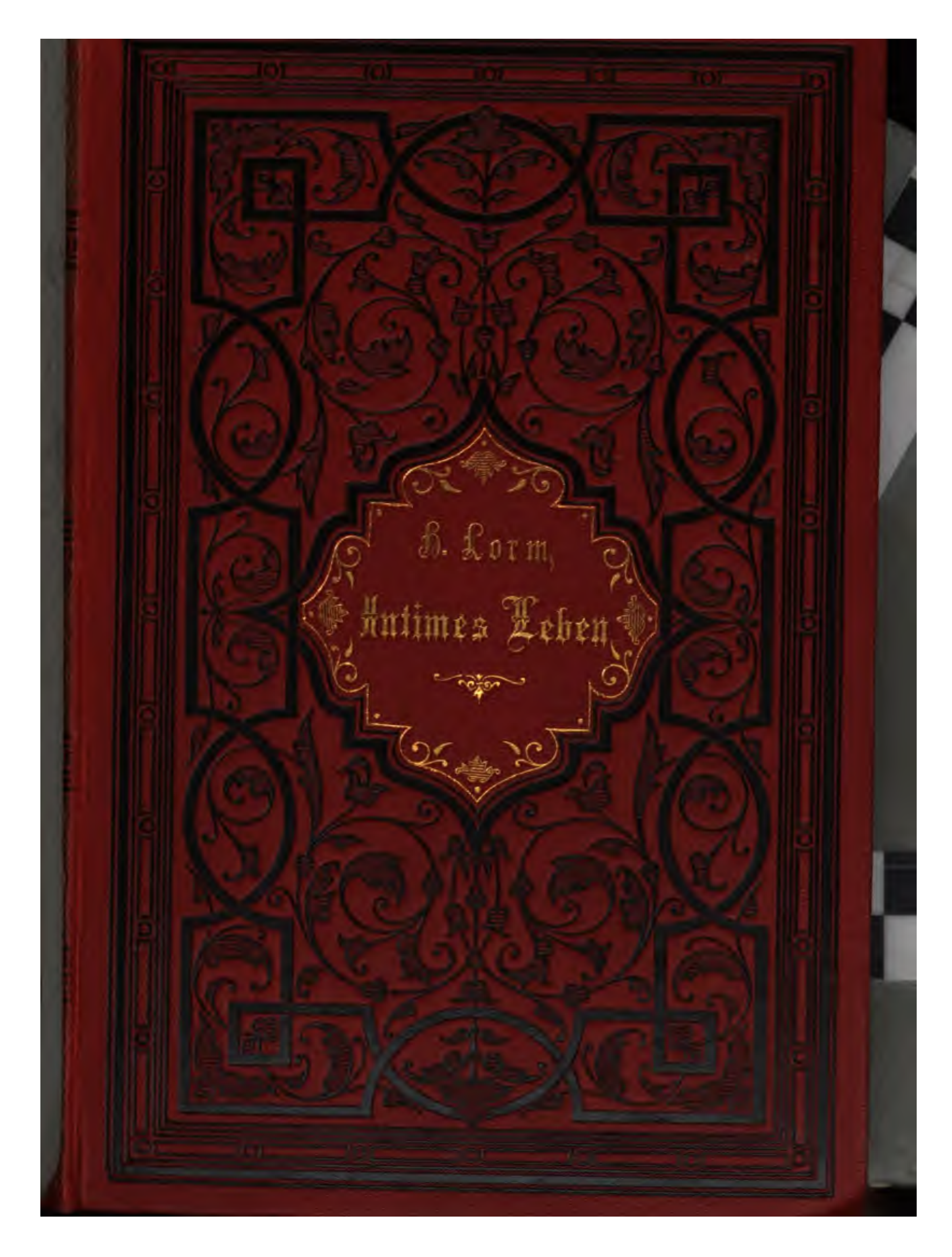

H. Lorm,
Intimes Leben


Dominicus





Intimes Leben.

Novelletten

von

Hieronymus Lorm.

Zweite Auflage.

Hamburg.

J. F. Richter.

1879.

Druck von J. F. Richter, Hamburg.

Frau Ida Fleischl

in Anerkennung und Anhänglichkeit

gewidmet.



Intimes Leben.

Inhalt.



Vorrede
zur zweiten Auflage.

Eine zweite Auflage setzt einen Autor schon in ein gewisses Verhältniß zum Publikum und erlaubt die Annahme, daß er Hunderten, Tausenden ein Gegenstand geworden sei, wenn er beim ersten Erscheinen seines Buches nur der blaße, nichtssagende Schatten war, den ein Mensch in Gestalt eines bedeutungslosen Namens auf ein Titelblatt wirft.

Hunderte, Tausende haben die nachfolgenden, sowie andere Novellen desselben Verfassers („Am Kamin," „Neue Novellen") von welchen Sammlungen ebenfalls eine zweite Auflage bald nach der hier vorliegenden erscheinen wird, bereits als Eigenthum erworben und gelesen, und inzwischen fügte es ein unbegreifliches Schicksal, daß von der Geistesentwicklung des unbedeutenden und noch dazu still und gleichsam

außerhalb der Welt lebenden Verfassers in Büchern und Zeitungen die Rede war. Wurzbach's biographisches Lexicon des „Kaiserthums Oesterreich" enthält lebensgeschichtliche Daten. Ernst Eckstein's verdienstvolle und reizend geschriebene „Beiträge zu einer Geschichte des Feuilletons" bringen Aufschlüsse über die philosophische Geistesrichtung des Verfassers dieser Novellenbücher, und selbst die so ungemein verbreitete und dadurch wie durch den Ernst und die Treue, womit sie im ursprünglichen Sinne ihres Entstehens fortwährend redigirt wird, zu einem Nationalschatz des deutschen Gemüthes gestaltete „Gartenlaube" widmet ihm aus der sinn- und gemüthvollen Feder des Dr. Paul Weidenbach eine Darstellung seiner äußern Leiden und innern Freuden.

Da es sich nun gefügt hat, daß der Mann, der schon deshalb den Ruhm nicht suchte, weil die geselligen Vortheile, die derselbe mit sich führt, einer weltabgezogenen Einsamkeit nicht zu Gute kommen können, dennoch einigermaßen bekannt geworden ist — haben nicht die erwähnten Hunderte, Tausende, die den Novellen

des Verfassers eine so thatsächliche, so werkthätige Theilnahme bewiesen, daß das Eintreten einer zweiten Auflage derselben nothwendig wurde, zunächst darauf Anspruch, über des Autors Lebens- und Bildungsgang einige Nachrichten aus authentischer Quelle zu schöpfen, nämlich aus ihm selbst?

Allein auch der Autor ist verpflichtet, sich diese Ansprüche als genau umgrenzte zu denken, denn sie werden vom Publikum seiner Novellen erhoben, beziehen sich also nicht auf lyrische oder philosophische Versuche, sondern nur auf jene Lebensmomente und Seelenbewegungen, die speziell zur Hervorbringung der Novellen geführt haben.

Ohne diese Selbstbeschränkung wäre es mir leicht, mein dürftiges, ereignißloses Dasein, das ein Grashalm unter Millionen Grashalmen ist, dennoch in einem dicken Buche zu beschreiben unter dem Titel: „Memoiren eines Mannes, der nichts erlebte“. Denn man glaubt es nicht, wie reich ein an Glücksfällen armes Leben ist und wie viele gleichsam individuell-historische Thaten ein König der Leiden vollbringt, um sich das Beherrschen und wahrhaft tyrannische

Unterdrücken seines trübseligen Volkes zu einer Lebensfreude zu machen.

In Augenblicken der Misanthropie, wenn man gerade über Lüge, Verrath, gemein-gebräuchlichen Wortbruch und andere Gebrechen der Leute zu klagen hat, mag man wohl zu der Anschauung gelangen, welche die ganze Welt für einen Kerker und die Menschen für das unvermeidliche Ungeziefer darin ansieht. Allein wie kein noch so großes äußeres Glück unter allen Umständen vor einer ähnlichen pessimistischen Weltbetrachtung bewahrt, wenn man nicht in seinem Innern die Befreiung und Erlösung aus den Kerkerbanden durchsetzt, die Natur und Schicksal um Jeden schlingen; — so kann andererseits kein Gefängniß, zu welchem das Unglück ein Einzelleben gestaltet, so eng und so finster sein, daß sein Boden nicht ungeahnte Rosen trüge und große Gestalten es füllten, die ungleich den irdischen Raumgesetzen den engen Kerker nur um so mehr erweitern, je zahlreicher sie ihn bevölkern.

Mein Leben war eine pensylvanische Einzelhaft, aber aus dem Bereich der Kunst und

der Philosophie sind große Gestalten darin aufgetaucht und mittelst der Ideen und Gefühle, die sie weckten, sind aus dem scheinbar so unfruchtbaren Boden Erzeugnisse emporgeschossen, denen von einigen strengen, aber unbefangenen Richtern die innere Berechtigung zugesprochen wurde, in der Literatur noch einige Zeit weiter zu bestehen.

Diese Urtheile haben allerdings nur theoretische Kraft und verbürgen Dem, was ich geschaffen habe, nicht den Weiterbestand in der Wirklichkeit. Hätte ich zu neuen Auflagen meiner lyrischen, philosophisch-ästhetischen und literarisch-kritischen Hervorbringungen neue Vorreden zu schreiben, so würde es zu den Memoiren des Mannes gehören, der nichts erlebte, die Schicksale jener Bücher zu erzählen. Insofern diese eine Zeit lang das Schicksal ihres Verfassers: Einsamkeit und Verlassenheit zu theilen hatten, wäre die Erzählung ein Stück zeitgenößischer Journal-Geschichte. Wie in heller heißer Mittagsstunde die meisten Schmetterlinge, so schwärmen in der literarischen Tagesgunst am meisten die leichtsinnig beschwingten Falter umher, die nichts mehr hervorbringen, und nur dazu gut sind,

sich begünstigend bald auf diese bald auf jene Blume zu setzen, um dem Publikum anzuzeigen, welche es pflücken solle. Was den Schmetterlingen dabei als Richtschnur dient, zu untersuchen, wäre eine Unterhaltung aus dem Gebiet der literarischen Naturgeschichte.

Unter dem Vergrößerungsglas der Mode erscheinen diese kleinen Geschöpfe als großartige Wesen; sie werden dann Editoren weitreichender Unternehmungen und diese finden dann gefällige Freunde, die wieder in großen Zeitungen proklamiren, die Welt brauche überhaupt fortan nichts Aehnliches mehr zu unternehmen, sie sei in dieser Beziehung bis an das Ende aller Tage versorgt und aufgehoben.

Eine unparteiische Geschichtsschreibung würde aus solchen Zuständen unwillkürlich ein Lustspiel machen. Zu ernsthaften Angriffen wäre dabei keine Veranlassung. Denn gegen derartige große Männer unserer Zeit die Waffen ergreifen, hieße meines Erachtens nur, diese seltsamen großen Männer verhindern, sich mit der Zeit selbst umzubringen.

So harmlose Leistungen, wie meine Novellenbücher, geben keine Gelegenheit, sie mit einem

Stück Zeitgeschichte einzuleiten; die thatsächliche Berücksichtigung, welche sie beim Publikum finden, fordert nur dazu auf, diesem mit einem Stück Lebensgeschichte zu dienen.

Meine Novellen sind sämmtlich in Baden bei Wien entstanden, wo ich viele Jahre lang, den Winter auf dem Lande nicht scheuend, die äußere Stille als den passendsten Schauplatz für meine innere Vereinsamung empfand. Der Herbst war mir dort immer produktiv und half mir die Geschichten und Träumereien, die aus Meditation und Beschaulichkeit entspringen, in feste novellistische Gestalten gießen.

* * *

Die Qualität des Weines und der Früchte, die der Herbst liefert, ist zweifelhaft, so lange sie nicht eingeheimst sind. Gewiß ist nur eine immer gleich volle Ernte an — welken Blättern, sowohl an solchen, die unter unserm Fuße rauschen, als an unsichtbaren, die von unseren Hoffnungen abfallen, unsere Seele mit einer welken Decke überziehen und einen immer kahlern

Herbst unseres Lebens bedeuten. So mag man wohl den Augenblick, in welchem die Natur den Ertrag des Sonnenjahres erschöpft, für den geeigneten halten, den Ertrag des menschlichen Daseins zu überschauen, wie denn auch mehrere nichtchristliche Völker auf diese Zeit, statt auf die starre, nichtssagende Leblosigkeit des Winters die Feier des neuen Jahres übertragen. Ist doch das eingebildete Neue eines Zeitabschnittes nur eine dürftige menschliche Satzung und fängt doch mit jeder Sekunde ein neues Jahr an! Allein nur Wenige, die gerade den Scheidemoment des Sommers zum Rückblick auf ihr Leben und Streben wählen, werden sich das schmerzliche Wort ersparen: Im Herbste das Herbste!

Der ideale Weinberg, der Weinberg des Herrn, gleichviel ob dieser Herr den Gott des Glaubens oder den Musengott bedeute, ob dieser Weinberg vom armen Cleriker oder vom armen Poeten bearbeitet werde, trägt bekanntlich nur sehr wenige und nicht besonders süße reale Beeren. Dem Schriftsteller liegt zwar für seine Erzeugnisse die Analogie mit dem Reben-

stock nahe genug, denn er wünscht ihnen dasselbe Schicksal, nur in umgekehrter Ordnung: sie sollen erst unter die Presse kommen und dann gelesen werden. Für seine wirkliche Existenz jedoch ist er hauptsächlich auf die Lese jener Trauben angewiesen, die — ihm zu hoch hängen, wobei weiter nichts Genießbares herauskömmt, als die Philosophie des Meisters Reinecke. Indessen hieße man mit Unrecht Poet, wenn man es nicht verstünde, was man nie wirklich besaß, nachträglich in ein ideales Besitzthum zu verwandeln, was man nur geschaut und niemals gepflückt hat, durch die Erinnerung zu einem unvergänglichen Eigenthum der Seele zu machen.

Ich denke darum in herbstlich sonnigen Tagen am liebsten an die Naturschönheiten, die ich besaß, indem ich sie schaute, ohne kostspielige Reisen antreten zu müssen, oder im Besitz einer prachtvoll gelegenen Villa zu sein. Denn entzückende Naturgenüsse liegen vor den Thoren Wiens, auf kurzer Wanderung zu erreichen, und jahrelang bin ich dem Zauber des Herbstes in der kleinen Stadt Baden bei Wien nachgegangen.

Dieses Baden hat mehrere Namensvettern in Deutschland und in der Schweiz und ich erinnere mich, daß man in Wien einen Engländer, der sich rühmte, des Deutschen schon ziemlich mächtig zu sein, in nicht geringe Verwirrung brachte durch die Frage: „Werden Sie heuer in Baden baden, oder in Baden-Baden baden?"

Dabei dürfte aber das österreichische Baden trotz der vielen gleichnamigen Ortschaften und Bäder ein Unicum in seiner Art sein. Die Natur ist nicht eben großartig und darf sich in dieser Beziehung nicht mit schweizerischen Gegenden, ja nicht einmal mit den Höhen am Saume des Schwarzwaldes messen. Sie trägt jedoch dort den ausgesprochenen Charakter niederösterreichischer Landschaft; der sanfte Wechsel von Hügel und Thal, die pittoreske Zusammenstellung von Wald und Feld geben ihr eine ganz eigenthümliche Lieblichkeit. Es giebt Wiener, die so verliebt sind in die landschaftlichen Reize dieser Gegend, daß sie ihr Leben für werthlos hielten, wenn sie nicht einen Theil desselben dort verbringen könnten. Sie legen in die Be-

wunderung dieser Natur sogar patriotischen Stolz, und ich kannte einen Wiener, der sich mit Baden so sehr identificirte, daß er, als ihm Fremde aus Norddeutschland eine Fernsicht im Helenenthale lobten, geschmeichelt abwehrte, als ob man ihm ein persönliches Kompliment gemacht hätte: „Bitte, bitte, Sie sind zu gütig.“

Baden ist ein Schwefelbad und der penetrante Geruch dieser mineralischen Substanz durchdringt die Luft stellenweise so stark, daß der Aufenthalt dort manchen Personen unleidlich wird. Andererseits schreibt man gerade diesem Umstand die besondere Süßigkeit und Milde der Badener Luft zu und Mancher nennt den Schwefelgeruch: „Badener Wohlgestank.“

Fast die ganze nächste Umgebung beherrscht das zierlich gebaute, mit seinem schneeweißen Gestein wie Marmor glänzende Schloß Weilburg. Es hat seinen Namen von einer Prinzessin von Weilburg, der Gemahlin des Erzherzogs Karl, des Siegers von Aspern, welcher nach Kaiser Joseph bisher der glorreichste Sprößling der Habsburg-Lothring'schen Dynastie war. Er ließ, als er Bräutigam war, das Gebäude

mit den umgebenden Anlagen und Gärten genau nach dem Muster des Heimathschlosses der Prinzessin errichten, so daß sie sich, als er seine junge Frau dahinführte, buchstäblich wie zu Hause glauben konnte. Das Schloß liegt zwischen Waldbergen, welche mit den Ruinen alter Ritterschlösser gekrönt sind, und schon um dieser Lage willen, abgesehen von allem sonstigen Interesse, ist Weilburg keine Langweilburg.

Mit seinem weißen Gliederbau in die Höhe steigend, beherrscht das Schloß wie ein schönes königliches Weib die ganze Gegend, so daß man sagte, der Erzherzog wohne am schlechtesten in Baden, denn Alle hätten die Aussicht auf die Weilburg, nur er nicht.

Die Geschichte dieser modernen Ritterburg, der Vorgänge, die sich in ihr zutrugen, seit sie besteht, seit 50—60 Jahren, würde bekräftigen, daß Baden bei Wien zwar nicht wegen seiner im Vergleich mit Alpenländern bescheidenen Naturschönheiten, aber wohl wegen seiner historischen Erinnerungen ein Unicum unter den Luxusbädern ist. Alle österreichischen Celebritäten dieses Jahrhunderts beinahe haben hier eine



Stätte der Ruhe oder mindestens des Ausruhens gefunden. Von dem politischen Mephistopheles Oesterreichs, von Gentz, von Beethoven, von Grillparzer weiß die Weilburg zu erzählen.

Der Lindkogel bei Baden ist einer der herrlichsten Punkte auf dieser Erde, was selbst Weltreisende, wie Scherzer, welche in den landschaftlichen Schönheiten beider Hemisphären geschwelgt hatten, begeistert bestätigten. Seine Lage ist so merkwürdig, daß man von der Spitze dieses etwa 2,600 Fuß hohen Berges drei Länder auf einmal übersieht: Niederösterreich, Steiermark, Ungarn, ein zugleich imposantes und reizendes Panorama von Bergen und Ortschaften, welches die Charakterverschiedenheiten im landschaftlichen Zauber sämmtlicher drei Länder genau erkennen läßt. Lange Jahre hindurch war der eigentliche Gipfel, im Volksmund das eiserne Thor genannt, so dicht mit Wald bewachsen, daß man keine Stelle finden konnte, von welcher aus die Gebirgswelt und zugleich die Ebene in derselben Rundsicht zu überschauen gewesen wären. In der von lieblichen Ortschaften belebten Ebene breitet sich

die ganze Badener Gegend mit dem Helenenthale und der Brühl aus, und der Blick schweift bis zum Kahlenberge und Wien; das Hochgebirge zeigt die kühnen Formen der schneebedeckten Riesenmarken zwischen Oesterreich und Steiermark. Für jede dieser beiden Richtungen mußte früher der vortheilhafte Aussichtspunkt erst aufgesucht werden.

Da ließ Baron Sina vor einigen Jahren den Gipfel lichten, und zugänglich machen und auf dem Plateau einen Aussichtsthurm erbauen.

Das 7 Klafter hohe Gebäude ist meilenweit sichtbar. Das Innere des Thurmes bildet ein Saal mit Eisenmöbeln und Wandgetäfel und einem sogenannten Orientierungstisch, dessen marmorne Platte ein Abbild der gesammten Rundschau trägt mit den Namen der Gebirge und Ortschaften. An den Wänden prangen in goldener Schrift Sprüche aus berühmten Dichtern. Schiller's „Der Oesterreicher hat ein Vaterland" u. s. w. durfte natürlich nicht fehlen; aber auch in den Werken Nikolaus Lenau's, Anastasius Grün's, J. G. Seidl's fanden sich Stellen, wie geschaffen, den Wanderer, der diese Höhen be-

tritt, zu denen der Weg von so dichtem Walde umhegt ist, daß die Fülle des zu Schauenden dem Auge nicht im Voraus verrathen werden kann, in eine poesievolle Stimmung zu versetzen, um ihn dadurch auf den Anblick vorzubereiten, der ihn beim Hinaustreten auf die Brüstung der Thurmspitze erwartet.

Da war es denn ein merkwürdiger Unterschied und Gegensatz, im Herbste 1866 die sächsischen Krieger, Unteroffiziere und Gemeine, und zugleich die auf Landparthien versessenen Wiener zu beobachten, wenn sie auf der Höhe des eisernen Thores im Thurmgemach anlangten.

Die sächsische Armee war in dem bezeichneten Jahre an Oesterreichs Seite im Kampfe gewesen, und unmittelbar vor dem Abschluß des Prager Friedens hatte ein Theil der sächsischen Truppen in Wien und Umgebung Garnison bezogen.

In dieser guten Stadt ist man der Meinung, deutsch-österreichischer Patriotismus wäre identisch mit der Liebe zur Haupt- und Residenzstadt Wien, und diese um ihrer vielen Sünden, Schwächen und Unleidlichkeiten willen öffentlich anklagen, hieße Verrath am Vaterlande begehen. Nun

kann man, wie Schreiber dieser Zeilen, mit ganzer Seele österreichischer Patriot und dennoch der Metropole Wien aus ganzer Seele abgeneigt sein. Eine nähere Begründung dieser Abneigung durch objective Darstellung der Wiener Einrichtungen und des Bürger- und Volkscharakters muß ich mir für eine andere Gelegenheit versparen. Der Aufenthalt der Sachsen in Baden aber gab eine concrete, in die Augen springende Veranlassung, den Unterschied zwischen den — Schulmeistern beider Länder zu erkennen, wenn man in den bezeichneten Herbsttagen, wie es in dieser Jahreszeit häufig geschieht, den Lindkogel bestieg. Die Wiener warfen keinen Blick auf die goldenen Inschriften an den Wänden, geschweige denn, daß sie dieselben gelesen hätten; nach heißer Wanderung sich noch bei solchem „Blümel-Blamel" aufhalten, „dös gibt's nöt". Das Wichtigste war die mit dem Thurmgebäude verbundene Restauration, und die Aussicht auf ungarische und steierische Gebirgszüge von geringerer Lockung, als die auf bayerisches und böhmisches Bier. Von den Sachsen jedoch kam niemals eine Gruppe an, die sich nicht vor

Allem mit staunenswerther Richtigkeit und Sachkenntniß über den Werth und Ursprung der poetischen Inschriften unterhalten hätte.

Es sind historische Erinnerungen aller Art, diese Herbstblätter, welche noch von untergegangenen Epochen übrig blieben, was in der Zeit der kühlen und doch sonnigen Tage Spaziergänge in Baden bei Wien zu einem sinnigen und beschaulichen Vergnügen macht. Es ist, als ob sich bunte Fäden aus den verschiedensten Jahrhunderten in der Phantasie des Wanderers zu einem eigenthümlichen Gewebe zusammenflechten würden, welches der Geist nicht müde werden kann zu betrachten und zu deuten. Viel zu dieser dem Zauber der Geschichte sich zuneigenden Stimmung tragen die Burgruinen bei, welche Baden und seine ganze Umgebung beherrschen. Natürlich sind sie für die Alltagsmenschen nichts weiter als Aussichtspunkte, die man sich rühmen kann, bestiegen zu haben und wo die üblichen Fremdenbücher vom Burgcastellan, einem schlichten Kirchendiener aus dem nächsten Dorfe, präsentirt werden, damit der schönen Natur die Gefühle, die sie im Busen von Nähmädchen, Ladendienern

und Primanern entzündet, nicht verloren gehen. Merkwürdig war mir unter den unendlich abgedroschenen Gefühlsäußerungen, welche jeden Sommer mit vielem Pathos und wenig Orthographie in diese Bücher eingeschrieben werden, die Sentenz, die ein Millionär zum Besten gab. Nach dem köstlichsten Diner hatte er sich von vier Pferden an den Fuß des Berges bringen und von zwei seiner gallonirten Diener in einer reich und weich austapezierten Sänfte zum Gipfel emportragen lassen. Vor dem Tische sich niederlassend, auf welchem das Fremdenbuch liegt, ergriff der Gute die Feder und schrieb gelassen: „Wie wenig braucht der Mensch, um glücklich zu sein."

Was in diesen Denkbüchern der Mittelmäßigkeit, die den Geist der Mehrzahl der Menschen regiert, an Versen zusammenfließt, und zu stehenden Sümpfen gereimter Gedankenlosigkeit sich gestaltet, könnte Menschen rasend und Steinen Bauchweh machen. Vergebens ist die Fluth des Unleidlichen durch das Sprüchlein zu bewältigen versucht worden:

„Es kehrt kein Ritter wieder, von Denen, die vertrieben,
Aus Furcht er müßte lesen, was Alles hier geschrieben."

* * *

Baden bei Wien mit seinen eigenthümlichen Naturgenüssen im Frühling und Sommer, mit seiner herbstlichen Stille und seiner winterlichen Verödung gab zum Theil die innere Anregung, zum Theil die ungestörte Ruhe, um die Ergebnisse nachsinnender Betrachtung in novellistischen Gebilden festzuhalten. Das Verhältniß derselben zur Wirklichkeit habe ich schon früher einmal mit den Worten bezeichnet: „Wer das Leben recht begreift, für den ist es weder ein Lustspiel noch ein Trauerspiel, sondern ein Schauspiel."

Allein das Schauen ist ein wesentliches Moment aller Kunst und an und für sich selbst eine Kunst. Indem es in meinen Novellen in Gestalt von Reflexionen und Betrachtungen vorwiegt, welche sich jedoch aus dem Stoff ergeben, nicht ihm äußerlich blos hinzugefügt sind, vertreten meine Dichtungen ein eigenthümliches Genre, das einigen Anklang bei jenem freilich nur kleinen, aber stetig wachsenden Publikum gefunden hat, welches an die erzählende Literatur nicht blos mit rohem Stoffhunger herantritt.

Das Schauen ist ein ruhiger Zustand des Gemüthes, womit aber nicht als gleichbedeutend

ausgesprochen ist, daß auch die Gegenstände des Schauens von idyllisch-ruhiger, leidenschaftsloser Natur sein müßten. Die novellistische Betrachtung läßt die Charaktere der Menschen in ihrer Wildheit und Ungebundenheit gewähren und hütet sich nur — mitzuspielen, oder sie ernster zu nehmen, als das Leben der Betrachtung überhaupt vorkommen kann, für welche alles Geschehende nur Symbol ist, aus welchem sie die ihm innewohnenden Ideen herauszieht.

Wie meine Manier, so hat auch mein Schicksal das Zugeständniß nicht gehindert, daß die nachfolgenden Novellen Spiegelbilder der Lebenswahrheit seien. Denn ein Dichter mag durch Beeinträchtigung der wichtigsten Sinnesorgane noch so sehr zur Abgeschiedenheit gezwungen sein, — immer gilt für ihn das Wort Heinrich Heine's: „Der Dichter bringt die Welt mit auf die Welt."

Dresden, im Januar 1878.

Der Verfasser.

Blanche.

1.

An einem Winternachmittag, dessen frühes Dunkel rasch und fast unerwartet auf einen kalten, aber ungewöhnlich sonnigen Mittag folgte, saßen zwei weibliche Gestalten auf kostbar überzogenen Tabourets in der Nische eines hohen Fensters. Die Jüngere wenigstens schien den Zauber von entre chien et loup zu empfinden, denn sie hatte eben durch eine Handbewegung die Lampe in der Hand des Dieners abgewiesen. Auch die Frau, die ihr gegenüber saß, gab dieser stummen Geberde keine andere Deutung als die des Gefallens an der Dämmerstunde. Im Herzen der Abweisenden selbst jedoch regte sich dafür noch ein anderer Grund. Nicht durch ein einziges Wort an den Diener hatte sie ihr Nachsinnen unterbrechen wollen, und wenn sie jetzt das auszusprechen im Begriffe war, worüber sie sann, so sollte kein Lichtstrahl die Gemüths-

bewegung verrathen, die sich dabei auf ihrem Gesichte spiegeln konnte. Solche Schüchternheit wäre wunderlich erschienen, wenn man sie geahnt hätte, denn die jüngere Dame war über die Zeit allzunaiven Mädchenthums hinaus; man konnte ihr sieben und zwanzig Jahre geben, und außerdem zeigte sie in ihren Aeußerungen und zuweilen auch in ihren Handlungen einen ungenirten Uebermuth, der sehr oft die Grenzen des Hergebrachten, wenn auch niemals die des Schicklichen überschritt. Was sie aber heute zu thun gewagt, das schien selbst ihr ein nicht mehr Erlaubtes, mit allem bisher Unternommenen gar nicht zu vergleichen, und sie mußte sich zu einem gewissen Muth zusammenfassen, um es zu gestehen, vor allem aber um nicht zu zeigen, daß sie es nur mit Zittern gestand. Sie konnte keine passende Einleitung finden und hoffte, daß ein angeknüpftes Gespräch leichter auf die Sache führen werde; als aber die ältere Dame fortwährend schwieg, sagte sie endlich: „Sprechen Sie doch, Madame! das ist die Stunde, in der ich am liebsten plaudere und in der Sie am liebsten schweigen. Nach unserem Vertrag

hierüber ist heute an mir die Reihe, meinen Willen durchzusetzen, daß gesprochen werden muß."

„Sie haben sich zu lange besonnen," erwiederte Madame, „mich daran zu erinnern, und jetzt ist die Zeit vorbei. Wollen Sie nicht Toilette machen, Blanche? Sie vergessen unser Diner und wir haben zu viele Gäste, als daß man sie im Hauskleid überraschen dürfte."

Mit leiser Stimme, die nur allmälig an Kraft gewann, entgegnete Blanche nach einer Pause: „Nein, Madame! Ich habe nicht nöthig, Toilette zu machen. Die Gäste werden nicht erscheinen; ich habe Allen absagen lassen."

„Auch dem General?" rief Madame mit einer Bestürzung im Tone, die im Dunkel in ihren Zügen nicht mehr wahrgenommen werden konnte.

„Auch dem General," entgegnete Blanche; „und ihm als der wichtigsten Person zuerst."

„Wollen Sie mir sagen," fragte Madame, nicht streng, sondern mit fast rührender Weichheit, „was Sie dem General melden ließen oder schrieben, welche Gründe Sie ihm angaben?"

„Keine, Madame," sagte Blanche; „nur daß ich nicht bei Laune; daß es mir innerlich unmöglich ist, und daß ich ihm glückliche Reise wünsche."

Ein Schweigen trat ein, Blanche konnte in der Dunkelheit bemerken, daß die Gestalt von Madame aus der gewöhnlichen bequemen und etwas gekrümmten Haltung gerathen und hoch aufgerichtet dasaß; immer ein Zeichen, daß die ältliche Frau von Schmerz, Zorn oder einer andern Gemüthsbewegung ergriffen worden. Was es aber diesmal auch war, Blanche wollte den Folgen ihrer Handlung gleichsam in's Angesicht sehen. Sie zog die Glocke. Licht wurde gebracht und der Diener verließ wieder das Gemach. Madame saß noch immer wie eine, in moderne Frauengewänder gehüllte Niobe da.

Endlich erhob sie sich, ohne daß ihr Oberkörper minder aufrecht geblieben wäre, und schritt einige Male auf und nieder. „Unglückliches Kind!" sagte sie endlich, vor Blanche stehen bleibend. „Sie haben sich die letzte Thür vermauert, durch die Sie zu einem Glück hätten kommen können. Jetzt leben Sie verlassen und sterben elend!"

„Sie nehmen es zu ernst," entgegnete **Blanche** gesenkten Hauptes; denn daß Madame nicht schalt, sondern blos klagte, ging ihr zu Herzen.

„Sie nehmen es viel zu tragisch. Der General wird von seiner Dienstreise zurückkehren und wenn ich dann dazu geneigt bin, so — kann das Diner immer noch stattfinden."

„Täuschen Sie sich nicht!" rief Madame. „Er wird nie mehr kommen. Der tapfere Mann ist nicht gewohnt, über Wunden zu klagen, auch über innerliche nicht; — und nur mit einer Klage auf den Lippen könnte er sich Ihnen wieder nähern. Eben so wenig wird er neue Wunden aufsuchen, wo er selbst keine schlagen kann; denn nur Diejenigen, die uns lieben, können auch wir verwunden. Sie aber, von Ihrer Gleichgültigkeit umpanzert, sind ihm unnahbar geworden. Wie?" fuhr sie lebhafter fort; „er rechnete auf diesen Tag als auf einen Wendepunkt seines Lebens; er setzte seine ganze Liebe und alles, was noch Jugend und Hoffnung in ihm ist, auf diese Karte. Wochen ließ er Ihnen Zeit, sich zu besinnen, zu entschließen! Und weil er wohl weiß, daß Sie ihn stets nur

als einen älteren Freund betrachtet, weil er keinen Augenblick verkannt hat, daß er auf die Rechte eines Jünglings verzichten muß, wenn auch sein Herz noch nicht darauf verzichtet hat, so wollte er Ihre Erklärung nicht in einsamer Stunde empfangen, unter Thränen und im Rausch der Empfindungen. Voll heiterer Geselligkeit, wie er sich das mit Ihnen verknüpfte Leben dachte, sollte der erste Moment dieser Verknüpfung sein. An der Tafel, unter allen Ihren Freunden, sollten Sie ihn zum ersten Male Ihren Verlobten nennen, und Sie haben Ihre Zustimmung gegeben. Leugnen Sie es nicht! Sie sagten: wenn sich bis zum heutigen Tage nichts ereignet, was seinen und meinen Wünschen — Sie hätten besser gesagt, Ihrem Glück — entgegentritt! Ihr Schwanken und Zögern ließ von Tag zu Tag nach; ich gab ihm die besten Hoffnungen. Er war zu diskret, sie sich selbst zu holen. Er wäre nicht im Stande gewesen, von seiner Sehnsucht zu schweigen und wollte doch nicht zudringlich auf Ihre Entschließung einwirken. Ereignet hat sich, so viel ich weiß, nichts bis jetzt. Ich gab ihm Ge-

wißheit, ich lud in Ihrem Namen die Freunde — und nun!?"

Der Ton von Madame war härter geworden. Sie ließ sich an dem Tisch nieder, auf welchem die Lampe stand, so daß das volle Licht derselben auf sie fiel, während Blanche, mehr im Dunkel bleibend, sie zwar ernst, aber offenen Auges betrachtete. Sie schien mit Absicht das Gewitter völlig austoben lassen zu wollen.

„Ich bin nicht so albern," fuhr Madame fort, „nach einem Grund Ihrer Sinnesänderung zu forschen; denn wenn Sie gewohnt wären, nach Gründen zu handeln, so würden Sie diesen Frevel nicht begangen haben. Aber seit wir aus unserem öden Waldschloß herausgekommen, seit Sie in der Welt leben und mündig geworden sind, ist ein böser Geist der Veränderungssucht, des Uebermuths, vor allem der Willkür, eine unberechenbare Launenhaftigkeit in Sie gefahren. Es ist aber unrecht von mir, daß mich dies kränkt und erbittert. Denn in Wahrheit, was kümmert es mich? Wir sind nicht verwandt; ich bin gegenwärtig nichts als Ihre besoldete Gesellschafterin!"

„O, Madame!“ rief Blanche, von diesem Wort erschüttert, und es schien, daß ein Schluchzen, das sie nicht zum Ausbruch wollte kommen lassen, sie hinderte mehr zu sagen.

„Aber Sie zerstören mir die Vergangenheit?“ sprach Madame ununterbrochen weiter. „Meine Eigenliebe blutet. Ich dachte, Sie vortrefflich erzogen und gebildet zu haben. Und endlich, da sich dies bewähren sollte, nach zwanzigjähriger Pflege, ein mißrathenes Werk vor mir zu sehen! Wer hätte das gedacht? Als Sie noch allein mit mir lebten, da waren Sie ganz Demuth und Ergebung, da zeichnete Sie ein charaktervolles Festhalten an dem einmal für richtig Erkannten aus. Seitdem hat ein bitterböser Trotz gegen die Welt in Ihnen Herrschaft gewonnen und Ihr Wesen völlig zerstört. Und doch sollten Sie dieser Welt, die Sie so sehr anfechten, dankbar sein. Sie hat sich von Ihnen und für Sie manches Vorurtheil aus den Händen winden lassen, daß Sie sonst arg betroffen hätte. Vergessen Sie nicht, daß Sie wie in die Luft gestellt sind, daß Sie keinen natürlichen Schützer gegen Beleidigungen und selbst gegen

Schimpf haben, und daß Sie, wenn in den zartesten Punkten Ihrer Existenz angegriffen, schlimmer bedacht als sonst eine vater- und mutterlose Waise, nicht einmal hinter ein Grab ohne Scheu und mit Ehre sich flüchten können!"

Nie noch als auf äußere Veranlassung hatte Madame diese empfindliche Stelle, und stets nur mit Liebe und Schonung berührt. Zum ersten Male, so weit Blanche zurückdenken konnte, geschah es mit Härte. Das Mädchen wurde zuerst todtenbleich. Gleich darauf aber, zur Verwunderung von Madame selbst, die schon bereuet haben mochte, zu weit gegangen zu sein, war der Glanz in des Mädchens Augen nicht der von Thränen, sondern der einer gewissen Befriedigung, selbst des Triumphes. Madame wurde dadurch vermocht zu glauben, ihre Worte hätten einen unerwarteten Eindruck hervorgebracht, und indem sie einen Blick auf die Pendule warf, sagte sie lind und schmeichelnden Tones: „Wollen Sie nicht dem General schreiben, er möge sich mit dem Adjutanten einfinden, und Ihr früheres Absagen beruhe auf einem Mißverständniß? Wir sind dann noch immer vier

Personen am Tische; genug, um keine Ihnen verhaßte Sentimentalität aufkommen zu lassen!"

Blanche beugte das Haupt leicht zurück, die Augen halb schließend, während ein Zug der Trauer ihren Mund noch mehr zu verkleinern schien. Madame kannte diese Bewegung; sie war dem Mädchen schon als Kind natürlich gewesen, um eine unüberwindliche Verneinung, eine Unmöglichkeit auszudrücken, etwas Gefordertes zu leisten. Madame sagte nichts mehr. Sie erhob sich, im Begriff das Zimmer zu verlassen. An der Thür wurde sie von der nacheilenden Blanche umschlungen, die sanft zu ihr sprach: „Wollen Sie noch einmal meine alte, liebe, gute, nachsichtige Mutter sein, wie Sie es bisher immer gewesen?"

Madame gab ihre stramme Haltung nicht auf. Sie zürnte folglich noch.

Aber Blanche fuhr uneingeschüchtert fort: „Es ist ein Geschenk, das ich von Ihnen begehre. Sie sollen mir diesen Abend schenken, Madame, und sich selbst in ihm. Sie sollen mich nur heute noch mit meinem treuen Mütterchen schalten und walten lassen, wie ich will! Und wenn

der Abend vorüber, und das Morgen ist wie das Gestern war, und meine Laune noch immer so verrückt und wandelbar, dann verspreche ich Ihnen — und Sie wissen, ein Versprechen war mir immer heilig — daß Sie fortan mit mir thun sollen dürfen, was Ihnen beliebt."

„Und was soll an diesem Abend geschehen?" fragte Madame, fürchtend, daß irgend eine Thorheit im Werke, die nicht mehr zu verhindern wäre.

„Vorerst wollen wir sehen, ob wir heute noch zu einem Diner kommen," sagte Blanche, und nahm den Arm der ältern Frau, wie um sie nach dem Speisesaal zu geleiten. Es war aber nicht der große Saal, in den sie gelangten; nur ein geräumiges Gemach, behaglich erwärmt und mild beleuchtet. An den Wänden hingen Zeichnungen, Stahlstiche und kolorirte Bilder, zum Theil von der Hand des Mädchens selbst, zum Theil Kunstwerke von Meisterhand; sie versinnlichten sämmtlich dieselbe Landschaft und denselben Ort, nur von verschiedenen Seiten und mit veränderten Staffagen und Lichteffekten. In der Mitte aber stand ein Tisch, der zum

großen Erstaunen von Madame vier Gedecke trug. Wohl fragte diese; aber statt zu antworten, stellte Blanche mit vieler Geschäftigkeit ein tragbares Tischchen zum Fauteuil, holte eine kleine Karaffe mit spanischem Weine und ein Körbchen mit Bisquits und sagte, nachdem Madame halb wider Willen sich im Fauteuil niedergelassen: „Ich will nun doch ein wenig Toillete machen! Nehmen Sie indessen Ihre Bisquits, wie Sie es vor Tische lieben. Ich bin gleich wieder da."

Sie enteilte, und als sie nach einer Weile zurückkehrte, konnte Madame einen Schrei der Ueberraschung beinahe nicht unterdrücken. Die Ueberraschung machte einer seltsamen Bewegung Platz, die sich auf der sonst so streng scheinenden Miene der alten Frau wie eine plötzliche Wehmuth spiegelte. Blanche stand vor ihr in ländlicher Tracht, als wäre sie einem der Bilder entstiegen, die an den Wänden hingen. Auch das Haar war dem entsprechend geordnet. Aber die Gewänder waren nicht neu und hatten keineswegs das kokette Ansehen des Kostümes einer Opernchoristin. Wenn sie eben durch ihren

Mangel an Neuheit an eine hingeschwundene Zeit erinnerten, so schienen sie auch um die Gestalt des Mädchens den Zauber jener Zeit wieder zu sammeln, allen Schimmer von Jugend und Naivetät, welchen zehn Jahre sonst nach und nach abzustreifen pflegen. Nie hatte Blanche während dieser zehn Jahre diese Kleider, etwa zu Scherz oder Spiel, wieder getragen. Für sie knüpfte sich daran der höhere Ernst einer Erinnerung, einer Lebensepoche, welchen sie nicht durch ein frivoles Schaustellen hatte entweihen mögen. Um so überraschender war jetzt ihre Erscheinung in dieser Tracht für Madame, die, tief ergriffen, sich unwillkürlich erhob und Blanche lautlos, aber mit mütterlicher Innigkeit an ihr Herz drückte.

Das war seit lange nicht geschehen. Dergleichen Liebkosungen gehörten nicht zu den gewohnten Manieren der alten Frau. Blanche bekämpfte gewaltsam ihre Rührung und als Madame sich wieder niedergelassen, kauerte sie sich auf ein Schämelchen zu ihren Füßen.

„Jetzt sind wir wieder im öden Waldschloß,“ sagte sie, „das doch nicht so öde war, als es die

wimmelnde Welt ist! So saß ich oft und am liebsten. Alles dünkt mich, ist, wie es war. Daß ich um zehn Jahre älter geworden, läßt mich gleichgültig; ich bin nicht eitel. Nur einen einzigen gewaltigen Unterschied giebt es: daß ich damals mit Sehnsucht an die mir verschlossene Welt dachte, während ich jetzt mit Sehnsucht nach dem verschlossenen Hause zurückblicke!" Sie schwieg einen Augenblick, eh' sie fortfuhr: „Wie glücklich war ich damals! Zwischen den Studien in Büchern und den Arbeiten meiner kleinen Landschaft schaukelte sich mein Leben wohlig und gesund. Mit den liebenswürdigsten Thieren lebte ich auf freundschaftlichem Fuße. Meine zwei Kühe verehrten mich aufrichtig, meine Ziegen, meine Hühner und Enten kannten mich persönlich. Pony und Windspiel liebten mich heiß und mit erbitterter Eifersucht. Vom Wald trat jedes Jahr ein neues Stück zu meinem Park über als wohldressirter Rekrut. Im Sommer besuchten uns die lautesten Vögel, im Winter hielt ich sie in warmer Gefangenschaft. Dazu Menschen, so waldfrisch und tannengrad, mit Seelen so treuherzig wie das Auge eines

frommen Thieres! Erinnern Sie sich, Madame, an die Erntefeste und Tanzunterhaltungen mit der Familie des Roßbauern und wie wir dann die beiden Alten und ihre Kinder und Kindeskinder zu uns in den Wald beschieden und das ganze himmlische kleine Haus voll Lust und Gesang war und voll himmelhoher Freude? Haben wir seitdem einen Ball mitgemacht, auf dem ich so erhaben fröhlich gewesen wäre, so glückselig, und mitten darin so fromm und rein, daß ich vom Tanzplatz hätte in die Kirche eilen können, ohne dazu einer anderen Stimmung zu bedürfen?"

„Und was hätte daraus werden sollen," sagte Madame, „wenn das so fort gegangen wäre? Je mehr Ihre Bildung zunahm, je faßlicher aus Büchern und aus Gesprächen mit mir die Welt vor Ihrer Ahnung aufstieg, um so nüchterner und unleidlicher wurde Ihnen, was Ihnen jetzt wieder wie ein schönes Märchen erscheint, welches erlebt zu haben, Sie kaum sich überreden können. So war es nicht blos Ihre Bestimmung, auch Ihr lebhaftester Wunsch, aus dem abenteuerlichen Zustand herauszukommen,

und sich der Welt, wenn möglich, ordnungsmäßig einzufügen. Eine Möglichkeit dazu haben Sie erst heute wieder leichtsinnig vernichtet!"

„Ja, ich sehnte mich damals heraus aus diesem Glück," rief Blanche, „wie ich mich jetzt darein zurücksehne. Aber nennen Sie dies nicht inkonsequent, Madame, nicht kurzsichtig, eher weitsichtig. Ja, wir sind weitsichtig für das Glück; wir erkennen es erst — wenn es uns fern ist. Was uns schon in der Wiege geschenkt wird, das besitzen wir nicht. Das Glück muß erstrebt, erreicht werden, und dazu muß es fern sein. Blind und ohne Bewußtsein geben wir es auf, um sehnenden Auges es wieder zu begehren, und dann erst wirklich zu besitzen. Ich habe einen angebornen Drang, ich möchte sagen, ein Talent für diese Art von Glück, und es ist nur eine Konsequenz solchen Dranges, daß ich es damals verließ, um mich jetzt wieder darnach zu sehnen."

Das Gespräch wurde durch ein Geräusch unterbrochen, bei welchem Blanche lebhaft emporfuhr und gespannten Auges nach der großen Eingangsthür blickte.

Der Bediente führte zwei Gestalten ein, welche der alten Frau nie gesehene Fremde dünkten. Der zuerst Eintretende hatte nach seiner Tracht und kleinen Figur, die gedrungen und wohlgenährt war, das Ansehen eines Pächters vom Lande und trat sicher und mit Selbstbewußtsein auf. Ihm folgte ein schlanker Jüngling, in nicht eben modischer, doch städtischer Kleidung, nur durch seine Schüchternheit verrathend, daß er auf dem Boden, den er jetzt betrat, nicht heimisch war.

Blanche reichte dem zuerst Eingetretenen die Hand, die dieser kräftig schüttelte und dann sogleich sich zu Madame wandte, um auch ihr die Hand zu drücken.

Madame hatte ihren Oberkörper zu unglaublicher Länge aufgerichtet und saß starr und steif, wenn ihr Gesicht auch nur den Ausdruck des Erstaunens trug. Erst als der Fremde mit wohlklingender, tiefer Stimme rief: „So vergißt man seine alten Freunde, auch den Cyprian?" sank sie ein wenig in sich zusammen und schrie beinahe mehr als sie sagte: „Der Cyprian, der Sohn des Roßbauern! Wie ist denn das möglich?"

Nun zog Blanche auch den Jüngling heran, der noch immer schüchtern an der Thüre stand, indem sie zu Cyprian sagte: „Der Herr ist wohl Ihr Vetter, der hier studirt?"

Cyprian nickte bejahend, gab dem Vetter einen Wink, herbei zu kommen, und sagte dann: „Er hat den hochstädtischen Namen Viktor, heißt aber sonst noch Moosglauber wie ich, und bestrebt sich eifrig, diesen schönen Namen durch ein vorgesetztes „Doktor" bei den Bauern um seinen Kredit zu bringen."

Man setzte sich zu Tische, nachdem Blanche versichert, daß die für Madame nöthige Aufklärung über dies Zusammentreffen während der Mahlzeit erfolgen werde.

Wir aber dürfen diese Aufklärung keineswegs ausschließlich in jenen äußern Umständen suchen, die bei diesem Anlasse zur Sprache kamen.

2.

Blanche hatte, wie gewöhnlich an sonnigen Mittagen im Winter, auch an diesem Tage einen Spaziergang durch die Stadt gemacht, nur von einem Diener in Livrée gefolgt. Sie ver-

mied bei solchen Gängen, wenn sie von Madame nicht begleitet war, die elegante Promenade und richtete ihren Weg nach den Vorstädten, wo ihre Sehnsucht nach stillem Leben durch manchen, fast ländlichen Eindruck angenehm berührt ward. Schon war sie auf dem Rückwege, als ihr an der Brücke, welche zwei Stadttheile verbindet, ein schwer beladener Frachtwagen, von vier starken Rossen gezogen, entgegenkam. Neben einem der vordersten Rosse schritt der Fuhrknecht in blauer Blouse, sein Gespann durch Zuruf und mittelst der langen Peitsche lenkend. Blanche mußte stehen bleiben, bis der Wagen an ihr vorüber war, und schon wollte sie, da dies geschehen, ihren Weg wieder fortsetzen, als ihr ein Mann auffiel, der unmittelbar hinter dem Wagen einher schritt und, wie nicht zu verkennen, gleichfalls dazu gehörte. Sie wollte sich Gewißheit verschaffen, ob sie durch eine Aehnlichkeit sich nicht habe täuschen lassen und kehrte um. Eilenden Schrittes überholte sie den Mann und sah ihm in's Gesicht. Jetzt wurde auch er aufmerksam auf sie, und kaum hatte er sie einige Sekunden lang betrachtet, als er mit

einer Geberde unendlicher Freude ihre beiden Hände faßte und mit einem halbunterdrückten Jauchzen rief: „Weißchen, Weißchen! Sie sind es? Das ist mir einmal ein Glück!"

„Also wirklich der Cyprian? rief Blanche, ihre Hände ihm willig überlassend und die seinen kräftig drückend.

Cyprian war der einzige Sohn und das jüngste Kind eines Bauern, der wegen seiner Vorliebe für Pferde und des Geschäftes, das er damit betrieb, indem er immer welche zu schweren Fuhren auszuleihen hatte, der Roßbauer genannt wurde. Der Sohn mochte jetzt etwas über dreißig Jahre zählen, und es war um so verwunderlicher für Blanche, ihn wieder zu sehen, und noch dazu wie es schien, im Geschäfte seines Vaters, als Cyprian vor etwa zehn Jahren, um dieselbe Zeit, als Blanche ihr Waldhaus aufgegeben hatte, zum Schmerz seiner Eltern in die weite Welt gezogen war, mit dem festen Vorsatz, sich für immer vom Bauernstande loszusagen, um nach Einholung versäumter Studien eine bürgerliche Stellung in der Gesellschaft zu suchen, in den Reihen der civilisirteren Stände.

In der That hatte sich Cyprian seitdem, bis vor ungefähr zwei Jahren, so gut es gehen wollte, in der Welt herumgetrieben, und Kenntnisse mancherlei Art und auch eine gebildete Ausdrucksweise sich angeeignet, so daß an seiner Sprache, wenn er nicht mit Absicht den heimischen Dialekt gebrauchte, Niemand den Bauern erkannte. Mit seinen sonstigen Plänen aber hatte es nicht gelingen wollen. Es war ihm entweder die Ausdauer oder das Glück abgegangen. Von verschiedenen unternommenen Versuchen war keiner geeignet gewesen, ihm eine positive Lebensstellung zu verschaffen. Eine Zuschrift des Ortspfarrers, in welcher die Entfernung vom Hause und das Aufgeben des Bauernstandes als Sünde an seinen Eltern und auch gewissermaßen als eine Apostasie dargestellt wurde, da Cyprian der einzige Sohn war, hatte ihn endlich zur Rückkehr bestimmt, und wenn er aufrichtig gegen sich selbst sein wollte, mußte er sich sagen, daß der Brief nur seiner falschen Scham zu Hilfe kam, die ihn nach gänzlich mißglückten Versuchen gehindert, aus eigenem Antrieb heimzukehren. Bald darauf hatte er seinem Vater die

einer Geberde unendlicher Freude ihre beiden Hände faßte und mit einem halbunterdrückten Jauchzen rief: „Weißchen, Weißchen! Sie sind es? Das ist mir einmal ein Glück!“

„Also wirklich der Cyprian? rief Blanche, ihre Hände ihm willig überlassend und die seinen kräftig drückend.

Cyprian war der einzige Sohn und das jüngste Kind eines Bauern, der wegen seiner Vorliebe für Pferde und des Geschäftes, das er damit betrieb, indem er immer welche zu schweren Fuhren auszuleihen hatte, der Roßbauer genannt wurde. Der Sohn mochte jetzt etwas über dreißig Jahre zählen, und es war um so verwunderlicher für Blanche, ihn wieder zu sehen, und noch dazu wie es schien, im Geschäfte seines Vaters, als Cyprian vor etwa zehn Jahren, um dieselbe Zeit, als Blanche ihr Waldhaus aufgegeben hatte, zum Schmerz seiner Eltern in die weite Welt gezogen war, mit dem festen Vorsatz, sich für immer vom Bauernstande loszusagen, um nach Einholung versäumter Studien eine bürgerliche Stellung in der Gesellschaft zu suchen, in den Reihen der civilisirteren Stände.

In der That hatte sich Cyprian seitdem, bis vor ungefähr zwei Jahren, so gut es gehen wollte, in der Welt herumgetrieben, und Kenntnisse mancherlei Art und auch eine gebildete Ausdrucksweise sich angeeignet, so daß an seiner Sprache, wenn er nicht mit Absicht den heimischen Dialekt gebrauchte, Niemand den Bauern erkannte. Mit seinen sonstigen Plänen aber hatte es nicht gelingen wollen. Es war ihm entweder die Ausdauer oder das Glück abgegangen. Von verschiedenen unternommenen Versuchen war keiner geeignet gewesen, ihm eine positive Lebensstellung zu verschaffen. Eine Zuschrift des Ortspfarrers, in welcher die Entfernung vom Hause und das Aufgeben des Bauernstandes als Sünde an seinen Eltern und auch gewissermaßen als eine Apostasie dargestellt wurde, da Cyprian der einzige Sohn war, hatte ihn endlich zur Rückkehr bestimmt, und wenn er aufrichtig gegen sich selbst sein wollte, mußte er sich sagen, daß der Brief nur seiner falschen Scham zu Hilfe kam, die ihn nach gänzlich mißglückten Versuchen gehindert, aus eigenem Antrieb heimzukehren. Bald darauf hatte er seinem Vater die

Augen zugedrückt, dem er versprochen, die Wirthschaft zu übernehmen und zu behalten. Daß er nun hätte heirathen müssen, verstand sich von selbst; doch war er damit noch nicht in's Reine gekommen.

Seine Begegnung mit Blanche mußte ihn lebhaft ergreifen, denn sie hatte, ohne es zu wissen, die Schuld getragen, wenn sein Leben nicht im gewohnten Geleise der ihm vom Hause aus bestimmten Sphäre geblieben und von fremdartigen Wünschen gekreuzt worden war. Wer kann die Nachwirkungen bestimmen, die der fortwährende Anblick eines seltsamen und abenteuerlichen Verhältnisses auf Menschen übt, die in ihrer ländlichen Einfalt alles wie verzaubert anstaunen, was von dem Hergebrachten sich unterscheidet?

Blanche war von ihrer Kindheit an eine fremdartige Erscheinung für das Dorf gewesen. Ohne daß man ihre Abkunft oder ihre Bestimmung kannte, sah man sie, seit sie ein Jahr alt war, in dem Hause am Saum des Waldes leben, in alleiniger Gesellschaft einer Frau, die auch im Dorfe nie anders als „Madame" ge-

nannt worden, aber offenbar nicht ihre Mutter war. Wenn nun auch, als die Kleine heranwuchs, theils ländliche Beschäftigungen, theils der Umgang mit der Familie des Roßbauern nähere Beziehungen zwischen dem Haus und dem Dorf herbeiführten, so sah man doch, daß das Mädchen im Uebrigen wie ein feines Stadtfräulein behandelt und erzogen wurde. Madame und der Ortspfarrer theilten sich in die Sorge für ihre Bildung. Zu einer schönen Jungfrau herangeblüht und im Begriffe, in die große Welt der Hauptstadt eingeführt zu werden, mußte sie dem Bauernsohn Cyprian wie ein Ideal erscheinen, welchem einst, zu Wünschen und Hoffnungen berechtigt, sich nähern zu können, ihm das schönste Ziel seines Lebens dünkte. Was ihn darin noch bestärkte, waren Andeutungen, die er hie und da aufgegriffen, daß, wenn Blanche auch von vornehmer Abkunft, doch ein Makel an ihrer Geburt haften müsse, welcher den Unterschied des Standes zwischen ihr und ihm auszugleichen im Stande sein würde, wenn nur kein Unterschied der Bildung mehr herrschte. Das war der geheime Antrieb seines Scheidens

aus dem Vaterhause gewesen. Und wenn er ihn auch im Laufe der Zeit und der Erfahrungen als einen kindischen Traum zu belächeln anfing; wenn er auch endlich einsah, daß nur Phantasie und nicht Leidenschaft dabei im Spiele gewesen: Blanche war ihm immer eine liebliche Erinnerung geblieben, und er hätte jedem Zufall gedankt, der sie ihm wieder einmal entgegengeführt haben würde. Als er jedoch heimgekehrt und wieder Bauer geworden war, gab er den Gedanken völlig auf, daß jener Traum seiner Jugend jemals verwirklicht werden könnte. Er vermochte Blanche als die Frau eines Arztes, eines Kaufmanns, oder Beamten sich zu denken, aber unter keinen Umständen als eine Bäuerin. Trotzdem konnte er noch immer nicht zu einer Wahl sich entschließen. Er hatte auf seinen Irrfahrten durch die Welt den Reiz städtischer Frauenerziehung kennen gelernt, und hätte ihn bei einem Mädchen aus dem Dorfe ungern vermißt. Andererseits konnte er keiner Städterin zumuthen, die Arbeiten und die Einförmigkeit eines Lebens auf sich zu nehmen, wie es der Landmann führt. Wie eine Wiederkehr seiner

Jugend stand nun mit einem Male Blanche vor ihm. Der Wagen war schon weit voraus und immer noch hielt er ihre Hände und vermochte sich kaum zu fassen. Endlich bat er sie, ihn noch ein kleines Stück Weges zu begleiten.

Sie ging langsam an seiner Seite. Wie es bei einem ergreifenden Wiedersehen zumeist geschieht, daß man des Unbedeutendsten zuerst erwähnt, erzählte auch er die Veranlassung, die ihn nach der viele Meilen weit entfernten Stadt gebracht. Er hatte im Sinne die Pferde zu verkaufen, und der Käufer wartete schon bei dem Magazin, wo der Wagen abgeladen werden sollte. Aus den Gegenfragen des Mädchens erst entnahm er die Gelegenheit, seiner Schicksale in der Welt, seiner Wiederkehr zum väterlichen Beruf und seines noch unvermählten Standes flüchtig zu gedenken.

Auch Blanche war auf eine ihr selbst unerwartete Weise von diesem Zusammentreffen erschüttert. Es war ihr, als ob ihre verzehrende Sehnsucht nach der Idylle ihrer Jugendzeit, nach all den Eindrücken des Naturlebens, welche sie, je mehr sie dieselben entbehren mußte, für

Nun zog Blanche auch den Jüngling heran, der noch immer schüchtern an der Thüre stand, indem sie zu Cyprian sagte: „Der Herr ist wohl Ihr Vetter, der hier studirt?“

Cyprian nickte bejahend, gab dem Vetter einen Wink, herbei zu kommen, und sagte dann: „Er hat den hochstädtischen Namen Viktor, heißt aber sonst noch Moosglauber wie ich, und bestrebt sich eifrig, diesen schönen Namen durch ein vorgesetztes „Doktor“ bei den Bauern um seinen Kredit zu bringen.“

Man setzte sich zu Tische, nachdem Blanche versichert, daß die für Madame nöthige Aufklärung über dies Zusammentreffen während der Mahlzeit erfolgen werde.

Wir aber dürfen diese Aufklärung keineswegs ausschließlich in jenen äußern Umständen suchen, die bei diesem Anlasse zur Sprache kamen.

2.

Blanche hatte, wie gewöhnlich an sonnigen Mittagen im Winter, auch an diesem Tage einen Spaziergang durch die Stadt gemacht, nur von einem Diener in Livrée gefolgt. Sie ver-

mied bei solchen Gängen, wenn sie von Madame nicht begleitet war, die elegante Promenade und richtete ihren Weg nach den Vorstädten, wo ihre Sehnsucht nach stillem Leben durch manchen, fast ländlichen Eindruck angenehm berührt ward. Schon war sie auf dem Rückwege, als ihr an der Brücke, welche zwei Stadttheile verbindet, ein schwer beladener Frachtwagen, von vier starken Rossen gezogen, entgegenkam. Neben einem der vordersten Rosse schritt der Fuhrknecht in blauer Blouse, sein Gespann durch Zuruf und mittelst der langen Peitsche lenkend. Blanche mußte stehen bleiben, bis der Wagen an ihr vorüber war, und schon wollte sie, da dies geschehen, ihren Weg wieder fortsetzen, als ihr ein Mann auffiel, der unmittelbar hinter dem Wagen einher schritt und, wie nicht zu verkennen, gleichfalls dazu gehörte. Sie wollte sich Gewißheit verschaffen, ob sie durch eine Aehnlichkeit sich nicht habe täuschen lassen und kehrte um. Eilenden Schrittes überholte sie den Mann und sah ihm in's Gesicht. Jetzt wurde auch er aufmerksam auf sie, und kaum hatte er sie einige Sekunden lang betrachtet, als er mit

einer Geberde unendlicher Freude ihre beiden Hände faßte und mit einem halbunterdrückten Jauchzen rief: „Weißchen, Weißchen! Sie sind es? Das ist mir einmal ein Glück!"

„Also wirklich der Cyprian? rief Blanche, ihre Hände ihm willig überlassend und die seinen kräftig drückend.

Cyprian war der einzige Sohn und das jüngste Kind eines Bauern, der wegen seiner Vorliebe für Pferde und des Geschäftes, das er damit betrieb, indem er immer welche zu schweren Fuhren auszuleihen hatte, der Roßbauer genannt wurde. Der Sohn mochte jetzt etwas über dreißig Jahre zählen, und es war um so verwunderlicher für Blanche, ihn wieder zu sehen, und noch dazu wie es schien, im Geschäfte seines Vaters, als Cyprian vor etwa zehn Jahren, um dieselbe Zeit, als Blanche ihr Waldhaus aufgegeben hatte, zum Schmerz seiner Eltern in die weite Welt gezogen war, mit dem festen Vorsatz, sich für immer vom Bauernstande loszusagen, um nach Einholung versäumter Studien eine bürgerliche Stellung in der Gesellschaft zu suchen, in den Reihen der civilisirteren Stände.

In der Thal hatte sich Cyprian seitdem, bis vor ungefähr zwei Jahren, so gut es gehen wollte, in der Welt herumgetrieben, und Kenntnisse mancherlei Art und auch eine gebildete Ausdrucksweise sich angeeignet, so daß an seiner Sprache, wenn er nicht mit Absicht den heimischen Dialekt gebrauchte, Niemand den Bauern erkannte. Mit seinen sonstigen Plänen aber hatte es nicht gelingen wollen. Es war ihm entweder die Ausdauer oder das Glück abgegangen. Von verschiedenen unternommenen Versuchen war keiner geeignet gewesen, ihm eine positive Lebensstellung zu verschaffen. Eine Zuschrift des Ortspfarrers, in welcher die Entfernung vom Hause und das Aufgeben des Bauernstandes als Sünde an seinen Eltern und auch gewissermaßen als eine Apostasie dargestellt wurde, da Cyprian der einzige Sohn war, hatte ihn endlich zur Rückkehr bestimmt, und wenn er aufrichtig gegen sich selbst sein wollte, mußte er sich sagen, daß der Brief nur seiner falschen Scham zu Hilfe kam, die ihn nach gänzlich mißglückten Versuchen gehindert, aus eigenem Antrieb heimzukehren. Bald darauf hatte er seinem Vater die

Augen zugedrückt, dem er versprochen, die Wirthschaft zu übernehmen und zu behalten. Daß er nun hätte heirathen müssen, verstand sich von selbst; doch war er damit noch nicht in's Reine gekommen.

Seine Begegnung mit Blanche mußte ihn lebhaft ergreifen, denn sie hatte, ohne es zu wissen, die Schuld getragen, wenn sein Leben nicht im gewohnten Geleise der ihm vom Hause aus bestimmten Sphäre geblieben und von fremdartigen Wünschen gekreuzt worden war. Wer kann die Nachwirkungen bestimmen, die der fortwährende Anblick eines seltsamen und abenteuerlichen Verhältnisses auf Menschen übt, die in ihrer ländlichen Einfalt alles wie verzaubert anstaunen, was von dem Hergebrachten sich unterscheidet?

Blanche war von ihrer Kindheit an eine fremdartige Erscheinung für das Dorf gewesen. Ohne daß man ihre Abkunft oder ihre Bestimmung kannte, sah man sie, seit sie ein Jahr alt war, in dem Hause am Saum des Waldes leben, in alleiniger Gesellschaft einer Frau, die auch im Dorfe nie anders als „Madame" ge-

nannt worden, aber offenbar nicht ihre Mutter war. Wenn nun auch, als die Kleine heranwuchs, theils ländliche Beschäftigungen, theils der Umgang mit der Familie des Roßbauern nähere Beziehungen zwischen dem Haus und dem Dorf herbeiführten, so sah man doch, daß das Mädchen im Uebrigen wie ein feines Stadtfräulein behandelt und erzogen wurde. Madame und der Ortspfarrer theilten sich in die Sorge für ihre Bildung. Zu einer schönen Jungfrau herangeblüht und im Begriffe, in die große Welt der Hauptstadt eingeführt zu werden, mußte sie dem Bauernsohn Cyprian wie ein Ideal erscheinen, welchem einst, zu Wünschen und Hoffnungen berechtigt, sich nähern zu können, ihm das schönste Ziel seines Lebens dünkte. Was ihn darin noch bestärkte, waren Andeutungen, die er hie und da aufgegriffen, daß, wenn Blanche auch von vornehmer Abkunft, doch ein Makel an ihrer Geburt haften müsse, welcher den Unterschied des Standes zwischen ihr und ihm auszugleichen im Stande sein würde, wenn nur kein Unterschied der Bildung mehr herrschte. Das war der geheime Antrieb seines Scheidens

Nun wurde die Unterhaltung allgemein. Cyprian, der auf die leiseste Anregung in jede Art von Stimmung versetzt und von ihr beherrscht werden konnte, hatte bald aus einzelnen Aeußerungen die Sehnsucht seiner schönen Wirthin nach idyllischem Landleben erkannt und halbbegrabene Hoffnungen hatten dabei leise den Deckel von Jahren gelüftet, der über ihnen lag. So war es ihm leicht, von der Existenz im Dorfe mit einem Wohlgefallen zu sprechen, das er einige Stunden früher schwerlich so feurig geäußert hätte, ohne daß er es deshalb in diesem Augenblicke minder wahr zu empfinden glaubte. Es sprach eben die angeregte Stimmung aus ihm. Er dankte Blanche wiederholt, daß sie das Wiedersehen erst dadurch vollständig gemacht hätte, daß sie die Tracht wieder angelegt, in der er sie so oft im Hause seines Vaters oder im Kreise seiner verheiratheten Schwestern gesehen. Mit Entzücken schilderte er den Frieden und das Glück des Dorfes, wobei er es an Ausfällen auf die städtische Frivolität nicht fehlen ließ, welche den wahren Sinn des Lebens und seine Schönheit nicht zu fassen verstände.

Fragen nach Menschen und Gegenden aus der Zeit, da Blanche noch im Dorfe gelebt, führten immer lebendigere Erinnerungen herbei. Bald verfiel man von selbst in den dort heimischen Dialekt. Geschichten wurden erzählt, die nur in diesem Dialekte ihre komische Pointe hatten und als Cyprian die Melodie der humoristischen Vierzeilen intonirte, da war das Signal gegeben, mit Gesang gar nicht aufzuhören. Blanche eilte in Ermanglung einer Zither zum Flügel, und bald abwechselnd, bald im Chor mit Cyprian und Viktor sang sie die vom Herzen kommenden und herzerfrischenden Lieder, in welchen ihre ganze Jugendzeit wie in einer Wiege geschaukelt worden war. Die Natur schien auf Schwingen des Frühlings einzuziehen in die winterliche Stube, die nie andern Schmuck als den frostigen der Kunst und Eleganz gekannt hatte. Das Singen wurde zum Jauchzen und überselig war besonders Cyprian, von dessen Brust dieser Augenblick wegzuwehen schien, was Vergangenheit und Gegenwart an Verstimmungen aller Art darauf gehäuft hatten. Als er, einen Ländler trällernd, Blanche umschlang, als ob er sich

zum Tanz mit ihr anstellen wollte, konnte er sich nicht enthalten, plötzlich nach Burschenart Blanche mit einem Jauchzer in die Höhe zu heben. Ein Ausruf der Mißbilligung von Seite Madame's hatte nur die Folge, daß er Blanche an der Hand in das andere Zimmer zog, indem er rief: „Weißchen, Weißchen, wir müssen uns flüchten, wie damals, als Weißchen nicht nach Hause wollte, und ich sie so gut verbarg! Madame mußte versprechen, den andern Tag mit ihr wieder zu kommen, sonst hätte ich sie nicht herausgegeben!"

Die letzten Worte wurden mit leiser Stimme schon im anderen Zimmer gesprochen. Er küßte die Hand, die er in der seinen hielt, und mit dem Ausdruck treuer Innigkeit dem Mädchen in die Augen blickend, sagte er: „Weißchen! — diesen Namen habe ich selbst erfunden; schon als Knabe haßte ich das Französische und sobald man mir die Bedeutung von Blanche gesagt, wußte ich gleich mein Liebstes auf der Welt mit deutschem Laut zu rufen! — ich möchte auch Sie aus dieser französischen Welt herausreißen, in der Sie leben, wenn ich dürfte!

Sagen Sie, daß ich darf! Hier steht ein rechtschaffener Mann vor Ihnen, der Sie vom Grund des Herzens lieb hat. Wenn er Ihnen nicht zuwider ist, so schaffen Sie mit einem einzigen Wort uns Beiden den Himmel auf Erden! Sie sehnen sich nach einem Leben auf dem Lande, wie das meine ist. Ich weiß es, denn Sie haben heute nicht verheimlicht, daß Sie in Ihrer schwankenden Stellung hier nicht glücklich sind, trotz allem Firlefanz von Mode und Unterhaltung. Erschrecken Sie nicht vor dem Namen Bäuerin! Ich habe Haus und Feld wie ein Gutsbesitzer. Sie sind nur wacker wie eine Bäuerin, aber angesehen wie eine Edelfrau, wenn Sie mein werden. Weißchen' — schlagen Sie ein!"

„Lieber Freund," sagte Blanche ruhig und ohne ihre Hand in die dargebotene zu legen, ich verhehle Ihnen nicht, daß mein ganzes Herz bei dem Gedanken ist, auf dem Lande verheirathet zu sein, und gegen Ihre Person hatte ich auch bis jetzt nichts einzuwenden. Ich bin alt genug, um nicht mit Hast und Leidenschaft auf ein noch so wünschenswerthes Ziel loszu-

stürzen. Sie sind mir schon als Jüngling lieb und werth gewesen, und Sie sind seitdem ein braver Mann geworden. Dies sehe ich Ihnen an, auch wenn mir Ihr Vetter nicht erzählt hätte, was Sie zu Hause gelten. Aber ein Entschluß braucht Zeit und Ueberlegung und auch im günstigsten Falle Ueberwindung schwieriger Verhältnisse, die ich Ihnen jetzt nicht auseinandersetzen kann. Kehren Sie morgen heim, weil Sie müssen; kommen Sie zu mir, so oft ein Geschäft Sie in die Stadt führt, und im Frühling — da ist die rechte Zeit für das Glück — wollen wir auf die oder jene Art in's Reine kommen!"

Sie eilte in das andere Zimmer zurück, ohne ihm Zeit zu einer Antwort zu lassen. Hier stand schon Viktor, wahrscheinlich auf eine Andeutung Madame's, mit dem Hut in der Hand zum Abschied bereit, Madame hatte sich jetzt etwas mehr in die Höhe gerichtet, als es während des ganzen Abends der Fall gewesen war. Auch Cyprian nahm seinen Hut, denn es war wirklich spät geworden, und man schied mit gegenseitigem herzlichen Händedrücken.

Als Cyprian und Viktor auf der Straße waren, sagte der erstere: „Das ist ein Mädel, Viktor; Du glaubst es nicht! O, ich bin himmelhoch selig! Aber Dich muß ich auch umarmen! Du hast Gutes von mir gesprochen. Ja, ich weiß, Du bist mein bester Freund!" —

Madame war indessen hoch aufgerichtet sitzen geblieben, ohne ein Wort an Blanche zu richten. Mit einem trockenen „Gute Nacht" begab sie sich endlich in ihr Schlafgemach.

Blanche blieb noch lange bei der Lampe einsam wach. Sie legte sich tiefsinnend eine Frage vor, die sie seit zehn Jahren sich oft, und zuletzt noch dem General gegenüber wiederholt hatte. Liebte sie? Sie hielt es für einen physischen, für einen organischen Fehler ihres Herzens, daß sie sich die Frage niemals mit jenem zweifellosen, vollen Jubel hatte bejahen können, wovon sie so viel gehört und gelesen. Doch jetzt schien es ihr, als wäre diese Epoche jedes Frauenlebens endlich auch für sie angebrochen. Er war so gut, ein so herrlicher Mensch, voll Naturkraft in seinem Herzen und von so gebildetem Geiste! Sie mußte ihn lieben

sagte sie sich, sie mußte glücklich mit ihm werden, der die Verkörperung aller ihrer idyllischen Träume vorstellte und mit der Verwirklichung derselben auch ihr äußeres Leben ausfüllen konnte!

4.

Die Tage folgten einander, als hätte sich nichts begeben. Madame verlor kein Wort über den seltsamen Abend; durch stille Gemessenheit schien sie anzeigen zu wollen, daß sie sich streng in den Kreis ihrer übernommenen Pflicht bannte, Blanchens Gesellschafterin und Schutzdame zu sein. Dieser begnügte ein solches Verhalten, um daraus auf den geringen Grad von Zustimmung zu schließen, den sie von dieser Seite für ihren neuen Lebensplan zu erwarten hätte. Nichtsdestoweniger begann Blanche äußerlich darauf hinzuarbeiten, obgleich sie im Innern dabei von einer Verstimmung begleitet wurde, die sie vergebens durch Gründe des Verstandes bekämpfte.

Blanche, welche den praktischen Theil ihres Hauswesens selbst führte, hatte bereits ihre Wohnung gekündigt. Mit Tapezierern, Tischlern

und Goldarbeitern hielt sie zuweilen Berathungen, welche den vortheilhaftesten Verkauf ihrer Möbel, sonstiger Zimmereinrichtungen und eines Theiles ihres Schmuckes betrafen. Sie machte kein Geheimniß daraus vor Madame, denn diese kannte besser als sonst Jemand die Umstände, unter welchen der Eifer nach klingender Verwerthung eine Nothwendigkeit wurde, und eine absonderliche Bedeutung erhielt. Auch die Theilnahme an dem gesellschaftlichen Leben derjenigen Kreise, in welchen Blanche bisher heimisch gewesen, schränkte sie ein, und die Zahl der Personen, welche sie empfing und besuchte, schmolz immer mehr zusammen. Dazwischen kam Cyprian immer häufiger nach der Stadt und sein Verhältniß zu Blanche gestaltete sich zusehends fester und inniger. Selbst Madame, wenn sie auch an seinen Formen oder vielmehr an dem Mangel derselben Anstoß nahm, konnte nicht läugnen, daß er eine liebenswürdige, erfrischende Natur sei, die gleich einer Waldquelle die bestaubte Alltäglichkeit erquicke. Blanche fand immer mehr Wohlgefallen an seinem Gemüthe, dem er seine ganze Weltanschauung, seine tiefsten und

besten Gedanken unterordnete, die nur den Zweck zu haben schienen, jedes Wollen und Trachten, ja selbst die minder edlen Regungen desselben auf gewinnende Art zu rechtfertigen, indem er alles, was ihn bewegte, Wunsch, Neigung Begierde, zu einer sittlichen Allgemeinheit zu erheben suchte, zu einer Richtschnur für die Menschheit. Trotz der erhebenden Lehren und geistvollen Auseinandersetzungen, die sich daraus ergaben, war doch selbst Blanche zuweilen gezwungen, der Leidenschaft Einhalt zu thun, mit der er jeder Einwirkung des Augenblicks auf sein Gemüth nachgab, gleich schnell zu Haß oder Liebe, zu Zorn oder begeisterter Hingebung verführt, gleich rücksichtslos und stürmisch in der Aeußerung dieser verschiedenen Gefühle, ohne die geringste Selbstbeherrschung, vielmehr ein willenlos beherrschter Sklave jedes Moments und jeder Stimmung. Im Kontrast zu einer Welt jedoch, welche mittelst Form und Etiquette für jede Wahrheit eine Umschreibung findet und jeden natürlichen Sturm des Gemüthes durch ein gekünsteltes Gelispel auszudrücken versteht, dünkte er Blanche auch hierin eine wohlthuende Er-

scheinung, und niemals schied sie von ihm, ohne ihn gleich dem Vetter Viktor im Stillen einen Prachtmenschen zu nennen. Sie hatte mit Mühe sein ungestümes Verlangen nach einer bestimmten Erklärung, oder vielmehr, weil er den ihm günstigen Sinn einer solchen nicht mehr bezweifeln zu müssen glaubte, nach einem bestimmten Jawort hintangehalten.

Eines Nachts, zu Ende des Winters, kehrte sie von einem Balle heim, auf welchem sie den Freuden oer vornehmen Welt den Abschied zu geben beschlossen hatte. Die Nachtluft wehte so frühlingslau zum offenen Fenster des Wagens herein, daß Blanche den Zeitpunkt für gekommen trachten mußte, welchen sie sich selbst zu einer offenen Verständigung mit Cyprian festgesetzt hatte. Ein anderes Moment kam hinzu, um sie nicht länger zögern zu lassen. Sie hatte auf dem Balle von ihr ziemlich fremden Personen Andeutungen vernommen, nach welchen sie nicht mehr zweifeln konnte, daß, wenn nicht ihr ganzes Vorhaben, wenigstens ihre nicht ganz gleichgiltige Beziehung zu einem Manne aus dem Bauernstande kein Geheimniß mehr, ja sogar ein

Gegenstand allgemeiner Konversation, vielleicht sogar der Medisance für die große Welt war. Sie sann vergebens darüber nach, auf welchem Wege das Geheimniß in diese Kreise gedrungen sein konnte, da nur sie und Madame darum gewußt und Madame noch schmerzlicher als Blanche selbst von dem Transspiriren der stillen Beziehung berührt zu sein schien. Wie dem auch sein mochte, Blanche erkannte, daß die laufenden Vermuthungen und Gerüchte ihrem Ruf und ihrer Achtung vor der Welt in ihrer ohnehin isolirten Lage gefährlich werden konnten, wenn sie ihnen nicht schnell den Damm einer Gewißheit setzte, mochte diese eine noch so eclatante sein. Beim Souper hatte ihre nächste Umgebung das Gespräch, wie absichtlich, auf die Vor- und Nachtheile einer Existenz auf dem Lande gelenkt und dabei war ihr ein Mann aufgefallen, der ihr nicht so fern saß, daß er nicht jedes Wort der Diskussion hätte vernehmen können. Er gab trotzdem seine Meinung nicht ab und beantwortete darauf bezügliche Fragen, die an ihn wie an eine Autorität gerichtet wurden, nur unbestimmt und oft kaum hörbar. Daß

er an den Gesprächen dennoch lebhaften Antheil nahm, ersah Blanche aus seinem Blick, der ununterbrochen und fast wie strafend auf ihr ruhte. Sie hatte sich vorgenommen, diesen Mann nach aufgehobenem Souper sich vorstellen zu lassen, aber die Furcht, mit ihm dann neuerdings und nur noch ernster in dieselbe Diskussion zu gerathen, hatte sie abgehalten. Und jetzt, während sie im Wagen still vor sich hinsann, war es wieder jener Blick, der sie am meisten peinigte, den sie wie eine Ungerechtigkeit empfand; gegen welche sie sich vertheidigen mußte, und der sie zu dem Entschluß brachte, mit einer, alle Vermuthungen niederschlagenden Entscheidung nicht länger zu zögern. Für den nächsten Tag war ohnehin der Besuch Cyprians zu erwarten, und da sollten denn die Würfel fallen. Blanche selbst war des Ausgangs nicht gewiß; denn die Entscheidung bestand nicht blos, wie Cyprian meinte, in der einfachen Billigung seines Werbens, sondern sie hing, mehr als er wissen konnte, noch von ihm selbst ab. Von den Verhältnissen gezwungen, den Ernst seiner Neigung einer Art von Probe zu unterwerfen, dachte Blanche, die

über den wesentlichen Punkt, über die Stärke ihres eigenen Gefühls mit sich selbst noch nicht einig war, daß der Ausgang der Probe auch sie bestimmen könne, sich entweder mit unerschütterlicher Neigung in die Arme ihres Freiers zu werfen, oder ihn mit fester Ueberzeugung für immer abzuweisen.

Am Morgen des nächsten Tages zeigte sich Madame mehr als jemals hoch aufgerichtet, herb und einsilbig. Das diente nur dazu, Blanche wieder in dieselbe Verstimmung zu versetzen, unter der sie während des ganzen Winters gelitten hatte. Die Ursache derselben war nichts weiter, als die Verschiedenartigkeit der Lebensanschauungen beider Frauen. Madame konnte sich überhaupt, und für Blanche insbesondere, kein Glück außerhalb der vornehmen Kreise denken, zu welchen das Mädchen bisher nur prekäre Beziehungen hatte, die allein durch ein legitimes Band festgeknüpft werden konnten. Blanche hingegen war überzeugt, daß nur ein stilles Leben im Schooß der freien Natur ihrem ganzen Wesen entsprechend wäre, und die Schatten, die über ihre Abkunft gebreitet waren, erschienen

ihr nur wie eine Aufforderung mehr zu einer Existenz in der Einsamkeit und Verborgenheit. Daraus ergab sich der schmerzlichste Zwiespalt, weil er der einzige ist, der zwischen Personen stattfinden kann, die sich sonst aufrichtig lieben. Sie würden sich gegenseitig jedes denkbare Opfer bringen, jede zu erfüllende Forderung befriedigen; das einzige Opfer jedoch, das sie von einander verlangen, ist ein undenkbares, die einzige Forderung, die sie sich stellen, geht über das Menschliche hinaus — das Opfer der innersten Ueberzeugung, die Forderung, ein Ding anders zu sehen, als sie es eben sehen. Weder Leidenschaft noch Ueberredung können hier vermitteln und sind nur eine schmerzliche und vergebliche Anstrengung, zwei Naturen gerade in dem einzigen Punkt zu vereinen, in welchem sie unvereinbar bleiben müssen.

Blanche tröstete sich an diesem Tag damit, daß Madame sich zuletzt in eine vollendete Thatsache fügen werde, und bedachte zugleich, daß sie, mündig, unabhängig und nicht mehr allzu jung, das gute Recht habe, frei nach ihrer Ueberzeugung zu handeln, ein gutes Recht aber

eben durch vieles Anfragen nur abgeschwächt zu werden pflege.

Cyprian kam, wie gewöhnlich vor der bestimmten Stunde und Madame verließ bei seinem Eintritt mit einem Kopfnicken, das nur ein sehr zweifelhafter Gruß war, das Zimmer. Blanche gab hierauf Befehl, daß sie während der Anwesenheit dieses Besuches für Niemand zu Hause sei. Cyprian, der dies hörte, sprang in erwartungsvoller Freude vom Stuhle auf und kaum hatte sich die Thüre hinter dem Diener geschlossen, als er beide Hände des Mädchens ergriff und als ob ihm jedes weitere Wort versagt hätte, nur im innigsten Frageton rief: „Ja? Ja? nicht wahr, Du sagst ja?"

„Es würde Sie denn sehr glücklich machen, wenn ich Ja sagte," sprach Blanche nicht ohne Rührung, die der Jubelklang seiner Stimme und die Bewegung seiner Züge erweckte. Sie entzog ihm aber dabei sanft ihre Hände. Zu dem „Du", das er sich erlaubte, hatte sie ihm die Berechtigung immer verweigert.

„Ich kann nichts mehr sprechen," sagte Cyprian, „als Du bist der Kern meines Lebens,

und wenn er brüchig wird, so fällt alles in mir zusammen. Du bist mein Herz und mein Kopf, mein Gut und Blut, mein Haus und Hof! Gieb mir die Hand und sage Ja, und wir gehören einander bis zum Grab und eine Weile darüber hinaus! Was braucht es da für Geschichten erst und Formen? Muß ich mir einen französischen Galafrack dazu anziehen, eh' Du Ja sagst?"

Er versuchte seine Arme um sie zu schlingen.

„Cyprian!" rief Blanche mit einem imponirenden Blick, dem er unwillkürlich gehorchen mußte. „Setzen Sie sich dorthin, mir gegenüber! und achten Sie ruhig auf das, was ich Ihnen sagen werde! Es sind nicht Geschichten und Formen; es ist der Ernst des Lebens, der wohlbedacht unsern Entschließungen vorhergehen muß."

Sie sammelte sich einen Augenblick, dann sagte sie mit einem gewissen erhabenen Freimuth, der sehr wohl zu der Röthe stand, die dabei auf ihren Wangen flammte: „Ich bin die natürliche Tochter des Grafen D***. Meine Mutter war ein Fräulein von hoher Abkunft.

Ihren Namen werde ich niemals einem Sterblichen nennen, selbst meinem einstigen Gatten nicht. Sie starb, als ich kaum ein Jahr alt war, unvermählt und ohne daß außer Madame Jemand ahnte, daß sie ein Kind zur Welt gebracht. Selbst der Graf, mein Vater, wußte damals nichts von den Folgen ihres Fehltrittes und daher auch nichts von meiner Existenz. Sie ersehen daraus, Cyprian, wenn der leere Glanz, der mich umgibt, Sie geblendet haben sollte, daß vor den Sitten und Gebräuchen der Welt selbst das schlichteste Bauermädchen mehr Ansprüche darauf hat, eines Mannes ehrlichen Namen tragen zu dürfen — — als ich!"

„Sie sagen mir nichts Neues," erwiederte Cyprian, der unwillkürlich in den Ernst überging, mit dem sie gesprochen hatte. „Sie sagen mir nichts, was ich nicht beiläufig schon gewußt hätte, als wir damals im Walde zum ersten Male von einander schieden; ich, der Bauernbursch, von Ihnen, dem stolzen Edelfräulein, für das Sie bei uns im Dorfe immer gegolten. Und für das würden Sie auch als mein Weib, auch heute noch, dort gelten; sonst wäre es

freilich — — Ich meine," unterbrach er sich, „halten Sie mich nicht für einen der modischen Pflastertreter, daß ich nach Namen und Geburt früge, wenn ich liebe! Also herzliebe Blanche, wär' es das, was Ihnen Sorge gemacht hat, so daß Sie alles auf die lange Bank geschoben haben? Nein, Weißchen, brauchst nicht feierlich zu reden und ein Gesicht zu machen, wie der Amtsdiener, wenn er den Gant austrommelt! Sind wir einig?" Und er reichte ihr seine Hand

„Ich bin nicht zu Ende," sagte Blanche mit demselben Ernst und ohne ihre Hand zu geben. „Schwankend wie mein Name, wie meine Stellung in der Welt, ist auch sonst alles, was ich habe oder was mir anzugehören scheint. So lange meine Mutter lebte, sorgte sie für meinen Unterhalt. Aber sie war unvolljährig als sie starb, sie konnte mir nichts hinterlassen. Sterbend legte sie mich in die Arme von Madame, ihrer einzigen Vertrauten. Ihr übergab sie auch einen Brief an meinen Vater, zu dem mich nun Madame brachte. Dieser sorgte fortan für mich und zugleich für die Wahrung des Geheimnisses sowohl aus liebender Pietät für die

Todte als, um seiner eigenen häuslichen Ruhe willen, denn er war Familienvater. Unter der Obhut von Madame allein lebte ich bis zu meinem siebzehnten Jahre in dem schönen Häuschen am Waldsaum, das Sie kennen. Der Graf hatte es zu diesem Zweck auf den Namen von Madame angekauft. Ich wähnte nichts anderes als eine Waise zu sein, von Madame aus Mitleid angenommen an Kindes Statt. Meinen Vater sah ich niemals. Die Reue, die ihm meine Existenz einflößen mochte, bewies er dadurch, daß er diese Existenz so ignorirte, als ihre pflichtgemäße Erhaltung es gestattete. Obgleich ich nur die Absicht habe, Ihnen Thatsachen zu melden," fuhr Blanche fort, „ist es Pflicht und Bedürfniß meines Herzens, bei Erwähnung dieser Umstände nicht zu verschweigen, mit welchem Eifer, mit wie vieler Liebe und Sorgfalt Madame bei mir Mutterstelle vertrat. Ihr ganzes eigenes Leben hat sie dem meinen untergeordnet, in physischer und moralischer Beziehung hat sie mit der Wachsamkeit jedes Augenblickes das Schlimme von mir abgewendet und das Gute auf mich gelenkt. Jeder meiner

Athemzüge muß Dankbarkeit für sie ausdrücken, und wenn ich in diesem Moment, in dem ich mit Ihnen, Cyprian, die Möglichkeit einer Vereinigung bespreche, Madame weh zu thun den Muth habe, so geschieht es aus der innigsten Ueberzeugung, daß Madame nichts weiter will, als mein Glück, und daß mein Glück sie zuletzt zufrieden stellen wird, auch wenn es nicht auf ihrem, sondern auf meinem Wege erreicht wurde. Mein Vater starb, als ich sechszehn Jahre alt geworden war. Er hatte mich in den letzten Monaten vor seinem Tode einigemal gesehen, ohne daß ich es wußte oder ihn ebenfalls gesehen hätte. Unzweifelhaft aber war mein Anblick hinreichend gewesen, um ihn mit mehr Liebe für mich zu erfüllen, als er mir bisher bewiesen hatte. Davon zeugten einige Veranstaltungen, die er unmittelbar vor seinem Tode traf, sowie eine Bestimmung in seinem Testamente. Er hatte Briefe an mehrere seiner vornehmen Freunde zurückgelassen, denen er mich mit strenger Verschweigung des mütterlichen Namens als sein geliebtes Kind empfahl. Sie sollten mir, wenn ich in die Welt träte, die

Wege bahnen, und in den höheren Kreisen der Gesellschaft, als ob ich ganz rechtmäßig dahin gehörte, mein Glück finden helfen, ohne daß irgend ein Steinwurf des Spottes oder der Roheit in Beziehung auf meine Geburt mich träfe. Ein zurückgelassener Brief an Madame sprach seinen festen Willen aus, daß ich mit siebzehn Jahren meine ländliche Einsamkeit verlassen und in das bewegte Leben der Hauptstadt mich einfügen möge. Er bezeichnete Madame die Freunde, denen er mich zu diesem Zwecke empfohlen, und die ihr beistehen sollten, meine ersten Schritte in der fremden Umgebung zu lenken, und mir selbst, mit Würde darin mich zu behaupten. In seinem Testament endlich war eine Summe für mich ausgesetzt, deren Zinsen vollkommen genügten, mich inmitten einer luxuriösen Welt so einzurichten, um in keiner Weise zurückstehen zu müssen. An diese Bestimmung jedoch knüpfte sich eine Bedingung, welche meinen ganzen materiellen Besitz wieder vernichten kann. Wie diese Bedingung sich zu Ihren Verhältnissen stellt, das ist es, Cyprian, was über unsere Verbindung entscheidet. Mein

Vater scheint die Absicht gehabt zu haben, mich standesgemäß zu verheiraten, als ob ich seine legitime Tochter sei. Das Kapital, von dessen Erträgnissen ich lebe, bildet meine Mitgift, für den Fall nämlich, daß ein Mann von Adel sich entschließt, mich zum Weibe zu nehmen. Sollte dies nicht der Fall sein oder sollte meine eigene Neigung mich den untern Ständen zuführen, so werde ich mit einem unbedeutenden Legat abgefunden, während das erwähnte Kapital einem Sohne der minder begüterten jüngern Linie des Grafen von D*** zufällt, was auch der Fall ist, wenn ich unvermält sterbe."

Blanche öffnete nach diesen Worten einen Schrank und nahm Papiere heraus, welche sie Cyprian überreichte. Er sah sie fragend an.

„Hier, mein Freund," sagte sie, „ist die gerichtlich beglaubigte Abschrift des Testamentes. Ueberzeugen sie sich selbst von der Richtigkeit meiner Angaben!"

Eine Enttäuschung hatte sich über die Züge des Mannes vom Lande gebreitet, die zu verbergen er entweder nicht den Willen oder nicht die Kraft besaß. Dennoch legte er die Papiere

wieder hin, nachdem er kaum einen Blick hinein geworfen, und sprach: „Und das ist alles, Blanche, was Sie mir zu sagen haben?" Das Mädchen hatte ihn genau beobachtet, und bei ihrem vorwaltenden Verstande mißfiel ihr der Ausdruck der Enttäuschung, als natürliches Ergebniß bei einem Manne des praktischen Lebens keineswegs; ja die Ehrlichkeit, eine Enttäuschung solcher Art nicht hinter schwärmerische Phrasen zu verhüllen, gefiel ihr sogar in hohem Grade. Daß sie eine Niedergeschlagenheit aus solcher Ursache nicht so gelassen und jedenfalls nicht mit Wohlgefallen von einem Manne hingenommen hätte, dem sie in wahrer Leidenschaft zugethan gewesen wäre, daran dachte sie nicht. Und dennoch überkam sie ein Gefühl von Angst, als sollte der Traum einer schönen, genußreichen Zukunft rettungslos zerstört werden, je länger sie Cyprians Haltung beobachtete, der in Gedanken versunken, seine letzte Frage nicht wiederholte, wie lange auch Blanche in Schweigen verharrte.

„Sie sehen, Herr Moosglauber," begann sie endlich in einem etwas fremdern Tone, „daß die Entscheidung nicht so ganz, wie Sie meinten,

nur von meinem Ja abhängt. Ich habe vielmehr Sie zum Herrn Ihres und meines Schicksals machen müssen."

Er war, als sie wieder zu reden angefangen hatte, gleich bei ihren ersten Worten wie von einem Pfeil getroffen in die Höhe gefahren. Einen Augenblick sah er im Zimmer umher, als müßte er sich besinnen, wo er sei. Dann blickte er auf Blanche; sein Auge nahm einen sonnigen Glanz an, und wie der Nebel vor der Sonne verflog die Wolke auf seiner Stirne. Nun fragte er noch einmal, aber in ganz verändertem Tone, mit Stolz und Triumph, ob das alles sei, was ihm Blanche Schweres und Verhängnißvolles zu sagen gehabt?

„Und ist das nicht genug?" entgegnete Blanche, welcher die Farbe auf die Wangen und das Lächeln auf die Lippen zurückkehrte. „Ist es nicht traurig genug, daß ich arm bin wie eine Kirchenmaus und daß der Mann, der mich nimmt, ein gutes Werk thut, ein armes verlassenes Waisenkind aufnimmt?„

„Und ich bin einmal ein so braver Armenvater!" rief Cyprian lachend und setzte sich an

ihre Seite. „Blanche, Blanche! So will ich Dich jetzt immer nennen, denn Du sollst kein ungewohntes Wort hören in dem neuen Leben, das ich Dir aufthue. Das Beste von Stadt und Land sollst Du beisammen haben. Aber jetzt laß auch Du mich eine Sprache hören, in der ich zu Hause bin mit meinem ganzen Herzen! Nenn' mich Du und sag' mir, daß Du mich so rechtschaffen lieb hast wie ich Dich! Nein, nicht die weiße Stirne! Der Mund drückt das rothe Siegel auf den himmelseligen Vertrag!"

„Noch Eins, Cyprian!" sagte Blanche, eh' sie seinem Drängen nachgab. „Sie sind ein Mann, Sie verstehen den Ernst der Dinge und wissen, daß sich in der Wirklichkeit nicht damit wie in Romanen spielen läßt. Ueberlegen Sie also noch einmal, ob Sie Ihrer Wirthschaft eine so große Last auflegen sollen und können, wie es eine Frau ist, die fast nichts mitbringt, eine Frau, die ärmer ist als die niederste Magd; denn die Magd, die nichts hat, sie bringt ihrem Mann immer drei gute Sachen in's Haus: Kenntniß der Arbeit, Kraft zur Arbeit und Gewohnheit zu arbeiten. Und glauben Sie nicht,

daß ich geringer von Ihnen denken werde, lieber, guter Mann, wenn Sie mich meiner Armuth wegen verschmähen. Im Gegentheil! Ihr Stand ist nicht blos ein Auskommen, er ist Ihr Beruf, Ihre Ehre! Niemand Redlicher wirft seine Ehre weg, um ein Geliebtes dafür zu fassen. Wenn Sie jetzt Nein sagen, Cyprian, weil Sie mit einer Last, wie ich bin, zu Grunde gingen, so weiß ich dennoch, daß Sie mich lieben, und wir wollen dann einander helfen, zu trauern und zu verzichten. Hängt doch mein ganzes Herz am Segen des Naturlebens und eben darum will ich es nicht als ein Fluch für Sie betreten!"

„Kreuzmillionen!" rief Cyprian halb lachend halb ärgerlich. „Aber nein; ich will nicht wettern, ich will reden wie ein vornehmer Mann, der jedes Wort zierlich aus den Fingerspitzen seiner weißen Handschuhe saugt, sonst, sehe ich schon, versteht mich Blanche nimmermehr! Also, mein Fräulein, ich habe Haus und Hof, Felder, Weideplätze, ein Dutzend Kühe, zwei Dutzend Pferde, und wenn ich meinen Prozeß mit dem amerikanischen Junker gewinne, mit meinem

Nachbar, den der Teufel in's Land geschossen hat wie eine platzende Granate, so hab' ich noch einmal so viel. Den Prozeß aber muß ich gewinnen oder den eingebildeten Junker zu einem Vergleiche zwingen, der eben so viel werth ist; denn sein Gut ist wüst, und was er bar Geld hat, dazu braucht man keine Taschen; das kann man bequem in der geschlossenen Faust tragen. Nun frag' ich, ob ich mir bei meinen Umständen nicht das Vergnügen gönnen kann, eine Frau zu haben, die kein Dienstbote ist? Blanche," fuhr er zutraulicher fort, „ich habe viele Jahre in der Stadt gelebt, ich habe ja selbst ein Stadtmensch werden wollen. Ich kenne den Werth der Bildung und besonders eines gebildeten Mädchens, und das ist auch der Grund, weshalb ich noch keine Bäuerin geheiratet habe. Aber ich erinnere mich auch dessen, was ich in den Städten an gebildeten Mädchen immer beklagt habe. Und das ist, daß sie mit all ihrem Wissen, ihren Gedanken und schönen Formen nicht auf meinem Boden leben wollen oder können — auf dem Boden des Naturlebens, wie Du es nennst, Blanche, im Bauernhaus, wie ich es nenne.

Und weil keine das aus freiem Antrieb und eigener Ueberzeugung gewollt hätte, drum hab' ich auch keine Gebildete geheiratet. Denn die wahre Bildung eben muß auf das Land trachten, sie muß Einfachheit und Natur über Alles schätzen. Und nun, Blanche, sage selbst ob nicht Du die Richtige bist, die ganz besonders für mich gewachsen ist? Und Dich sollt' ich aufgeben, weil Du kein Geld hast oder weil Du die Kühe nicht melken kannst? Nein! Stolz will ich mit Dir einziehen in's Dorf, eine Edelfrau will ich heimführen, ein Stadtfräulein, und wär's auch nur, damit der hochmüthige Junker aus Amerika, den die Hölle mir zum Nachbar gesetzt hat, vor Wuth berste, ja, und vor Neid! Denn Du bist schön, Blanche! Wie glänzen Deine treuen Augen, als ob sie Jedem etwas Gutes in's Herz blicken wollten! Ich liebe Dich! Ich liebe Dich! Und nun sag', bist Du mein und willst Du mein bleiben in alle Ewigkeit? Blanche, Geliebte, Braut, mein Weib, nun reißt Dich nichts mehr von mir los!"

Zum ersten Male brannten die Lippen eines Mannes auf den keuschen Lippen dieses Mädchens.

In ihrem Herzen hielt sie sich dadurch schon so unauflöslich mit ihm verknüpft, als ob der Priester bereits seinen Segen über den Bund gesprochen hätte. Nach ihrem Sinne war mit diesem einzigen Kuß der Würfel gefallen, ihr Schicksal entschieden und keine menschliche Gewalt, selbst ihre eigene nicht mehr im Stande, sie von diesem Manne loszureißen, wenn sie es auch gewollt hätte.

Das sagte sie Cyprian. Während er aber lachte und jubelte, floß ihr Thräne um Thräne vom Auge, Thränen, welchen sie keinen Namen zu geben gewußt hätte; sie schienen weder dem Schmerz noch der Lust, sondern nur der Bewegung überhaupt anzugehören, welche den ersten Schritt in eine neue Lebensepoche begleitet. Zu Cyprian, der nach dem Grunde ihres Weinens forschte, sagte sie: „Ich habe Dich geküßt und somit bin ich schon Dein Weib, und diese Thränen müssen wohl die sein, die man bei der Trauung am Altare weint!"

Er umschlang sie. Plötzlich aber ließ er sie los und schritt einige Male im Zimmer auf und nieder. Er schien von einem Gedanken nicht frei werden zu können.

„Wie heißt denn Dein Verwandter," fragte er endlich, „der Sohn der jüngeren Linie?"

„Er führt denselben Namen," erwiederte Blanche, „wie mein Vater; Graf v. D***. An seinen Vornamen weiß ich mich im Moment gar nicht zu erinnern. Ich müßte erst hier in den Papieren nachsehen, so wenig habe ich bisher an ihn gedacht."

Cyprian nahm jetzt die Abschrift des Testamentes auf und fragte, während er blätterte: „Wo ist denn der Graf jetzt?"

„Ich weiß nicht," entgegnete Blanche. „Ich habe ihn nie gesprochen, nie gesehen. Er ist seit seiner Kindheit auf weiten Reisen."

„Er kriegt viel Geld!" sagte Cyprian, der die betreffende Stelle gefunden und nun die Papiere wieder hinlegte. „Ich aber — kriege doch mehr, ein ganzes Königreich von Schönheit und Klugheit, Liebe und Güte! Blanche, wann machen wir Hochzeit?"

Ein Bann schien seit dem Verlobungskuß von der Brust des Mädchens genommen zu sein. Als ob sie jetzt erst auf das eigentliche Ziel ihrer Sehnsucht hätte losstürzen dürfen, fragte

sie Cyprian nach der Beschaffenheit seines Hauses, nach dem gegenwärtigen Stand der landwirthschaftlichen Arbeiten und ließ sich von ihm bis in die kleinsten Umstände die Vorkommnisse seines täglichen Lebens erzählen, in Feld und Wald, im Haus und bei den Heerden. Sie schwelgte in diesen Mittheilungen, die Cyprian nicht ohne Ausschmückung reizender Art gab. Ein Freudenfeuer loderte immer heller auf in ihrem Herzen und sie ahnte nichts davon, daß es nicht der Verlobte allein war, der diesem Feuer Nahrung gab, sondern mit ihm oder vielleicht auch ohne ihn die Waldluft des Frühlings und das Felderglück der Erntezeit, mit einem Wort der ganze, reiche Schatz von Naturgenuß, welchen als ein stetiges und ungestörtes Eigenthum ihres Lebens betrachten zu dürfen, sie nun die Gewißheit hatte.

Mitten aus diesem Bau an den Kartenhäusern der Zukunft riß sie der durch leises Klopfen sich anmeldende Eintritt des Dieners. Verwundert und fast unfreundlich blickte Blanche diesen an, denn sie hatte Ordre gegeben, ungestört bleiben zu wollen und daß sie

für Niemand sichtbar wäre. Mit welch seltsamer Betroffenheit aber blickten Cyprian und Blanche einander an, als der Diener berichtete, daß der Graf Clemens von D*** seine Aufwartung zu machen wünsche. Eben von weiten Reisen zurückgekehrt, wolle er sich nicht abweisen lassen, da er des andern Tags die Stadt schon wieder verlassen müsse. Er wolle jedoch früher seine Verwandte kennen gelernt haben. So habe es der Diener gewagt, ihn trotz des ergangenen Befehls zu melden.

5.

Es erschien den Verlobten als ein merkwürdiger Zufall, daß der Mann, dessen sie Beide bisher als eines Unsichtbaren und Unbekannten gedacht, eben in diesem bedeutungsreichen Augenblick zum Erstenmale vor ihnen stehen sollte, in einem Augenblick, wo sie mit ihrem Schicksal zugleich über das seine, wenn auch nur von der materiellen Seite verfügt hatten. Sie sagten sich ihr Erstaunen mit Blicken, doch murmelte Cyprian vor sich hin: „Er kann es

nicht erwarten, sich das viele Geld abzuholen, das wir ihm geschenkt haben. Er ist nicht dumm, grad jetzt heimzukommen!“

Blanche hörte das nicht. „Ich will ihn empfangen,“ sagte sie leise zu ihrem Verlobten. „Er soll der Erste von der neuen Wendung meines Lebens vernehmen, die auch ihn betrifft. Doch ist es nicht schicklich,“ fügte sie erröthend hiezu, „daß er gleich den Mann bei mir treffe, um dessenwillen ich für Niemand zu Hause sein wollte.“

Sie veranlaßte hierauf Cyprian, sich, ungesehen vom Grafen, nach dem andern Flügel der Wohnung zu Madame zu verfügen, der er das neue Ereigniß vorbereitend mittheilen sollte, mit Schonung und in jenen Farben des Glückes, das sich Blanche davon versprach. Dann gab sie dem Diener ein Zeichen, den Grafen vorzulassen.

In den wenigen Sekunden, die sie allein blieb, griff sie gedankenlos nach der Abschrift des Testamentes, die noch immer auf dem Tische lag, und mußte von Neuem den wunderbaren Zufall anstaunen, der die zwei Momente,

in welchen das Papier eine Rolle zu spielen hatte, so nahe an einander gerückt.

Eine seltsame Befangenheit aber überkam sie, als der Graf eintrat und sie in ihm denselben Mann erkannte, der am Abend vorher auf dem Balle mit seinen forschenden Blicken sie gedrückt und fast gefoltert hatte. Er war ein Mann von schlanker Gestalt und sonngebräunter Gesichtsfarbe, die sich jedoch nicht auf seine weiße Stirne erstreckte und den Glanz seiner großen, dunklen Augen nicht beeinträchtigte. Von einfachster Eleganz in seinem Anzuge, zeigte er jene körperlichen Attribute, die man der angebornen Vornehmheit zuschreibt: kleine Hände und Füße in untadelhafter Form. Unbefangen und doch nicht mit unziemlicher Vertraulichkeit grüßte er, und indem er, Blanche gegenüber sich setzend, zuerst allein das Wort führte, geschah es in der Absicht, dem Mädchen über eine kleine Verlegenheit, die es nicht zu besiegen vermochte, die er aber nicht zu bemerken sich den Anschein gab, leichter hinweg zu helfen. Er sprach von seinen Reisen, und mit Verwunderung hörte Blanche, daß er eigentlich schon

vor beinahe einem Jahre in die Heimat zurückgekehrt war.

Er sagte, als ihm Blanche ihr Befremden ausdrückte, daß man ihn nicht schon früher in der Hauptstadt gesehen: „Sie wissen, mein Fräulein, daß ich, ferne von der civilisirten Welt, zwischen den Jägern und Farmern des Westens, ein nichts weniger als geselliges Leben geführt habe. Ich verkaufte aber meine kleine Besitzung dort, um in Europa das tiefverschuldete Gut meines Oheims mütterlicher Seite zu übernehmen, das er mir vermacht hat. Die Sorge, es wieder zu einem Ertrag zu bringen und den landwirthschaftlichen Betrieb nach dem Muster der andern Hemisphäre diesem Boden anzupassen, das hält mich auch jetzt noch von den Kreisen ziemlich ferne, in welchen das Leben nicht als Pflicht, sondern nur als Genuß aufgefaßt wird. Das Wenige, was ich besitze, wird auf das Gut verwendet. Ich habe nichts, um es in der Hauptstadt zu verschwenden, und gehe oft in lähmender Verzweiflung umher, wenn die erfolgreichsten Pläne, die sichersten Aussichten auf Gewinn und Verbesserung an der Stupidät des Geldmangels scheitern."

Einen Augenblick wähnte Blanche, der Graf wäre gekommen, um, von diesen pekuniären Schwierigkeiten bedrängt, bei ihr Abhilfe zu suchen. Das bewegte sie seltsamerweise so freudig, daß es sie verlangte, ihm ohne Verzug die glückliche Ueberraschung zu bereiten, die ihm durch ihre Verbindung mit Cyprian und den Uebergang ihres Vermögens auf ihn, den Grafen, bevorstand. Allein die Wendung, die der Graf jetzt dem Gespräche gab, ließ sie einen ganz andern Zweck seines Besuches erkennen und war geeignet, nun hinwieder ihr eine nicht vorherzusehende Ueberraschung zu bereiten.

„Ich habe nun die Gewißheit," fuhr der Graf fort, „von diesen finanziellen Bedrängnissen befreit zu werden; allein der Egoismus, womit ich mich rücksichtslos auf diese Gewißheit freute, wird nun grausam dadurch bestraft, daß ich seit wenigen Stunden lieber, o tausendmal lieber zum Bettler werden, als diese Chance sich verwirklichen sehen möchte. Und die Angst davor ist es, die mich zu Ihnen getrieben hat, mein Fräulein!"

Als ihn Blanche mit fragender Verwunderung ansah, sagte er endlich nach einer Pause im Tone der ernstesten Bestimmtheit: „Mein Fräulein, Sie sind die Braut des sogenannten Roßbauern, mit Namen Cyprian Moosglauber?“

Blanche wurde vor Betroffenheit bis in die Lippen blaß. Wenn sie auch keinen Augenblick die Thatsache geläugnet hätte, sobald sie in einem andern Tone wäre vorgebracht worden, erschrack sie doch vor der unweltmännischen Kühnheit, mit solcher Bestimmtheit davon zu sprechen, bevor sie selbst eine Mittheilung darüber gemacht. Sie glaubte sich auf das Roheste verletzt. Die vagen Gerüchte über das Verhältniß, die in der Welt ihrer Kreise die Runde machten, berechtigten Niemanden und am wenigsten einen Fremden, der sie zum ersten Male sprach, so frech den Schleier von ihrem Geheimniß zu reißen.

„Mein Herr,“ sagte sie in stolzem Tone und erhob sich in stummer Andeutung, daß sie der Unterhaltung ein Ende zu machen wünsche.

Der Graf, als er diese Wirkung bemerkte, bat mit dem ungeheuchelten Ausdruck des größten,

des schmerzlichsten Bedauerns, ihm eine Indis-
kretion zu verzeihen, die er vollkommen unabsicht-
lich begangen. „Sie sehen," sagte er, „wie sehr
ich die Formen der großen Welt verlernt habe,
daß ich eine Sache, von der Jedermann als
von einer ausgemachten spricht, die nicht mehr
verborgen zu werden braucht, der Welt gegen-
über wie etwas behandle, von dem ich nichts
weiß, und dafür nur mit der Einzigen davon
spreche, welche die Sache wirklich etwas angeht!„

„Wie," fragte Blanche. „Jedermann spricht
davon als von einer ausgemachten Thatsache?
Und Sie, Herr Graf, wußten bereits, daß ich
kein Geheimniß mehr daraus machen will?
Und es ist doch kaum eine Stunde verflossen,
daß ich selbst erst zu festem Entschluß gekommen."

„Nicht nur die Thatsache selbst," entgegnete
der Graf, „ist lange schon kein Geheimniß mehr
für irgend wen; auch für all Ihr Denken, Reden
und Handeln in dieser Beziehung scheinen Sie,
mein Fräulein, ja selbst die größte Oeffentlich-
keit gewünscht zu haben!"

Und der Graf erzählte ihr Gespräche, die
sie schon vor Monaten mit Cyprian geführt,

jedes Wort der Hoffnung, das sie diesem gegeben hatte. Er berichtete ihr von den Vorbereitungen, die sie durch Verkauf ihrer Möbel und Schmucksachen getroffen. Er wußte von jedem noch so geringfügigen Umstande, der sich zwischen ihr und Cyprian ereignet hatte, und theilte ihr dies mit der Versicherung mit, daß eben so genau wie er, der Graf, auch das ganze Dorf und ein großer Theil der städtischen Freunde und Bekannten davon unterrichtet sei.

„Aber so ist es denn ein Dämon," rief Blanche, nicht eben angenehm von dieser Mittheilung berührt, „der sich die Mühe genommen hat, meine Handlungen zu belauschen und die Welt von jedem meiner Schritte in Kenntniß zu setzen?"

„Kein Dämon!" entgegnete der Graf lächelnd. „Im Gegentheil, das höchst gutmüthige Naturell des Herrn Cyprian Moosglauber selbst, der voll edeler Dankbarkeit, voll Menschenliebe für Jeden, der eine gute Miene und ein günstiges Wort für ihn hat, auch Jeden zu seinem besten Freunde und Vertrauten macht. Es ist eine liebenswürdige Vielseitigkeit, daß er den Super-

lativ der Freundschaft so oft und bei so Verschiedenen empfinden kann."

Eine Pause entstand. Blanche wußte nicht, ob sie die letzten Worte für eine nachsichtige Entschuldigung ihres Verlobten oder für Ironie nehmen solle, obgleich die letztere unverkennbar war. Aber mit einem gewissen Trotz schlug sie endlich die Augen auf und sagte: „So kennen Sie denn Cyprian persönlich, Herr Graf? Das ist doch seltsam! Noch vor einem Augenblick, da wir von Ihnen sprachen, kannte er weder Sie, noch auch nur Ihren Namen. Sollte Ihre Kenntniß von ihm trotzdem eine genauere sein, als die seine von Ihnen? Sollte der hochgeborne Graf sich eifriger um die Existenz eines simplen Landmannes gekümmert haben, als dieser Landmann um die Existenz eines Grafen?"

Ohne den Stachel merken zu wollen, der in diesen Worten lag, erwiederte der Edelmann: „Es ist sehr einfach, daß Herr Moosglauber mich nicht zu kennen meint. Auf dem Gute führe ich ausschließlich nur den Namen meines Oheims Wölfmann, von dem ich das Gut ererbte, einen Namen, welchen ich dem meinen

hinzugefügt habe, weil jener sonst erloschen wäre. Mein Gut grenzt an den Hof Ihres Verlobten, der mich mit seiner innigsten, glühendsten Feindschaft beehrt."

„Eine Ehre, die Sie ihm ohne Zweifel in vollem Maße zurückerstatten," versetzte Blanche, noch immer vergebens nach einem Motiv suchend, das den Grafen zu ihr geführt haben könnte, wenn es nicht eben die Absicht war, Ungünstiges von einem Feinde zu sprechen.

Allein in den Augen des Mannes vor ihr loderte nach ihren letzten Worten etwas, das ihr den Irrthum in den sie verfallen war, dem Grafen Feindschaft gegen Cyprian und eine unedle Aeußerung derselben zuzutrauen, hell genug beleuchtete. Er schien eine zornige Aufwallung gewaltsam bezwungen zu haben, da er mit Ruhe antwortete: „Ich bin Edelmann, und nenne mich auch einen gebildeten Mann. Wen ich irgend eines Gefühles und nun gar eines so ausgesprochenen würdige, wie es der Haß ist, der muß mir auf beiden Terrains oder wenigstens auf einem von beiden Genüge thun können.

Und dies — vergeben Sie mein Fräulein — ist hier nicht der Fall."

„Auf dem Terrain des Edelmannes — nicht," sagte Blanche, welche eine Beleidigung ihres Verlobten als eine ihr selbst zugefügte abzulehnen sich verpflichtet fühlte. „Und nun, Herr Graf," fuhr sie fort, „darf ich Ihren Besuch noch einem andern Grund, wie Sie anzudeuten schienen, als einer verwandtschaftlichen Anknüpfung beimessen? Denn sonst würde ich die Wendung, welche unsere Unterhaltung genommen, mindestens sehr auffallend finden."

„Sie haben Recht, mein Fräulein! Auch muß ich das ganze Gewicht dieser Verwandschaft in Anspruch nehmen, wenn nicht das Unzukömmliche, das in Manchem meiner Rede zu liegen scheint, überwiegen soll. Ich wiederhole, daß ich an meine Rettung aus finanziellen Bedrängnissen mit einem rücksichtslosen Egoismus dachte, welcher nun grausam bestraft werden soll. Vielleicht giebt es noch eine Möglichkeit, diese Strafe zu mildern.

„Ich verstehe sie nicht."

„Ich will mich erklären."

Auf dem Antlitz, das sonst nur das Gepräge charaktervoller Sicherheit trug, zeigte sich einen Augenblick lang ein Schimmer von Befangenheit, den der Graf, mit der Hand über die Stirne fahrend, schnell verwischen zu wollen schien.

„Als ich vor einigen Monaten," sagte er, „mich eben in der verdrießlichsten Lage befand, in die man Hypothekargläubigern gegenüber, welche man sich noch dazu nicht selbst geschaffen hat, nur immer gerathen kann, verbreitete sich dort plötzlich die Nachricht, von der Sie andeuten, mein Fräulein, daß Sie selbst sie erst seit einer Stunde bestätigen können. Sie wissen, welcher Umschwung der Verhältnisse sich für mich daran knüpft, wenn Fräulein Blanche ihre Hand einem Manne reicht, der nicht von Adel ist. Dennoch erschrack ich im ersten Augenblick vor dieser Kunde, die ich nicht für möglich halten wollte. Es ist mir, wie sich die Dinge heute gestaltet haben, nicht mehr gestattet, die Ursache dieses Erschreckens eben Ihnen, welche sie zunächst betrifft, ganz deutlich zu machen. Ich sagte mir, von welcher Seelengröße muß ein Wesen

sein, daß in unserer Zeit, in Ihrer Stellung, einer Neigung so große Vortheile opfert, und wie unglücklich, wenn der Gewählte weder das Opfer, noch die Neigung verdienen sollte! Allein ich hatte Sie damals noch nicht gesehen, Fräulein Blanche. Der Gedanke an den eigenen Nutzen gewann die Oberhand. Nicht lange, und ich freute mich der Sache wie einer Lebensrettung, wie eines ungeheuren Glückes. Das Gut konnte mit einem Schlag schuldenfrei gemacht, vergrößert, zu einem wahren adeligen Besitzthum erhoben werden und ich endlich die Früchte jahrelangen Mühens und Entbehrens, die Früchte meiner praktischen Studien und zugleich meiner moralischen Lebensanschauung ernten. Ich schalt mich einen Thoren, daß ich die Kunde nicht gleich so dankbar wie einen Segen des Himmels aufgenommen hatte, und es kam so weit, daß meiner Freude nur die Angst die Wage hielt, Ihr für mich so glücklicher Plan könnte noch scheitern. Mich beruhigten jedoch die fortdauernden Besuche Cyprian's in der Stadt und die dorfkundigen Mittheilungen darüber, so allgemein verbreitet, daß sie wider

meinen Willen auch bis zu mir dringen mußten. Was gehen Dich fremde Schicksale und Lebensentscheidungen an? sagte ich mir in der Selbstsucht eines am Abgrund Stehenden, wenn nur du noch einmal den Rückweg in das ganze, volle, schöne Leben findest! So war — bis gestern mein Denken und meine Stimmung." Er hielt inne und seine Stimme zitterte, als er wieder begann: „Ich sah Sie gestern zum ersten Male, Fräulein Blanche. Ich sah jede Ihrer Bewegungen, ich lauschte Ihren Reden mit Andern, ich glaubte bei manchem Wort plötzlich wie unter einer Taucherglocke die Tiefe Ihrer Seele zu ermessen. Alles, was ich bisher Ungewöhnliches gesehen und erlebt, Schweres und Muthiges vollbracht, an Schmerz besiegt und an Glück gehofft hatte, schien mir nichts zu sein als eine Vorbereitung auf das, was ich in jenem Augenblick sah und erlebte, und auf das, was ich mir zu vollbringen vornahm, wie schwer es auch sei, und wie viel Muth es auch erheische. Und größer denn als Alles, was ich bisher gelitten, ist der Schmerz, wenn es mißlingt, und größer als Alles, was ich

jemals hoffte, ist das Glück, wenn es gelingt. Das Eine aber, was ich vollbringen will, es ist . . . .“

Er machte unwillkürlich eine Pause. Blanche sah ihn erwartungsvoll an; sie konnte und mochte das Ziel nicht errathen, nach welchem er hinsteuerte.

„Ich bin in einer schlimmen Situation,“ sagte er endlich, „und dadurch gezwungen, Ihnen die Beweise gegenwärtig zu halten, die für die Reinheit meiner Motive zeugen, dem Anschein trotzend, als ob ich mir dabei etwas zu besonderem Verdienste anrechnen wollte. Verschuldet also, wie ich bin, und in Verzweiflung, die Mittel zu einer fernern Existenz, wie ich sie wünsche, herbei zu schaffen, trachte ich, die einzige und glänzende Rettung, die es für mich gibt, zu zertrümmern. — Ihre Verbindung mit einem Mann aus dem Bauernstande! Ohne daß mein Herz Ansprüche erheben dürfte, will ich Ihre beabsichtigte Verheiratung mit Cyprian Moosglauber zu nichte machen. Und den Willen dazu und das Recht schöpfe ich aus nichts als aus der Ueberzeugung, für die ich einstehe, daß

ich dadurch das Unglück Ihres ganzen Lebens, ein langsames Verbluten an Wunden der Enttäuschung und der Empörung verhindere."

„Und worauf stützt sich diese Ueberzeugung?" fragte Blanche ernsten Tones und wie es schien, nicht gerührt von der Wärme seiner Sprache. „Wissen Sie Schlechtes, Verbrecherisches, Erniedrigendes von Cyprian? Nein! Ihre Ueberzeugung stützt sich somit nicht auf Thatsachen, sondern nur auf moralische Eigenschaften, die Sie voraussetzen. Es sind aber nicht Voraussetzungen, welche berechtigen könnten, in fremde Schicksale einzugreifen. Und selbst zu Voraussetzungen fehlt Ihnen jede Grundlage, mögen sie nun Cyprian oder mich selbst betreffen. Cyprian ist Ihrem Stolz, Herr Graf, wie Sie selbst bekennen, kein Gegenstand der Beachtung, nicht einmal des Hasses. Wie wären sie im Stande ihn zu beurtheilen? Mich aber, Herr Graf, sprechen Sie heute zum ersten Male, und wenn Sie ihre Ueberzeugung von meinem Unglücke in einer Verbindung mit Cyprian vielleicht auf die Voraussetzung stützen, daß ich den städtischen Comfort nicht entbehren könne, daß

mein Einfall, eine Landbewohnerin zu werden, eine romantische Grille sei, so beweist dies eben nur, daß Sie mich heute — zum ersten Male sprechen." Ihr Ton war hart und abweisend, mit milderem Blick und Wort aber fügte sie hinzu: „Ich mißdeute ihren Schritt nicht; ja ich ehre ihn. Die eklatante Probe von Uneigennützigkeit, die Sie dabei ablegen, zwingt mich, sogar dankbar zu sein für Ihren guten Willen. Aus Dankbarkeit auch will ich Ihnen, Herr Graf, dem Fremden, den ich nie früher sah, ein Vertrauen schenken, auf das sonst nur ein Freund Anspruch hätte. Ich will Ihnen anvertrauen, welche Bedeutung ich der Verlobung mit Cyprian gebe. Ich habe ihm vor einer Stunde den ersten Kuß gestattet und bin dadurch sein auf ewig. Das Band zwischen ihm und mir ist dadurch so unauflöslich geworden, als ob Sie jetzt bereits vor seinem angetrauten Weibe säßen. Und Sie werden es gewiß nicht unternehmen, Herr Graf, durch nichts als durch Ihre subjektive Ueberzeugung dazu berufen, eine fertige Ehe zu lösen."

Der Graf verbeugte sich schweigend und erhob sich zum Abschied.

In dem Herzen des Mädchens brannte jetzt ein Wehgefühl, dessen Grund sie sich nicht deutlich machen konnte. Sie hielt es für Entrüstung über die Demüthigung, die man ihrem Verlobten hatte zufügen wollen. Auch sie erhob sich, und mit dem Drang, dem seltsamen Schmerz, der sie bewegte, einen Ausdruck zu verschaffen, obgleich sie dunkel ahnte, daß sie nicht den richtigen fand, sagte sie: „Wie kann man Cyprian anklagen oder gering schätzen! Vielleicht weil er die eitlen und leeren Formen einer konventionellen Welt mißachtet? Aber sein Herz ist jeder erhabenen Regung fähig, sein Geist reif für jede herrliche Erkenntniß. Im Kreise seiner Umgebung ist er geliebt und verehrt. Er ist ein edler Mensch!"

„Er ist — ein Naturmensch!" sagte der Graf ruhig; „einer von Jenen, für welche Rousseau und seine Nachahmer einzunehmen wußten. Im Buche gleicht das einer idyllischen Landschaft voll Poesie; im Leben, im unmittelbaren, faktischen, einer schauerlichen Wildniß. Beides gehört der Natur an. Möge Ihnen dieser Dualismus in einem und demselben

Gegenstande niemals klar werden; denn diese Klarheit gewinnt man nicht durch Nachdenken und Betrachten, sondern nur durch die bittersten Erfahrungen!"

Mit einem letzten Blick des Lebewohls verließ der Graf das Gemach. Im Vorsaal wurde ihm vom Diener gesagt, daß Madame ihn bitte, sich zu ihr zu verfügen.

6.

Blanche blieb allein zurück; sie wußte nicht wie lange. Ihre Pulse klopften, ihre Wangen brannten, ein fieberhafter Sturm war in ihr aufgeregt worden. Zürnte sie Cyprian, daß er den stillen Verkehr mit ihr, lange bevor er dazu berechtigt gewesen, dem Gerede der Menschen Preis gegeben? Wenn sie es näher betrachtete, so war ihr dies in diesem Augenblicke sehr gleichgültig. Hatte die Demonstration des Grafen gegen ihren Verlobten überhaupt Eindruck auf sie gemacht? Aber, wenn sie sich, um das zu untersuchen, die Schwächen und Untugenden Cyprian's vergegenwärtigte, über die sie sich sonst ereifert, gegen

die sie angekämpft hatte, so dachte sie jetzt nur mit einem indifferenten Lächeln daran. Woher nun diese Aufregung, dieser unbesiegbare Groll und Schmerz? Das galt dem Grafen! Aber was war er ihr? Bedurfte sie seiner Billigung? Brauchte sie überhaupt an ihn zu denken? Es war nicht einmal wahrscheinlich, daß er ihr je wieder begegnen könnte. Sie versank ungestört in eine lange und schmerzliche Träumerei. Und als die Dämmerung einbrach, als der Diener erschien und sie zum Diner abrief, schreckte sie auf, als ob man sie über einer heimlichen Unthat ertappt hätte. Sie begab sich in den Speisesaal zu Madame.

Madame saß bequem im Fauteuil, in sich zusammengesunken, ohne im Geringsten an ihre manchmal so fürchterliche aufrechte Haltung zu erinnern; ein Beweis, daß sie in vergnüglicher Stimmung sein mußte. Sie berichtete, daß Cyprian bei ihr gewesen, aber das Fortgehen des Grafen nicht habe abwarten wollen, da es ihm Verdruß gemacht, daß Blanche so lange mit ihm eingeschlossen geblieben. Er werde erst am nächsten Tage wiederkommen.

Wider alles Erwarten hatte Madame die Kunde von der vollzogenen Verlobung ihres Schützlings mit Cyprian heiter und mit jener Zustimmung aufgenommen, welche einer vollendeten Thatsache gegenüber für vernünftig gilt. Ja, sie ging noch weiter. Bevor Cyprian des andern Tages erschien, machte sie Blanche den Vorschlag, schon jetzt auf das Dorf zu ziehen. Wenn auch das Häuschen, in welchem sie ihre Kindheit verlebt hatte, eingerissen war, so würde sich doch ein anderes hübsches Schlößchen für die in eine Bäuerin verzauberte Stadtdame finden lassen. Madame wolle während des ganzen Brautstandes bei ihr ausharren, so daß alle Rücksichten der Schicklichkeit gewahrt blieben. Blanche entginge dadurch dem fernern Verkehr mit den bisherigen Bekanntschaften, die ihr jetzt nur lästig sein konnten, und träte mit einem Schlag in das neue Leben ein.

Blanche war voll Freude über diesen Vorschlag. Zu den Argumenten, welche Madame dafür anführte und die sie ganz richtig fand, gesellten sich noch innere Motive. Es war ihr zu Muthe, als ob sie sich von quälerischen

Schwankungen ihres Gemüthes durch einen raschen Schritt nach dem gewählten Ziele befreien müßte, und zugleich war es ihr lieb, ihre Sehnsucht nach einem ländlichen Aufenthalt so bald befriedigen und dabei die Thätigkeit genau kennen zu lernen, die sie als Weib eines Bauers von nun an zu fördern und zu theilen haben würde. Sie ergriff den Gedanken Madame's mit Jubel und malte ihn in fröhlichster Stimmung aus.

Auch Cyprian war voll Jubel darüber. Er war mit finsterer Miene gekommen und hatte nicht ohne Heftigkeit zu klagen begonnen, daß Blanche sich ihm schon am ersten Tage so lange entzogen hätte, um einen fremden Mann zu sprechen, dessen freudigen Antheil an dem Ereigniß er übrigens gar nicht bezweifle, da dieser Antheil einen so gut klingenden Grund hätte. Nun aber, da Cyprian das Vorhaben der Frauen erfuhr, war er ganz ausgesöhnt, ganz glücklich und, besinnungslos wie immer unter der Herrschaft einer momentanen Gemüthsregung, wollte er, daß sogleich eingepackt werde und er seine Braut im Triumphe selbst in das

Dorf führe, noch dazu an dem Grundstück des verhaßten Nachbars knapp vorüber. Ein prächtiges Gespann hätte er ohnehin eben in der Stadt stehen.

Blanche machte ihm begreiflich, daß ein Umzug dieser Art sich nicht so rasch wie eine Spazierfahrt ausführen lasse und mindestens einige Tage der Vorbereitung bedürfe. Cyprian möge indessen ein zu miethendes Wohnhäuschen im Dorfe ausfindig machen und dann sogleich darüber Bericht erstatten.

Acht Tage später war Blanche los und ledig aller Beziehungen zur Stadt. Von den Menschen, welche ihren Cirkel gebildet hatten und unter denen sich kein eigentlicher Freund befand, war ein leichter Abschied genommen worden. Die Gegenstände, die den schimmernden Rahmen ihres Stadtlebens ausgemacht hatten, lagen zum größten Theile verwerthet in ihrem Portefeuille. Cyprian, in dessen Wesen es lag, niemals etwas Unwiderrufliches aussprechen zu können, war von seinem Plan, Blanche abzuholen, und den beabsichtigten Triumphzug demnach auszuführen, wieder abgekommen und erwartete seine Braut

im Dorfe. Hoffnungsfrohen Gemüthes und in bester Zuversicht verließ Blanche an der Seite Madame's die Stadt, und immer gehobener und beglückter wurde ihre Stimmung, je näher sie ihrem Ziele kam. Es war, als ob ihr das Unmögliche vergönnt wäre, in die verlassene Kindheit zurückzukehren.

7.

Das Haus, welches Cyprian für Blanche gemiethet hatte, lag abseits vom Dorfe und näher dem Gute Wölfmanns als dem Hof des Roßbauers. Seitwärts befand sich ein Gemüsegärtchen, von welchem aus man durch ein kleines Pförtchen auf einem schmalen Seitenweg an die Landstraße gelangte. Eine Brücke blos über einen rauschenden Bach brauchte man zu überschreiten, und man befand sich an der Parkmauer des Gutes. Man hätte denken können, Cyprian habe seiner Braut diese, von seinem eigenen Hause ziemlich entfernte Wohnstätte ganz absichtlich gesucht, um den Anblick seiner schönen und gewissermaßen vornehmen Erwählten dem stolzen Edelmann möglichst nahe zu rücken.

Blanche dachte dies nicht, um so weniger als sie den Grafen niemals zu Gesichte bekam. Zwei Monate waren seit ihrem Einzuge in das Dorf und in das neue Leben verflossen. Sie hatte mit der ganzen Hinneigung ihres Gemüthes dafür den Reiz des Vorfrühlings auf sich wirken lassen und dabei alle Stellen aufgesucht, welche ihrer Kindheit lieb gewesen. Alles Unveränderte begrüßte sie mit der Freude, als ob es ihr bezeugte, daß die Zeit und damit ihre eigene Jugend so lange stille gestanden. Auch unter den Menschen fand sie die Wenigen mit unveränderter Gesinnung ihr zugethan, welchen sie während ihres ersten Lebens hier nahe gekommen.

Nicht lange hatte Blanche bei solchen Genüssen des Gemüthes müßig verweilt, vielmehr versucht, ihr zukünftiges Walten früh genug kennen zu lernen und zum Theil schon zu beginnen. Da war sie aber bei Cyprian auf unerwarteten Widerstand gestoßen. Er hatte durchaus nicht zugeben wollen, daß sie irgend eine ländliche Beschäftigung betreibe. Sie hätte ihren Tag mit Lesen, Singen, leichten Handarbeiten und am Flügel verbringen, ihr Stadtleben mög-

lichst genau weiter führen sollen. Fast schien es, als ob seine Liebe sich nur durch den Stolz aufrecht erhielte, ein Mädchen zu heiraten, wie es sonst wohl kein Bauer bekömmt, zum Staunen und zur Verwunderung der ganzen Gegend, und nichts sollte Blanche unternehmen, worunter dieser Stolz hätte leiden können.

Erst als Cyprian eines Nachmittags traurig aus der Stadt heimgekehrt war, von Sorge gedrückt, hatte er, weich gestimmt durch das Bedürfniß, sich einem treuen Gemüth anzuvertrauen, Blanche einen Einblick in seine Verhältnisse gegönnt. Sie sah mit Schrecken, wie zerrüttet sie waren; aber nur um so fester fühlte sie sich dadurch mit ihm vereint, weil sie sich die Kraft zutraute, ihn aus einem Unglück, einer Verwahrlosung zu reißen, woran, mehr als er wähnte, sein eigenes Wesen, und weniger als er es eingestehen mochte, blos das Geschick die Schuld trug. Als er, der auf Vorwürfe gefaßt gewesen, auf Anklagen, ihr falsche Vorspiegelungen gemacht zu haben, Blanche so muthig, treu und anhänglich fand, übermannte ihn ein himmlisches Gefühl von Zuversicht auf

die Erwählte und von erneuerter Liebe für diesen, wie er meinte, nun einzigen Halt seines Lebens. Wieder feierten die Verlobten eine jener Stunden, welche Blanche so ganz bezaubern konnten, in welchen jedes Wort ein heller Silberklang des Gemüthes war und in denen Cyprian sich und sie zu den reinsten und besten Anschauungen des Erdenlebens zu erheben vermochte.

Allein solche Momente wirken verschieden auf verschiedene Naturen. Das Ueberströmen der Seele waltet bei den Einen wie eine wohlthätige Ueberschwemmung. Wenn sie sich verlaufen hat, schießen die edelsten Fruchtkeime in die Höhe, die sie geweckt. Bei Andern erzeugt solch inneres Aufschäumen nur einen spurlos verfliegenden Rausch, welchen dann ein um so größeres Unbehagen am nüchternen Leben bestraft. Während Blanche nach jener Stunde innigster Vereinigung sich gereifter, besser und selbst glücklicher fühlte, hätte man von Cyprian vermuthen können, daß dieselbe Stunde Reue in ihm zurückgelassen.

Blanche hatte nach den letzten Geständnissen ihres Verlobten die Wurzel des Uebels, den

Hauptgrund seines Verkommens, in den Opfern erkannt, die er seinem Haß gegen den Gutsnachbar gebracht, gegen den Edelmann, der für ihn nur Wölfmann hieß. Eben so war es ihr nicht verborgen geblieben, daß dieser Haß zuletzt nur verwundete Eitelkeit zum Motiv hatte. In Gemeinde-Angelegenheiten hatte der Graf einige Ansichten Cyprian's bestritten und den Sieg davon getragen. Der Roßbauer glaubte sich in seinem Ansehen beeinträchtigt. Außerdem war ihm in der einzigen persönlichen Begegnung, die er mit dem Grafen gehabt, von diesem nicht mit der ehrfurchtsvollen Zuvorkommenheit entgegengetreten worden, welche die Inwohner des Dorfes ihm widmeten, schon aus der Gewohnheit, ihm jeden schwierigen oder bedenklichen Fall zu unterbreiten, und wegen eines gewissen Predigertones, mit welchem er seine Lehren und Rathschläge ertheilte. Der Graf war nicht gesonnen gewesen, in diesem didaktischen Ton mit sich verhandeln zu lassen und eine feine Abwehr desselben war Cyprian wie eine empörende Geringschätzung erschienen. Ein unbezwinglicher Haß war augenblicklich in ihm

aufgelodert und zeigte ihm kein anderes Ziel mehr des Erreichens werth als die Rache.

Das alles war Blanche in dem Augenblicke klar geworden, da sie zum ersten Male deutlich seine Verhältnisse übersah. Die Weichheit des Gemüthes, die dazu gehörte, daß ihr Cyprian seine materielle Zerrüttung eingestand, hatte auch den Moment glückseliger Eintracht und Erhebung herbeigeführt. In Folge dessen wär auch Blanche des andern Tages voll froher Zuversicht und des Gelingens gewiß, als sie daran ging, den unseligen Giftkeim aus dem Herzen ihres Verlobten zu reißen. Sie dachte ihm begreiflich zu machen, wie unvernünftig der Prozeß wäre, von dem sein irdisches Gut verschlungen wurde, wie viel schlimmer noch der Haß, von dem die Gedanken verschlungen wurden, die er seinen Geschäften, die er ihr und seinem Glück widmen sollte.

Sobald jedoch Cyprian merkte, was sie im Sinne hatte, schäumte er in einer Leidenschaftlichkeit auf, in einer ungezügelten Wildheit, wovon Blanche bisher keine Ahnung gehabt. Er überhäufte den Grafen mit Schmähworten und

schwur, daß er, Cyprian, lieber auf faulem Stroh hilflos sterben, als von dem Bestreben ablassen wolle, den Grafen selbst auf das Stroh des Bettlers zu bringen.

Eine gewisse Scheu, unerklärlich zwar, aber auch unüberwindlich, hatte Blanche bisher abgehalten, Cyprian die Identität Wölfmanns mit dem Grafen D***, ihrem einzigen Verwandten, mitzutheilen, der sich ihr als solcher genähert hatte. Diese Scheu bekam jetzt ein vollwichtiges Motiv: Blanche fürchtete, Cyprian könnte in seiner maßlosen Leidenschaftlichkeit solche Schmähreden selbst noch mit dem Bewußtsein fortsetzen, daß er damit gewissermaßen ihr eigenes Blut beschimpfe. Sie wollte den Anlaß vermeiden, ihn wirklich so tief sinken zu sehen, als zu sinken sie ihn bereits für fähig hielt. Sie verbarg von nun an die Identität um so sorgfältiger, wie ein räthselhaft süßes Geheimniß, welches sie vor jedem rohen Angriff schützen wollte.

Von diesem Tage an trat aber auch ihr Verhältniß mit Cyprian in eine andere Phase, oder vielmehr er selbst trat in einer Weise auf,

die er bisher, wenn auch vor andern Menschen, doch ihr gegenüber noch nicht offenbart hatte. Seit er vor Blanche den Schleier von seinen materiellen Schäden gehoben, war es ihm, als brauche er auch seine ungezügelte Natur vor Blanche nicht mehr zu verschleiern. Sie hatte ihm die Täuschung, daß er sie einen geordneten Wohlstand seines Hauses annehmen gemacht, nicht nur verziehen, sie hatte derselben auch den Grund seiner großen Liebe zu ihr unterschoben. Er überzeugte sich dadurch, wie sehr sie sich an ihn gebunden fühlte und daß sie ihm innerlich schon ganz so zu eigen war, als ob der priesterliche Akt das Band bereits unauflöslich geknüpft hätte. Er glaubte somit, daß er nichts mehr zu fürchten und folglich auch, daß er nichts mehr zu schonen brauche, nach Art solcher Naturen, die viel zu zaghaft sind, ihre Kraft an einer Gegenkraft zu üben und dafür tyrannisiren, was ihnen schutz- und willenlos überantwortet scheint.

In die Ausdrücke seines Hasses gegen den „Amerikanischen Junker" mischte er nun Strafreden gegen Blanche, als ob er sie zu meistern

und erst zu seiner Lebensgefährtin zu erziehen gedächte. Ihre Absicht, ihn von dem Prozeß abwendig zu machen, deutete er als eine böse Sympathie mit den höheren Ständen, von deren „Korruption" sie sich noch nicht völlig frei gemacht hätte. Es wäre noch allzu viel von den parfümirten Beziehungen an ihr, welche die gesunde Luft des Naturlebens nur verpesten. Er ging immer weiter. Grazie, Zartheit und alle jene Rücksichten, welche der Seelenadel sich jederzeit gegenwärtig hält, verwarf er als leere Formen, welche nur eine Karrikatur der wahren Bildung zu Wege brächten. Zuletzt aber konzentrirten sich seine Aeußerungen immer wieder in der Wuth gegen den Nachbar, und da er einerseits dem wilden Trieb seines Gemüthes nicht Einhalt thun konnte, andrerseits aber Geist genug besaß, um zu erkennen, daß er sich durch jene Ausbrüche des Hasses entwürdigte, so war er fortwährend bemüht, seiner Leidenschaft eine sittliche Rechtfertigung zu geben. Er behauptete, die Sache der unverdorbenen Natur gegen die Verderbtheit der vornehmen Welt zu führen, von welcher der Graf das Sublimat wäre, an

dem er im Namen aller Guten ein Beispiel statuiren wolle.

Blanche besaß jede Art physischen wie moralischen Muthes, nur nicht den Muth; wilde und gemeine Schmähreden, gegen wen immer gerichtet, anzuhören, auch wenn sie nur ihr Ohr und nicht ihre Seele beleidigt hätten. Sie vermied es darum, das Thema vom Grafen nur im Entferntesten zu berühren, da sonst unabweisbar die disharmonischesten Variationen dieses Thema's erfolgen mußten. Dadurch wurde aber auch eine schließliche Verständigung über diesen Punkt, von der die Zukunft der beiden Verlobten abhing, immer mehr in die Weite gerückt.

An eine Heirat war nicht zu denken, so lange Cyprian sich nicht vom Prozeß und von den moralischen Uebeln, die in seinem Gefolge waren, entschieden losgerissen hatte. Dennoch fiel es Blanche nicht im Traume ein, sich eine andere Zukunft als ihre Verbindung mit Cyprian vorzuhalten. Wenn sie auch nicht ihre Verlobung schon mit einem so treuen Ernst wie einen Schwur am Altare aufgefaßt hätte, so traten doch auch zwischen die stürmischen immer wieder

friedliche Momente, deren Zauber allein schon vermocht hätte, Blanche stets fester an das erwählte Loos zu knüpfen. Cyprian war in solchen Augenblicken von einer Lustigkeit, die etwas Schwunghaftes hatte und sich weit über jeden profanen Scherz erhob. Wie der Wiederhall eines fröhlich süßen Volksliedes klang dann sein Lachen und alles, was er that und sagte, stimmte mächtig zu der vollen Frühlingsluft. Störend für Blauche war in solchen Feststunden nur, däß er jeden ihm zufällig Begegnenden, der ihm nur einigermaßen lieb und bekannt war, sogleich für seinen besten Freund erklärte, um ihn mit in die Vertrautheit, ja in die Geheimnisse des Seelenaustausches zwischen Braut und Bräutigam zu ziehen. Allein dies geschah in so liebenswürdiger Art, mit so überquellendem Gemüthe wie ein Bestreben, das ganze All mit in sein Glück einzuschließen, daß ihm Blanche darum nicht zürnen konnte.

So waren zwei Monate, getheilt zwischen Kampf und Frieden, hingegangen, und das Verhältniß glich einem heißen Sommer, in welchem verzehrende Glut immer wieder mit wilden

Gewittern wechselt. Beim Kampf aber wie beim Frieden verhielt sich Madame vollkommen passiv. Sie schien nichts mehr zu denken und zu wollen von den Dingen, die Blanche betrafen. Ihre einzige Aufgabe schien zu sein, als Gesellschafterin bis zur Hochzeit auszuharren. Ja, wenn bei manchem derben Auftreten Cyprian's, bei Aeußerungen und Ausdrücken, die sie sonst nicht mit angehört hätte, Blanche auf sie blickte, fürchtend, sie werde entrüstet das Zimmer verlassen, saß Madame ruhig und lächelnd, und nicht einmal zu ihrer drohenden Höhe richtete sie sich empor. Das war eine Wohlthat für Blanche, die ihren Verlobten besser vor dem eigenen Herzen als vor Andern zu rechtfertigen im Stande war.

Ihre treue Ausdauer sollte dem Anschein nach früher, als sie hoffte, einen Lohn finden.

Der Frühling war mit Macht gekommen und Blanche stand eines frühen Morgens in ihrem Gärtchen, als Cyprian über die Hecke sprang. Er hatte die Kleidung, die er immer trug, wenn er nach der Stadt fuhr, und zeigte seiner Braut an, daß es diesmal geschehe, um ihr eine Freude zu machen. Er ließ sie rathen,

was es wohl sein könnte. Doch sie hatte nicht den Muth das Einzige zu rathen, was ihr in der That Freude gemacht hätte. Allein er traf ihren verborgenen Gedanken, als er endlich sagte: „Mein Advokat schreibt mir, daß der Junker einen Vergleich vorschlägt. Ich gehe nach der Stadt, um die Bedingungen einzusehen. Wenn meine Ehre nicht darunter leidet und mein Vortheil auch nicht, wenn mir in jeder Art Genugthuung geschieht und der Vergleich für mich nicht viel weniger ist, als ein gewonnener Prozeß, dann will ich heute noch abschließen. Ich werde mich billig finden lassen, denn der Amerikaner fängt an, mich zu dauern. Er muß nicht wenig herunter sein und schon das Leder seiner Stiefel nicht mehr verdauen können, wenn er der Erste ist, einen Vergleich vorzuschlagen. Nun, wir werden sehen, Blanche! Und dann hat der Prozeß auch zwischen uns Beiden ein Ende und wir können Hochzeit machen!"

Freude strahlte aus seinen Augen, aber sie galt, wie Blanche wohl merkte, keinem andern Gefühl, als dem Triumph über den Grafen. Es war die Befriedigung seines dürstenden

Hasses über den ersten labenden Tropfen der Rache, was ihn beglückte. Auch war es durchaus nicht wahrscheinlich, daß der Vergleich so günstig für Cyprian lauten werde, um einen gewonnenen Prozeß ersetzen zu können. Dennoch benützte Blanche die Stimmung ihres Verlobten, um ihm das Glück eindringlich zu schildern, das mit dem Ende des Prozesses, wie dieses auch immer ausfalle, für sie und ihn verbunden wäre. Er achtete wenig darauf und war ungeduldig, nach der Stadt zu kommen. Doch gab er die besten Versprechungen und betheuerte, daß er den heißen Wunsch seiner Braut vor Augen haben werde, obgleich er weder sich selbst eine Beschämung, noch dem Grafen einen unverdienten Sieg zu bereiten Willens sei, was aus allgemeinen Interessen der Sittlichkeit nicht angehe. Er schied endlich, indem er versprach, am Abend des nächsten Tages mit der Entscheidung zurück zu sein.

8.

Madame hatte seit dem Brautstand ihres Schützlings die Gewohnheit angenommen, lange

Spaziergänge zu machen, zu welchen sie die Begleitung Blanchens ablehnte. Diese vermuthete dabei einen geheimen Zweck, um den sie sich jedoch weiter nicht kümmerte, da sie nicht voraussetzen konnte, daß es sich um einen sonderlich wichtigen Gegenstand handle. Die Zukunft von Madame war vollkommen sicher gestellt, auch wenn Blanche den Roßbauer heiratete und dadurch ihr Vermögen verlor; theils durch die Verbindungen der alten Frau mit den höheren Kreisen der Gesellschaft, theils durch ein Legat, welches ihr das Testament des verstorbenen Grafen D*** zugewendet hatte.

Auch am Nachmittag des Tages, an welchem Cyprian nach der Stadt gefahren, war Madame unsichtbar gewesen. Blanche fürchtete, ihre alte Freundin wäre zu leicht gekleidet, denn auf einen warmen Nachmittag im Mai folgte ein ungewöhnlich kühler Abend. Madame kehrte bei sinkender Nacht heim und wußte es Blanche Dank, daß sie die großen Oefen des Bauernhauses hatte heizen lassen.

In der Nacht wurde Blanche von einem erstickenden Qualm geweckt und behielt noch so

viel Besinnung, um zu erkennen, daß er aus dem Nebenzimmer drang, wo Madame schlief. Blanche riß Thüren und Fenster auf und hob Madame, die schon bis zur Bewußtlosigkeit betäubt war, aus dem Bette. In demselben Augenblicke hörte sie es durch das offene Fenster herein seltsam knistern und brausen, und als sie hinaus in die Höhe blickte, gewahrte sie eben die Flamme aus dem Dache schlagen. Jetzt erst stürzten auch Knecht und Magd mit Schreckensrufen in die Stube. Blanche raffte ein Kästchen mit den wichtigsten Papieren und die nöthigsten Kleidungsstücke auf, und während auch die Diener aufrafften, was sich nur immer mit vier Armen rasch fortbringen ließ, trug Blanche mehr, als sie sie führte, Madame die Treppe hinab dem Gärtchen zu. An der geschlossenen Pforte desselben vorüber hörte Blanche Wagen rollen und das Getümmel und Rufen von Leuten. Madame war aus ihrer Ohnmacht erwacht und Blanche dachte eben mit ihr durch den Garten nach der Straße zu eilen, da brennende Balken niederstürzen und den Aufenthalt hier gefährlich machen könnten, als der

Graf vor den Frauen stand. Zwei Knechte mit Fackeln beleuchteten seine Züge und seine versengten Kleider. Er mußte offenbar durch die brennenden Gemächer der Frauen gedrungen sein.

„Dem Himmel sei Dank, daß Sie sich so früh hierher retteten!“ rief er. „Für Sie hat es jetzt keine Gefahr mehr, aber das Haus wird niederbrennen. Fehlt Ihnen noch etwas, das Sie aus dem Brand gerettet wissen möchten? Noch ist es Zeit!“

Blanche warf einen Blick auf die Sachen, die von Knecht und Magd herbeigeschleppt wurden und sagte: „Nichts was die Mühe lohnte, aus einem brennenden Hause geholt zu werden!“

„So folgen Sie mir, meine Damen,“ rief der Graf, „denn hier ist Ihres Bleibens nicht mehr!“

Madame faßte krampfhaft den Arm von Blanche und zog sie mit sich fort, dem Grafen nach. Dieser schloß die Gartenpforte auf, vor der ein bespannter Wagen hielt. Madame stieg eiligst ein und rief nach Blanche, daß sie sich zu ihr setzen möge. Während aber die Leute

beschäftigt waren, die Habseligkeiten der Frauen auf den Wagen zu bringen, blieb das Mädchen ruhig am Schlag stehen und schien durchaus nicht Willens, der Einladung von Madame Folge zu leisten.

Endlich bot ihr der Graf den Arm, wie um ihr beim Einsteigen behilflich zu sein.

Blanche sah den Grafen mit großen Augen an und ohne seinen Arm zu ergreifen, fragte sie: „Wohin?"

„Es ist wahr," antwortete der Graf, „ich habe im Drang der Umstände vergessen, mir die Ehre erst zu erbitten, Ihnen mein armseliges Haus als Obdach für eine Nacht anbieten zu dürfen. Wäre ein besseres und vor allem ein näheres Unterkommen ausfindig zu machen, so müßte ich auf das Glück verzichten, Sie zu beherbergen, schon wegen des geringen Komforts in meinem Hause. Gönnen Sie mir das Glück, ich beschwöre Sie, was ich Ihnen bieten kann, wenigstens einige Stunden lang nicht zu verschmähen!"

Blanche empfand das heftigste Widerstreben, Gastfreundschaft beim Todfeind ihres Verlobten

zu suchen. Aber Madame schrie aus dem Wagen, daß sie friere, daß sie sich nach dem Bett sehne und nicht Lust habe, irgendwo bei schnarchenden Bauern oder gar im Wirthshaus Schutz zu suchen, und ob Blanche sie in dieser Nacht des Schreckens allein lassen wolle. Das Mädchen mußte sich fügen und nahm ihren Platz an der Seite von Madame.

Als der Wagen nach einer Fahrt von wenigen Minuten an der Schwelle des Herrenschlosses hielt, empfing der Graf, der vorausgeritten war, die Damen mit aller Ritterlichkeit altadeliger Sitte. Er geleitete selbst sie die Treppe hinan bis an die Thüre ihrer Gemächer, wo er sich verbeugte und schied. Als wäre ein solcher Fall vorhergesehen worden, fanden sich alle noch präsentablen Einrichtungsstücke des Schlosses in diesen zwei Zimmern mit Geschmack angeordnet. Eine alte Haushälterin, deren Miene die unterdrückte Klage verrieth, bessere Tage gesehen zu haben, überwachte den Dienst zweier Landdirnen, die als Kammermädchen fungirten. Madame äußerte, als sie mit Blanche allein war, daß sie sich wie aus einem Gefängniß be-

freit vorkomme, weil sie nun wieder einmal unter einem „standesgemäßen“ Dache schlafen werde, ohne fürchten zu müssen, daß ihr die Kühe eine nächtliche visite de reconnaissance abstatten möchten.

Noch viel lebhafter äußerte Madame ihre Zufriedenheit nach dem Erwachen am andern Morgen.

„Setzen Sie sich zu mir an das Bett, liebe Blanche,“ sagte sie, „und lassen wir dem armen Hausherrn eine Stunde länger Zeit sich den Kopf zu zerbrechen, wie er uns aus seiner Dürftigkeit heraus ein Frühstück herbeizaubere! Es wird ihm gelingen, denn er kann Wunder vollbringen, wenn er will. Aber wissen Sie, daß Ihr Cyprian die ganze Schuld trägt, wenn wir beinahe verbrannt wären? Wenn er nicht vor dem Grafen mit Ihnen hätte groß thun wollen, in der Meinung, der Graf werde vor Neid und Grimm vergehen, ein so schönes, gebildetes Mädchen als Braut seines Feindes zu sehen; wenn der liebe Herr Cyprian nicht so eitel wäre, so hätte er uns nicht ein so einsam gelegenes Haus erkoren, wo man in der Gefahr ver-

lassen und verloren ist! Wir hätten den Tod davon haben können. Ohne den Grafen hätten wir uns in der kalten Nacht zu Fuß nach dem Dorf schleppen müssen. Ich will Ihnen nach so vielem Schrecken nicht nach Kummer machen, sonst könnte ich mehr sagen über diesen Punkt!"

„Ist es aber billig," sagte Blanche, „daß wir dem Grafen die Mühe und Last einer Gastfreundschaft auferlegen, die unter solchen Umständen ihm vielleicht nur Beschämung bringt? Wir sollten uns augenblicklich mit Dank für das Genossene entfernen und unser Frühstück wo anders suchen."

„Billig ist es vor Allem," erwiederte Madame, „daß wir ihm für seine Güte und Aufopferung eine Freude bereiten, und die kann keine andere sein, als daß wir mit Herzlichkeit annehmen, was er uns bietet, und die Beschwerden nicht merken, die es ihm macht. Er ist ein braver Mann. Er hat sich kopfüber in die brennenden Zimmer gestürzt, aus Furcht, wir wären noch darin vom Qualm betäubt. Die Haushälterin hat mir es gestern beim Entkleiden gesagt, und man hat es seinen Kleidern ange-

sehen. Nachdem Sie nicht einmal die Aufmerksamkeit der gewöhnlichsten Romanheldin für ihn hatten, so lange ruhig zu ersticken, bis er kam und Sie aus den Flammen trug, so bleiben Sie wenigstens so lange ruhig in seinem Hause, als es die Umstände ohnehin gebieten. Wir werden es gar nicht schlecht hier haben."

Die überaus gute Laune von Madame, eine Seltenheit seit einem halben Jahre, hatte für Blanche etwas Erfreuliches und zugleich Ermuthigendes. Dennoch konnte sie sich mit dem Gedanken, an diesem Ort zu verweilen, nicht befreunden und war entschlossen, ihn bei der ersten passenden Gelegenheit zu verlassen.

Als die Damen ihre Morgentoilette vollendet hatten, geleitete man sie nach einem Gartensaal, und da sie mit der Dürftigkeit, die jetzt in diesem alten Hause herrschte, noch nicht durch Thatsachen bekannt geworden, konnten sie nicht ahnen, welches Wunder dazu gehörte, welche ruhelose Anstrengungen der Graf in diesen wenigen Stunden gemacht haben mußte, auf daß sie einen so geschmackvollen Raum und eine so treffliche Erquickung fänden. Sie begaben sich dann in

den Garten und machten lustwandelnd eine Runde durch die Höfe und die nächste Umgebung des Schlosses. Ueberall, im Garten sowohl als an den Bauten, fanden sie, was blos zu Zier und Schmuck dient, entweder gar nicht vorhanden oder nur als Trümmer einstigen und nun verfallenen Glanzes. Da gab es versandete Teiche, zerstörte Gewächshäuser, in welchen keine exotische Pflanze mehr gehegt wurde, dachlose Pavillons und verödete oder zu einem fremden Gebrauch dienende Ställe. Was hingegen als zu täglichen landwirthschaftlichen Arbeiten unentbehrlich an Requisiten u. dgl. zu sehen war, trug größtentheils den Stempel jener naiven Selbstverfertigung, durch welche Robinson Crusoe sich so sehr auszeichnete. Wohlthuend wirkte in dem allen nur die rings herrschende Thätigkeit, die erkennen ließ, daß sie sich weit über das Schloß selbst hinaus erstreckte, eine fröhliche Arbeitsamkeit, die mitten im Verfall den Eindruck frischen Lebensmuthes machte, als sollte in jedem Augenblick mitten aus den feindlichen Hemmnissen das Ganze wiedergeboren an's Licht treten.

Gegen Mittag ließ sich der Graf bei den Damen ansagen, und nachdem sie ihm ihren Dank für die gute Aufnahme ausgesprochen hatten, konnte Blanche nicht umhin, ihr Interesse an der regen Betriebsamkeit auszudrücken, die ihr hier überall begegnete. Der Graf ging lebhaft darauf ein. Er beschrieb seine Unternehmungen, seine Zwecke, gab eine komische Schilderung der Schwierigkeiten, den mit dem Alten verwachsenen Leuten neue Methoden der Bewirthschaftung beizubringen, und sprach von diesen Dingen mit dem Feuer eines Landedelmannes von altem Styl. Das führte von selbst auf Erinnerungen an seine Reisen, an seinen Aufenthalt in Amerika. Unter solchen Gesprächen der heitersten und anregendsten Art nahm man das Diner ein, und Blanche mußte sich gestehen, daß sie eine Athmosphäre von Harmonie, Ruhe und Bildung athmete, die sie von Jugend an gewöhnt war, und die sie jetzt in so durstigen Zügen trank, wie die gewohnte frische Luft, wenn man eben aus einem beengten, dumpfen Raum getreten ist.

Der Graf wendete sich in seinen Unterhaltungen nur so weit an Blanche, als es die Höflichkeit erforderte, und schien übrigens ausschließlich für Madame zu sprechen. Als die Sonne tiefer sank, führte er die Frauen nach einer Abtheilung des Gartens, die sie bisher nicht wahrgenommen hatten. Hier wurden, wenn auch freilich nur in sehr geringer Ausdehnung, Blumen gepflegt, und einige bescheidene Versuche mit dem Luxus der Gartenzucht gemacht. Es hatte etwas Rührendes, daß hier, wie überall auf dem Gute, die Kenntniß des wahren Lebensgenusses hinter Armuth und Mangel hervorblickte und ein Schatten davon auch verwirklicht war. Von einer Anhöhe dieses kleinen Gartenraumes, die jetzt mit bequemen Sitzplätzen versehen war, genoß man eine entzückende Fernsicht in das Gebirge.

Wohl wäre es für Blanche jetzt Zeit gewesen, wenn sie überhaupt an diesem Tage noch von hier scheiden wollte, an ein anderes Unterkommen zu denken; war doch auch jeden Augenblick Cyprian's Rückkehr zu erwarten und sein Schmerz, ja sein gerechter Zorn zu fürchten,

sein erkornes Weib in dem Hause des Mannes zu wissen, den er am meisten auf Erden haßte. Aber Blanche vergaß dies Alles in einem nie erlebten Gefühl von süßer Beklommenheit, und während sie fremd und gleichgiltig blickte, und jedes Wort, das sie sprach, ihr gleichsam abgezwungen werden mußte, schaukelte sich ihre Seele auf den Mtttheilungen des Grafen, wie auf einer wohligen Fluth. Er war von den Gegenständen, die sich unmittelbar der Betrachtung aufdrängten, zu dem inneren Leben übergegangen, das sich damit verknüpfte, und sprach die Poesie eines engen Zusammenhanges mit dem Naturleben und einer Weltabgeschiedenheit aus, zu welcher nicht Haß, Groll und Schmerz, auch nicht Schicksal und äußere Bestimmung geführt haben, sondern die reine und freie Erkenntniß.

„Die Gegensätze sind nur scheinbar," sagte er; „städtische Verdorbenheit zum Beispiel und ländliche Unschuld, im Grunde nur abergläubische Sentenzen ohne rechten Sinn, in welche sich aber ein Gemüth, sei es zum Haß oder zur Liebe, wie toll verbeißen kann. Erst die Erziehung des Gemüthes durch die Vernuft vermittelt ihm

dergleichen scheinbare Gegensätze zu einer Welteinheit, in welcher es keine Konflikte mehr gibt und kein Zustand den andern negirt. Wer einen Beruf nur aus dem Grunde wählt, um dadurch einem andern Berufe zu entgehen, die Landwirthschaft etwa, um die Gesellschaft fliehen zu können, der wird nicht glücklich sein, denn seine Wahl stammt dann aus dem Haß und nicht aus der Liebe, in welcher allein die Wahrheit und die Erkenntniß eingeschlossen liegt. Nichts unvernünftiger aber als der Haß gegen ganze Klassen, Stände, Schichten der Gesellschaft, nach Oben oder nach Unten; der Haß gegen willenlose Produkte der Weltentwicklung, die berechtigt sind, zu sein, eben weil sie sind; oder wohl gar die Wuth gegen Menschen, welche nur Typen solcher Zustände, die bewußtlosen Träger derselben sind. Solche Ungerechtigkeiten überwinden, liegt nicht in der Macht der wild wachsenden Gemüther, der Naturgeschöpfe; das lehrt nur die Erziehung, oft die indirekte durch Erfahrungen."

Er hielt inne, aus Furcht, man könnte ihm beimessen, seinen Worten eine absichtliche Beziehung zu geben. Auch verlockte der Zauber

des Frühlings bald genug, von geistiger Betrachtung zu leiblichem Schauen überzugehen. Es war jene geheimnißvolle Stille des Abends gekommen, in welcher die Natur wehmüthig in sich selbst zu versinken und ihren eigenen Räthseln nachzuhängen scheint. Unwillkürlich fühlt sich das Herz ergriffen, an der Wehmuth Antheil zu nehmen, wenn es auch oft selbst die Quelle derselben nicht kennt. Mit sinnendem Schweigen wird dann das Schweigen des Abends gefeiert.

Endlich erhob sich Madame. Der Graf bot ihr den Arm und Blanche folgte mechanisch nach. An einem Beet blieb sie, mit scheinbarer Aufmerksamkeit es betrachtend, in Gedanken verloren, stehen. Als sie aufsah, fand sie sich allein und kehrte, ohne zu wissen, wohin sie ging, nach dem eben verlassenen Sitz zurück.

Beide Hände auf die Brust gepreßt, saß sie lange gesenkten Hauptes. Plötzlich stürzten unaufhaltsam die Thränen aus ihren Augen, und als ob sie eine Erleichterung darin gefunden hätte, auszusprechen, was so lange unausgesprochen, weil unerkannt, in ihrer Seele gelegen, sagte sie halblaut: „Ich liebe ihn! ich liebe ihn!"

Ja, das war jene unnennbare Bezauberung des ganzen Wesens, welche die Erde verklärt und zugleich sie vergessen macht. Jetzt durfte sie sich mit zweifellosem Jubel die Frage bejahen, ob sie liebe. Dieser Sonnenaufgang im Gemüthe war auch für sie gekommen.

„Ich liebe ihn!" sagte sie noch einmal, aber dann erhob sie sich entschlossen, als wäre mit dem ausgesprochenen Wort alles abgethan, was sie von dieser Liebe erträumen, wünschen und fordern durfte. Alles Glück der Liebe, alle Wonnen des Lebens faßte sie in dies Wort zusammen, daß sie in die Luft warf, auf daß es für immer vernichtet und verloren sei. Sie hatte sich freiwillig mit einem Andern verlobt, — sie war dadurch nach ihren Begriffen sein angetrautes Weib.

In diesem Gedanken behielt sie von dem eben Erlebten nichts zurück als den Schmerz, ohne auch nur einen Augenblick lang mit ihren Pflichten gegen Cyprian in Widerstreit gerathen zu sein. Sie kam sich vor, als wäre sie bis an den Rand eines verbrecherischen Abgrundes getreten, und auch äußerlich müßte der abschüssige

Weg, der dahin führte, fortan vermieden werden. Nicht eine Stunde länger wollte sie im Hause des Grafen und in seiner Nähe verweilen.

Sie eilte durch den Garten, um Madame aufzusuchen und ihr den Entschluß kund zu geben, das Schloß augenblicklich zu verlassen. Durch Demuth, durch Hingebung für Cyprian, sagte sie sich, will ich diesen Moment büßen und aus seiner Liebe für mich die Kraft schöpfen, glücklich zu sein.

Als sie das Haus betrat, kam ihr Madame zur Abfahrt gekleidet entgegen. Ihr folgte der Graf, der sich an Blanche wendete, sich entschuldigend, daß es ihm erst zu so später Stunde gelungen, ein anderes Wohnhaus für die Frauen ausfindig zu machen, so eifrig er hätte suchen lassen, um das unrechtmäßige Glück, sie in seinem Hause zu sehen, nicht über Gebühr zu mißbrauchen. Er geleitete die Frauen zum Wagen und schied mit einem herzlichen Händedruck von Madame und mit einer stummen Verbeugung von Blanche.

„Wie gefällt Ihnen der Graf?“ fragte Madame während der Fahrt; „ich gebe Ihnen die

Versicherung, Blanche, er wäre überglücklich gewesen, wenn Sie so lange als möglich geblieben wären, und dennoch hat er, um Ihnen nicht zu mißfallen, Sie gleichsam selbst aus seinem Hause getrieben. Auch kann ich Ihnen nun gestehen, daß meine geheimnißvollen Spaziergänge nur die Besuche waren, die ich zuweilen dem Grafen abstattete, den ich wie einen Sohn liebe. Er hat von mir erfahren, daß der schwebende Prozeß Ihrer Heirat noch im Wege stehe, da ich ihm meine Freude nicht verbergen konnte, daß noch ein Hinderniß existirt. Er aber aus Mitleid für Sie, um Sie nicht hangen und bangen zu sehen, ja aus übergroßer Liebe hat sich herabgelassen, dem Herrn Cyprian einen vortheilhaften Vergleich anbieten zu lassen. Ich wollte den Grafen daran verhindern, aber das Einzige, was ich erlangte, war, daß ich dem Advokaten einige Instruktionen nach meinem Sinn geben durfte. Wir werden nun den Erfolg sehen."

„Ich will nicht hoffen, Madame," versetzte Blanche, „daß diese Instruktionen von der Art sind, die guten Absichten des Grafen zu paralysiren."

„Das hätte ich mir niemals gestattet," erwiederte Madame; „ich habe nur dafür gesorgt, daß der edle Beweggrund des Grafen ein Geheimniß für Herrn Cyprian bleibe, der sonst daraus eine zu große Labung seines ungerechten Hasses gezogen hätte."

Blanche hatte nichts dagegen einzuwenden, ja es entsprach ihren Wünschen, wenn die Gefühle, die der Graf für sie zu hegen schien, ihrem Verlobten verborgen blieben. Sie würden zuletzt nur seinen Haß gesteigert, jedenfalls seiner Leidenschaftlichkeit ein neues Moment hinzugefügt haben.

Als die Frauen vor dem Bauernhause ankamen, in welchem ihnen eine Wohnung bereitet worden, fanden sie Cyprian bereits an der Schwelle. Er war gleich nach seiner eben erfolgten Heimkehr auf Veranlassung des Grafen von dem Ereigniß der Nacht benachrichtigt und ihm das Haus bezeichnet worden, welches die Frauen beziehen sollten.

9.

Madame hatte die Wahrheit gesprochen. Der Advokat war von ihr nur angewiesen

worden, den Vergleich nicht zu einem Triumph des Hasses und der Eitelkeit für Cyprian auf Kosten des Grafen zu machen. Sie hatte dem Rechtsgelehrten, der ein bewährter Freund des gräflichen Hauses war, den Charakter Cyprian's geschildert, wie er ihr in den letzten Monaten klar geworden. Der Advokat war noch einer von der alten Schule, der seinen Beruf mit der Liebhaberei für eine psychologische Kunst betrieb, und man brauchte ihm nicht viel zu sagen, um daß er auch den unausgesprochenen Wünschen seiner Freunde still und wirksam in die Hände arbeitete.

Nachdem er es veranlaßt hatte, statt mit dem Advokaten Cyprian's mit diesem selbst diesmal verhandeln zu können, unterbreitete er ihm die Vergleichspunkte, die sich in der That unerwartet vortheilhaft für den Roßbauern gestalteten, so zwar, daß dieser eine Falle dahinter vermuthete und es nicht sogleich wagte, sich seiner Siegesfreude zu überlassen. Er forschte nach den Motiven Wölfmann's, die ihn zwängen, so „klein beizugeben."

„Mitleid ist es, mein lieber Herr Moosglauber," sagte der Advokat; „doppeltes Be-

dauern mit Ihnen, zuerst weil Sie sich in der Sache mehr und mehr verbluten, während Wölfmann jetzt in Verhältnissen ist, wo er noch ein Jahrhundert prozessiren kann, ohne die Kosten zu spüren."

„Was!" lachte Cyprian, „Sie werden mich doch nicht für so einfältig halten, um mir einreden zu wollen, Wölfmann wäre in bessern Verhältnissen als ich? Er frißt ja schon von dem Korn, das er erst in zehn Jahren schneiden wird!"

„Das ist möglich," sagte der Advokat ruhig; „trotzdem wird es nicht lange dauern und er wird einer der reichsten Grundherrn in ihrer Gegend sein."

Cyprian hielt es für einen gar zu plumpen Advokatenkniff, als daß er es der Mühe werth gefunden hätte, noch einmal darauf zu antworten. Er sagte nur: „Sie haben noch eine Ursache angeben wollen, wegen welcher der gute Mann mich bedauert."

„Ja," entgegnete der Alte, „aber das gehört nicht in unser Geschäft und betrifft Ihre Privatverhältnisse, die Niemand berühren darf."

„Sprechen Sie immerhin!“ sagte Cyprian und bestand so lebhaft auf diesem Verlangen, daß der Advokat endlich der Ueberredung zu weichen schien. In Umschreibungen und Andeutungen brachte er die Erfindung vor, daß der Graf den Roßbauern um der Ehe willen bedauere, die dieser zu schließen im Begriffe stehe, da ihn zuletzt der Verdruß, ein Mädchen von unehelicher Abkunft geheiratet zu haben, noch mehr in allen Dingen herunterbringen müsse. Der Graf würde eine solche Frauensperson nicht einmal zur Magd haben wollen.

Nichts hätte Cyprian bei seiner Unselbstständigkeit und bei seinem Mangel an fester Entschiedenheit im Urtheil eine tiefere Wunde schlagen können. Liebe war von den Motiven, die ihn Blanche hatten wählen lassen, erst das dritte in der Reihe gewesen. Zuerst hatte die Hoffnung gewirkt, reich zu heiraten. Dann, als diese durch die Geständnisse des Mädchens vernichtet worden, der stolze Gedanke, dem Grafen eben so wie dem ganzen Dorfe durch den Besitz eines Weibes aus den höhern Ständen imponiren zu können. Trotz des Wohlgefallens, das

ihm Blanche von Jugend an eingeflößt, hatte er sie eigentlich lieben doch erst in der letzten Zeit gelernt, seit sie in seiner Nähe lebte. Diese Liebe war jedoch viel weniger Leidenschaft, als sie vielmehr sein Haß gegen den Grafen war.

Er würgte aber das Gift, das ihm der Advokat vorgesetzt hatte, stillschweigend hinab, wie sehr auch Wuth und Grimm gegen den Feind von Neuem und nun um so unversöhnlicher in seinem Innern schäumten. Nur um nicht sprachlos zu bleiben, kam er auf die erste Behauptung des Advokaten von dem plötzlichen Wohlstand Wölfmann's zurück.

Der Alte schien sich auch hier erst langsam überreden zu lassen, die gewünschten Beweise zu liefern. Er setzte endlich einfach den Sachverhalt auseinander. Wölfmann war Graf D*** und erlangte durch die Vermählung Cyprian's mit Blanche das Vermögen. Somit war es Cyprian selbst, der seinem Todfeind die Mittel in die Hände gab, fortan glücklich und hochangesehen zu leben.

Cyprian stürzte fort, wie von einem entsetzlichen Unglück getroffen. Hab und Gut, sein

Glück und seine Existenz hatte er seiner leidenschaftlichen Erbitterung in den Rachen geworfen und selbst seine Verbindung mit Blanche sollte eine Beziehung haben zu diesem Haß, und ihm, dem mit Geringschätzung behandelten Bauern, einen höhern moralischen Rang vor dem Grafen einräumen, als dieser ihm bisher hatte zuerkennen wollen. Und jetzt sah er sich nicht nur um dieser Verbindung Willen noch mehr verachtet, sie wurde auch zum Mittel, dem glühendgehaßten Feinde all die Besitzthümer in die Hände zu spielen, deren ihn beraubt zu sehen die Wonne, deren Wiedererlangung ihm für immer unmöglich zu machen, das Rachezicl Cyprian's gewesen war.

Noch war es Zeit, dies Alles zu verhindern. Er wenigstens, Cyprian, wollte nicht wider Willen der Wohlthäter des Grafen werden. In seiner Seele stand nur das Eine fest: die Verbindung mit Blanche dürfte nicht geschlossen werden. Allein er erkannte auch, daß er ein würdigeres Motiv brauchte, um diesem Entschluß einen Anschein von Berechtigung zu geben. Wieder machte sich das Bestreben in ihm geltend, ein leidenschaftliches Trachten seines Gemüthes, von

dem er willenlos geknechtet wurde, zu einer sittlichen Allgemeinheit zu erheben, ohne mit Bewußtsein dadurch betrügen zu wollen, vielmehr nur, um sich selbst über den faulen Kern seiner Beweggründe zu täuschen. Wenn das plötzliche Abbrechen der Verbindung sittlich gerechtfertigt werden sollte, so mußte er Blanche eine Schuld beimessen können. Eine solche schien ihm nahe zu liegen. Warum hatte sie ihm verborgen, daß Wölfmann kein Anderer sei, als Graf D***? Wie aber, wenn eben dieser Umstand die unendliche Liebe seiner Braut bezeugt hätte? Wenn sie es hätte vermeiden wollen, durch die Entdeckung den Haß ihres Verlobten noch mehr zu schüren und ihn noch unglücklicher zu machen? In solchen Zweifeln trieb er sich umher, unentschieden, in welchen Formen er seinen unabänderlichen Entschluß ausführen sollte, bis die Stunde der Heimkehr gekommen war.

Als die Frauen in das Haus getreten waren, wohin ihnen Cyprian gefolgt, entging dem Mädchen die finstere und verstörte Miene ihres Verlobten nicht. Sie fand eine genügende Ur-

sache dafür in ihrer unfreiwilligen Anwesenheit im Hause des Grafen. Wie erstaunte sie aber über die Worte, mit welchen Cyprian ihre darauf bezügliche Rechtfertigung unterbrach. In seinem Gemüthe blutete die Wunde nicht am wenigsten stark, daß der Graf — wie der Advokat behauptet hatte — den Mann verachten müsse, der sich mit einem Mädchen von unlegitimer Abkunft verband. Er sagte daher: „Ich wundere mich nur, daß ein Edelmann wie Graf D*** — denn ich weiß jetzt, wer er ist — seinen Hochmuth so weit treiben kann, einer Frau, die bei ihm Schutz sucht, blos weil ein Flecken auf ihrer Geburt haftet, die Gastfreundschaft aufzukündigen, ja sie aus seinem Hause zu jagen."

Blanche sah ihn wie versteinert an. Die Niedrigkeit des Motivs, das er dem Grafen unterschob, brachte sie außer Fassung. Cyprian aber nahm diese Haltung für Betroffenheit darüber, daß er die Identität beider Grafentitel entdeckt hatte. Er nahm dies zum Anlaß der bittersten und nicht eben zart vorgebrachten Anklagen über das falsche Spiel, das man mit

ihm getrieben hätte, und da er instinktmäßig fürchtete, was Blanche zu ihrer Vertheidigung anführen könne, beruhe auf Umständen, die ihn mit Recht demüthigen würden, so überhörte er, was sie sagen wollte, und hetzte sich immer wilder in seinen Zorn, der keine Grenzen mehr kannte. Er schloß mit der Forderung, das Blanche augenblicklich in seinem Namen an den Grafen schreibe, um ihm in den beleidigendsten Formen anzukündigen, daß Cyprian den angebotenen Vergleich zurückweise, sich aber außerdem eine Genugthuung für den Schimpf vorbehalte, daß man seine Braut nicht in dem Hause geduldet hätte, welchem sie die Ehre erwiesen, Schutz darin zu suchen.

Blanche wäre in ihrer vornehmen Weise nie im Stande gewesen, leidenschaftlicher Heftigkeit der Sprache gegenüber ein Wort vorzubringen. Der Irrthum jedoch, daß der Graf sie unwürdig behandelt hätte, schien ihr so monströs, daß sie den Sturm durch ein sanftes Wort der Aufklärung zu beschwichtigen suchte. Sie verstummte jedoch wieder, da sie bemerkte, daß Cyprian sich fast absichtlich in diesen Irr-

thum hineinarbeitete, wie um einen Grund mehr für seine Wuth zu haben. Als er wiederholt auf der Forderung bestand, Blanche möge die beleidigenden Worte, die er ihr in die Feder diktiren wolle, an den Grafen schreiben, beugte sie das Haupt leicht zurück, die Augen halb schließend, während ein Zug der Trauer ihren Mund zu wölben und noch mehr zu verkleinern schien.

Madame kannte, wie wir wissen, diese Bewegung, die dem Mädchen schon als Kind natürlich gewesen, um eine unüberwindliche Verneinung auszudrücken. Madame, die sich immer den Verlobten gegenüber schweigend und mit anscheinender Theilnahmslosigkeit verhielt, erwartete von diesem Augenblicke eine Krise.

Auch auf Cyprian brachte jetzt der Anblick des Mädchens eine seltsame Wirkung hervor. Er stand plötzlich von seiner Forderung ab, nicht aber von dem Bestreben, einen sittlichen Grund für sein Verhalten ausfindig zu machen. Nichts ist so erfindungsreich, als der Drang, ein unedles Vorhaben durch scheinbar ehrenhafte Motive zu beschönigen. Wie zu einem Bilde

der Sanftmuth mit einem Male verwandelt, ließ sich Cyprian nieder, und indem er auch Madame's Theilnahme zu wecken suchte, bat er demüthig für den eben verflossenen Auftritt um Vergebung und erklärte ihn als hervorgegangen aus seinen Gewissensskrupeln, ein Mädchen wie Blanche ihres Vermögens zu berauben, und sie in so zerrüttete Verhältnisse wie die seinen hineinzuziehen.

Bei diesen Worten war es dem rechtschaffenen Mädchen zu Muthe, als ob die Pflicht, die sie an Cyprian band, von Neuem befestigt würde. Und in dem wieder erwachenden Opfermuth dieses Gedankens reichte sie ihrem Verlobten versöhnt und beschwichtigt beide Hände.

Er küßte ihre Hände, er behielt sie einen Augenblick in den seinen — aber der Gedanke an den Grafen überkam ihn wie ein Verhängniß. Es war einer von den Momenten, in welchen der Mensch durch eine leise Biegung nach links oder rechts sich selbst sein Schicksal bereitet. Die Leidenschaft, die in ihm zufällig stärker als Haß, denn als Liebe war, lenkte ihn nach der unglücklichen Seite.

Er begann, indem er dabei seine Worte größtentheils an Madame richtete, auf die abgebrochene Beziehung zu dem General hinzudeuten, welche ihm Blanche einst ebenso wie ihr ganzes früheres Leben offen dargelegt hatte. Er gab zu verstehen, daß er unter den obwaltenden Umständen zu gewissenhaft, zu edel wäre, Blanche in den Strudel seines Geschickes zu reißen und daher ein Glück für das Mädchen darin erkennen würde, wenn sie, wie tief und gewaltig er selbst auch dabei leiden müßte, mit dem wackeren Freier, dem General, wieder anzuknüpfen versuchte. Ihr bliebe dann in der Verbindung mit dem adeligen General ihr Vermögen gewahrt.

Bei dieser Wendung fiel es wie ein Schleier von den Augen des Mädchens. Vornehme Naturen bedürfen lange, bis sie in der Seele Anderer einen Winkelzug erkennen, dessen sie selbst nicht fähig wären. Als der Haß aber Cyprian so weit führte, zum Verräther an seiner Liebe für sie zu werden, da erkannte sie plötzlich auch den verstecktesten Hebel in der Handlungsweise ihres Verlobten.

„Herr Moosglauber," sagte sie, „Sie wollen Ihre Braut mit einem Andern verloben. Dazu ist es vor allem nothwendig, daß sie nicht mehr mit Ihnen verlobt sei. Das ist von dieser Minute an in der That der Fall: Leben Sie wohl."

Sie verließ das Zimmer. Erschrocken über das, was er selbst herbeigeführt, stand Cyprian wie betäubt. Ein unendlicher Schmerz über das so plötzlich Verlorene erfaßte ihn.

Madame, die sich zu der möglichsten Höhe aufgerichtet hatte, sah ihm starr und steif in's Gesicht. Dann sagte sie mit einem dämonischen Lächeln, das zu unterdrücken sie sich bemühte: „Seien Sie ruhig, Herr Moosglauber, Sie haben sich nun an dem Grafen gerächt. Nicht zum zweiten Male wird Blanche, um ihn zu beschenken, ihr Vermögen wegwerfen."

Und Cyprian lehnte sich an diese Versicherung wie an einen letzten Halt.

Dieser Halt brach zusammen, als nach einem halben Jahre Blanche die Gattin seines Feindes war. Er wüthete, doch hatte er von anderer Seite nicht Ursache zu klagen. Unsichtbare Kräfte waren ihm mit der genauesten Detailkenntniß

seiner Verhältnisse beigestanden, dieselben zu ordnen. Er konnte die Gegend schuldenfrei und selbst mit einem Kapital ausgerüstet verlassen.

Ein Rath des Grafen war es gewesen, daß Madame Blanche veranlaßt hatte, als Braut Cyprian's auf dem Lande in dessen Nähe zu wohnen. Sie sollte sich klar darüber werden, daß sie nicht eine Individualität in ihm schätzte, sondern die vermeintliche Vermenschlichung des Naturlebens, zu dem sich ihr Gemüth hingezogen gefühlt.

Der Graf stimmte niemals in den vollen Tadel ein, welchen Madame oft gegen Cyprian vorbrachte, den sie einen Selbstbeheuchler zu nennen pflegte. Er bezeichnete vielmehr das Wesen des Roßbauern ganz einfach mit den Worten: „Er hat keine Erziehung genossen, und Erziehung ist mehr als ein Aneignen leerer Formen. Sie beruht auf Selbstbeherrschung, führt zur Selbsterziehung und zum Charakter. Genie und Talent können ohne sie bestehen, aber im Leben der Gesellschaft und der Familie können auch Genie und Talent den Mangel an Erziehung nicht ersetzen."

Die Gesellschafterin.

1.

Alltägliche Beziehungen zwischen Menschen umschließen oft ein Gefühl des Unbehagens, das man nicht in ihnen vermuthen würde, wenn man sie nur als ein Unbetheiligter sieht, wenn man nicht selbst in sie eingegangen ist. Was kann alltäglicher sein, als daß eine alleinstehende Frau, der Natur oder Schicksal die Anlehnung an einen Mann, an Kinder oder auch nur an Verwandte versagt hat, eine künstliche Stütze an einer Fremden sucht, die sie unter dem Namen einer Gesellschafterin in ihr Haus, an ihren Tisch zieht? Wenige jedoch, die nicht selbst in der Lage der unglücklichen Frau waren, die Gesellschaft suchen muß, oder der oft nicht minder unglücklichen Frau, die sie leisten muß, ermessen den Druck einer solchen Beziehung, ehe Zeit und Gewohnheit ihn milderten.

Das Unbehagen wurzelt darin, daß der Beginn eines solchen Verhältnisses auf der unwahren Voraussetzung beruht: Liebe, Sorgfalt, geistige Pflege, Freude an Vorzügen, Nachsicht mit Fehlern, kurz alle die süßen Blüthen menschlichen Verkehrs könnten hier von der einen Seite für Geld gekauft, von der andern für Geld verkauft werden. Was erst ein langes Zusammenleben reift, soll hier ohne ein solches fertig angetroffen werden. Dazu kömmt das gegenseitige Bewußtsein, die Sphynx einer verschleierten Vergangenheit vor sich zu haben, die man vielleicht verletzt, während man noch ihre Räthsel sucht, deren Räthsel man vielleicht in dem Augenblicke suchen zu müssen glaubt, wo sie sich am tiefsten verstecken wollen. Bis zum Grauenhaften kann sich der Widerspruch steigern, daß die Formen der engsten Intimität plötzlich zwei Menschen verbinden sollen, die einander völlig fremd sind; wie zwei Gespenster können sie sich gegenüberstehen, von denen jedes das Entsetzen des andern erregt.

Wer die beiden Frauen beobachtet hätte, die in einer der Vormittagsstunden eines grauen

Herbsttages im Salon einer großstädtischen Wohnung saßen, würde nur eine von ihnen fähig gehalten haben, das Unbehagen einer scheinbaren Intimität zwischen Fremden zu empfinden. Diese Eine war in ihrer Bläße mit dem schwarzen Haar, das, so weit es aus dem Hut hervorsah, einfach und glatt anlag, so wie in ihren Trauerkleidern der genaueste Gegensatz zu der, wenn auch unverkennbar älteren doch von jugendlicher Lebenslust noch ganz beseelten Frau neben ihr, deren blondes Haar, zu einer künstlichen Coiffüre verschlungen, deren modischer Anzug, deren Röthe auf Wangen und Lippen zu dem Eindruck zusammenstimmten, als könnte sie sich nichts, selbst kein Unglück, geschweige denn nur eine unangenehme Situation allzutief zu Herzen nehmen. Ihr Hut und ihr Sonnenschirm lagen nachlässig hingeschleudert auf einem Seitentischchen, und offenbar war sie die Herrin des Hauses, so wenig auch die unwirthliche Einrichtung des Salons hier überhaupt ein „zu Hause" hätte vermuthen lassen. Für seinen Umfang viel zu dürftig möblirt, zeigte er auch nichts von dem schimmernden Luxus der Kronleuchter, Kandelaber, Uhren und

Nippsachen, den modernes Leben zu einer Nothwendigkeit stempelt. Es war zu merken, daß man den Raum so eben gelüftet hatte, aber nicht genugsam, daß eine lang eingesperrte Luft gänzlich entwichen wäre. Die wenigen Möbel hielten noch unter grauen Ueberzügen ihren Sommerschlaf.

„So wäre es denn ein abgethanes Geschäft, Madame Beron," sagte die blonde Frau, während sie mit einem vergoldeten Stift einige Striche auf eine Karte kritzelte, die sie aus ihrem Visitentäschchen genommen hatte; morgen Abend kann ich Sie in Rohrwald erwarten, sagen Sie, hier ist die Nummer unseres Hauses."

Die blasse Frau nahm die Karte und erhob sich; einen Blick auf den Namen werfend, entgegnete sie: „Gewiß, Madame Friese, und ich will trachten, Ihnen in die Welt, die Sie so heiter ansehen, keinen Mißklang zu bringen. Eine Gesellschafterin muß lachen können, zur Trauer ist man lieber allein."

Die Angeredete zuckte mit den Lippen, als sie sich „Madame" nennen hörte; obgleich diese französische Bezeichnung auf der Karte stand,

war sie doch nach der Sitte der Stadt, in der sie lebte, gewohnt, mit „Frau von Friese" angeredet zu werden; daß sie eben selbst der blassen Frau den Titel „Madame" gegeben hatte, schien ihr, einer nicht Unabhängigen, einer Bediensteten gegenüber, nur natürlich.

„Sie sind wohl eine Ausländerin?" sagte sie.

„Eine Deutsche von Geburt, doch habe ich bisher in Brüssel gelebt," entgegnete Madame Beron, indem sie sich verabschiedete. Eiliger, als es sonst in ihrem Wesen zu liegen schien, flog sie die Treppe hinab. Es war ihr, als müßte sie nicht blos mit der Brust, auch mit der Seele frische Luft schöpfen. Auch moralisch hatte eine nicht wohlthuende, fremde Atmosphäre sie umweht. Aber ihr Loos war nun geworfen. Als sie sich dies auf der Straße sagte, erstickte sie rasch unter dem Tuche das krampfhafte Zucken, das dem Weinen vorhergeht.

Die blonde Frau, die zu hübsch war, als daß man ihr nicht den Gefallen erweisen sollte, sie Frau von Friese zu nennen, rückte indessen vor dem Spiegel ihren Hut wieder zurecht und sagte zum Stubenmädchen, das mit zarter Hand

den richtigen Bug des Schirms hervorzuzaubern suchte:

„Ich werde nun eine „Person“ um mich haben, sonst wäre ich jetzt, wo der „Herr“ krank ist, gar zu allein. Sie hat zwar etwas so Ernsthaftes wie eines Schulmeisters Tochter, und ob ihr Benehmen das feinste ist, weiß ich auch nicht, aber ihr Organ hat mich bestochen; es ist wie eine Glocke und ich freue mich auf ihr Vorlesen.“

Und die Frau und ihre Dienerin schlossen die Wohnung und verließen das Haus. Wenige Stunden später befand sich Frau von Friese, nachdem sie den größten Theil des Weges auf einer Eisenbahn zurückgelegt hatte, in ihrem eigenen Wagen, der sie zu dem kleinen Landhaus in Rohrwald brachte.

Frau von Friese war die Tochter eines Kaufmanns in der Provinz, dessen einst bedeutendes Vermögen bereits etwas zusammengeschmolzen war, als er seine einzige Tochter Antonie mit dem Mäkler Friese verheirathete. Antonie zählte damals schon 25 Jahre, und obgleich dieser Zeitraum nicht an ihr vorübergeschlichen war,

ohne Erfahrungen zurückzulassen, konnte er doch ihrem Aeußern nichts rauben, vielmehr nur geben. Sie schien damals erst zur vollsten Reife ihrer Schönheit gelangt zu sein und hätte ohne Zweifel höhere Genüsse vom Leben fordern dürfen, als die wenig geliebte Hand des Herrn Friese ihr zu spenden versprach, wenn nicht jene Erfahrungen, die einen zwar sehr gewöhnlichen, aber deßhalb nur um so tiefer in Dunkel und Schweigen gehüllten Roman umschlossen, sie bescheidener in ihren Ansprüchen gemacht hätten.

Vermochte sie sich mit den Bedürfnissen des Herzens abzufinden, so konnte sie mit ihrer Lage immerhin zufrieden sein. Ihr Gatte erwarb in allerlei Geschäften mehr als das Nöthige. Sie besaß eine gut ausgestattete Wohnung in einer der eleganteren Vorstädte, brauchte sich selten eine von den Zerstreuungen, die eine große Stadt bietet, zu versagen und trug häufig neuen Schmuck, mit dem sie zu beschenken der Stolz und die Eitelkeit ihres Gatten war. Nur in einem einzigen Punkte fühlte sie sich nicht glücklich: höhere Gesellschaftskreise blieben ihr verschlossen. Nicht daß sich ihr Ehrgeiz soweit

verstiegen hätte, den Anschluß an die Aristokratie der Geburt zu wünschen, aber der an die Aristokratie des Geldes war für sie nicht minder verlockend und konnte erreichbar sein. Das Geschick schien sie auch in dieser Beziehung begünstigen zu wollen. Ein Aufschwung industrieller Spekulationspapiere bereicherte plötzlich ihren Gatten. Nun galt es, sich im Besitze dessen zu zeigen, was nach der Meinung der Frau von Friese ihre Ebenbürtigkeit jenen Salons beweisen sollte, in welche sie bisher nicht einzudringen vermocht hatte. Eine prachtvolle Wohnung in der Stadt wurde gemiethet, eine Equipage angeschafft, Frau von Friese drehte nicht ohne Geschmack das Pfauenrad des Luxus.

Allein einen sehr wichtigen Faktor hatte sie in ihrer Berechnung übersehen. Wie wenig auch die Bildung in den Geldkreisen großer Städte über ein blos konventionelles Interesse an Geist und an der Kunst, sowie über ganz äußerliche Manieren hinauszugehen pflegt, um so strenger wird die Ahnenprobe dieser Art von Bildung gefordert, ehe einem großen Vermögen gestattet werden kann, in freundschaftlich-gesellige Be-

ziehungen zu andern großen Vermögen zu treten. Nur ganz kolossale Reichthümer können auch in diesem Punkt auf Nachsicht rechnen. So groß war der Gewinn des Herrn Friese nicht, und er selbst den Bankiers als Agent in den niedern Regionen des Handels eine zu bekannte Erscheinung geworden, als daß er ihnen nicht im Salon eine ganz fremde Erscheinung gewesen wäre. Auch muß man sagen, daß er keineswegs nach den Kreisen verlangte, in denen er sich nicht „gehen lassen" konnte. Er benützte seinen Reichthum dazu, sich bei Tische in auserlesene Gerichte und nach Tische in auserlesene Spekulationen zu vertiefen. Die schöne Frau blieb nach wie vor — allein, obgleich es Herrn Friese nicht an einem Verkehr mit Leuten fehlte. Sie verschmähte jedoch diese Art von Bekanntschaften und wußte sie bald von sich zu entfernen.

Dennoch sollte sich eine Gesellschaft um sie bilden, als sie im Sommer das zierliche Landhaus in Rohrwald bezog. Ihre pikante Schönheit, mit dem angebornen Talent verbunden, in ihre Bewegungen und in ihre Reden etwas

zu legen, was, wenn nicht Geist doch wenigstens Grazie war, die dafür gelten konnte, lockte einige junge und alte Bankiers, selbst einige Persönlichkeiten aus der vornehmen Welt zu den auch sonst nicht zu verachtenden Diners des Herrn Friese. Es waltete dabei für die schöne Blondine nur der einzige unangenehme Umstand ob, daß die Herren, die wetteiferten, sie mit Liebenswürdigkeit zu überschütten, niemals Miene machten, ihre Frauen an diesen unterhaltenden Stunden theilnehmen zu lassen oder Herrn Friese sammt Gattin in ihre Salons einzuführen.

Allmählig jedoch fand die hübsche Frau, zu nichts weniger als zur Einsamkeit geboren, den kleinen Männerzirkel unterhaltend genug, um sich über das Versagte hinwegzusetzen. Immer blieb es ein Duft aus der großen Welt, den sie in solcher Umgebung genoß, nur sollte die Schicklichkeit so streng gewahrt bleiben, daß in dieser Beziehung kein Schatten von Schuld sie treffe, wenn jemals ein günstiger Zufall ihr den Anschluß an die Gesellschaft, die sie suchte, ermöglichen sollte. Und da Herr Friese nicht Zeit hatte, täglich auf dem Lande zu sein und selbst,

wenn er kam, nach Tisch wieder zur Stadt fuhr, so mußte sie nothwendig, um Besuche ungenirt empfangen, auf Spaziergängen die Begleitung eines Bekannten unbefangen dulden zu können, eine Frau an ihrer Seite haben.

Eine Zeitungs-Annonce, die sie zu diesem Zweck erlassen hatte, erweckte eine große Konkurrenz. An bestimmten Tagen verfügte sie sich nach der Stadt, um die Bewerberinnen zu prüfen. Lange konnte sie zu keiner festen Entscheidung kommen. Die Allzuhübschen erklärte sie für nicht gebildet genug, die Allzugebildeten erklärte sie für zu häßlich. Als aber ihr Gatte plötzlich in eine Grämlichkeit verfiel, die sich als Krankheit erwies und ihn, was unerhört war, bereits mehrere Tage auf dem Lande zurückhielt, fand sie seine alleinige Gesellschaft noch unleidlicher als ihre frühere Einsamkeit. Sie entschloß sich daher, wie wir gesehen haben, rasch zu einer Wahl.

Als sie jetzt das Landhaus erreichte, erwarteten sie zwei entgegengesetzte Eindrücke. Ein Mann, der zu ihren größten Verehrern zählte, hatte sie nicht anwesend getroffen und wollte sich eben entfernen, als er sie noch im Wagen

gewahr wurde. Er begleitete sie bis zur Schwelle ihres Gemaches und benützte den kurzen Weg, um eine glühende Bewunderung ihres Aussehens, ihres Wesens in die Formen leichter Galanterie zu kleiden.

„Warum bleiben Sie nicht, Malhof?" sagte sie vertraulich, da er Abschied nehmen wollte; „mein Mann ist zu Hause, ich kann Sie einmal Abends bei mir sehen."

Malhof zeigte stumm auf die bestürzte Miene eines Nahenden und verschwand. Die eben so behaglich angeregte Frau erschrack . . .

„Was gibt es, Boppe?" fragte sie.

Boppe war das Faktotum ihres Mannes. Von Jugend an brüderliche Freunde, hatten sie ihre Geschäfte fast immer gemeinschaftlich betrieben. Als aber Friese in Folge eines kühnen Spekulationsgeistes reich geworden war, trat Boppe, bezeichnend genug für den Bildungsgrad Beider, in die untergeordnete Rolle eines Buchhalters zurück, ohne daß Einer von ihnen es anders als natürlich gefunden hätte. Boppe's Ergebenheit blieb für den „Herrn" eben so groß als sie für den Freund war.

Er berichtete nun, daß die Krankheit des „Herrn" ganz unerwartet eine schlimmere Wendung genommen hätte. Antonie begab sich in sein Zimmer, nachdem sie vorher Hut und Mantel abgelegt hatte. Der Kranke richtete einen gläsernen Blick auf sie und schien sie kaum mehr zu erkennen. Man hatte in die ganze Nachbarschaft nach Aerzten geschickt, da der aus der Stadt geholte nicht so rasch eintreffen konnte. Antonie lief in allen Zimmern umher und wieder in das des Kranken zurück, ohne zu wissen, was sie sollte oder wollte. Als die Aerzte in das Zimmer traten, warf sie sich am Bette ihres Mannes nieder und blieb, die Stirne in die Decke gedrückt, in halbknieender Lage. Boppe übernahm es, die Verhaltungsmaßregeln anzuhören und die vorhergegangenen Umstände nach bestem Wissen zu berichten, da der Kranke selbst sie nicht ganz deutlich machen konnte. Er zitterte und es war, als ob er außer von seinem Leiden noch von einer unbesieglichen Todesangst befallen wäre.

Als die Aerzte sich entfernt hatten, erklärte Antonie, daß sie wachen werde, ließ sich aber

auf Zureden Boppe's bewegen, ihr Schlafgemach aufzusuchen. Am Morgen berichtete er, daß die Nacht furchtbar gewesen, daß aber nun etwas Ruhe und sogar ein leichter Schlummer eingetreten wäre. Das mußte aber nur das Vorspiel des Endes sein, denn als der Abend wiederkehrte, verschied der Kranke unter schrecklichen Zuckungen. Antonie warf sich zu Boden und schien das Bewußtsein verloren zu haben. Man brachte sie in ein anderes Zimmer.

Seltsamerweise blieben die Aerzte am Todtenbett in einer Berathung beisammen. Sie erhoben hierbei zur Gewißheit, was sie schon früher vorausgesetzt hatten, daß es sich nämlich hier um einen Vergiftungsfall handelte. Friese mußte nur eine zu geringe Dosis genommen haben, um einen raschen Tod herbeizuführen; vielleicht auch hatte er heimlich aus Reue Gegenmittel angewendet, die nicht die richtigen waren, aber sein Ende verzögerten.

Eben schien Antonie ein wenig Fassung zu gewinnen, als an der Schwelle ihres Gemaches eine Dame in Trauer erschien. Es war Madame Beron. Die Trauer paßte so sehr zu

der Situation, daß Antonie den Zufall nicht unpassend fand, der dem ersten Eintritt der Fremden in das Haus einen solchen Augenblick bestimmt hatte.

2.

Zwei Tage nach dem Begräbniß ihres Gatten saß Frau von Friese im Schreibzimmer des Verblichenen und starrte mit einem Ausdruck der Verzweiflung, die mit dem etwaigen Kummer über ihren Verlust nichts gemein hatte, auf einen Wust ungeordneter Papiere. Sie mochte von geschäftlichen Dingen, auch wenn sie zunächst ihre eigenen Verhältnisse betrafen, ungefähr so viel verstehen wie von der ganzen National-Oekonomie. Dennoch sollte sie jetzt aus Rechnungen und Handelsbüchern nicht nur die Anforderungen fremder Leute an die Erblassenschaften entnehmen, sondern auch das Maß ihrer eigenen möglichen Anforderungen, gleichsam das Bild ihrer Zukunft. Der Verdacht lag nahe, daß es kein erfreuliches sein werde, nachdem die

Todesart ihres Mannes als eine Selbstvergiftung gerichtlich festgestellt worden war.

Nichts versetzt so sehr in Unthätigkeit, als ein Augenblick, der zu übertriebener Thätigkeit drängt. Man läßt ohnmächtig die Hände sinken, wenn einem zugemuthet wird Alles auf einmal zu thun. Frau von Friese erhob sich, durcheilte die Zimmer, bis keines mehr war, in das sie nicht einen zerstreuten Blick geworfen hätte, flog die Treppe hinab, ging im Garten umher und überließ sich einer Gedankenlosigkeit, die nur eine Erholung von schweren Gedanken war. Sie kehrten aber mit verstärktem Gewicht zurück, als sie im Hof Boppe traf, der dem Kutscher befahl, den Wagen für eine bestimmte Stunde des Nachmittags in Bereitschaft zu halten.

Was sie gleich hätte thun sollen, fiel ihr erst jetzt bei: in dem Wirrwarr, der sich vor ihr aufthat, den alten erfahrenen Freund ihres Mannes, den lebendigen Bestandtheil ihres Hauses zu Rathe zu ziehen. Boppe gehörte zu jenen braven Geschäftsleuten niederen Ranges, welche die Ehrlichkeit als etwas so Seltenes in der Welt wissen, daß sie bei jeder Gelegeheit fürch-

ten, ihre eigene könnte angezweifelt werden. Statt der Witwe sogleich eine Darstellung ihrer Verhältnisse zu geben, die er nicht erst aus den zurückgelassenen Papieren kennen zu lernen brauchte, da ihm der Sterbende in den nächtlichen Stunden, die er bei ihm verwacht, genügenden Aufschluß gegeben hatte, zog Boppe es vor, um jeden Anschein einer Täuschung zu vermeiden, die unerfahrne Frau ihre Angelegenheiten selbst untersuchen zu lassen. Dabei war er aber nicht müßig geblieben. Aus alter Anhänglichkeit für den Verstorbenen, der ihm noch das Schicksal seiner Lebensgefährtin an das Herz gelegt hatte, wollte er von ihr, die ihm selbst wenig Sympathie einflößte, wenn möglich, das Schlimmste abwenden. Er kam eben jetzt aus der Stadt, wo er in dieser Absicht unaufhörlich thätig gewesen war.

Von Frau von Friese konnte es nicht Wunder nehmen, daß sie, Dringenderes bei Seite schiebend, zuerst ihre Neugierde befriedigen wollte, die der Befehl an den Kutscher anregte.

„Wer hat das Glück, von hier abzureisen?“ fragte sie.

„Niemand," erwiederte Boppe in etwas rauhem Tone; „Sie müßten denn die neue Madame, die Sie sich angeschafft haben, und die jetzt hier sehr überflüssig ist, aus dem Hause bringen können."

„Ich brauche sie nöthiger als je in meinem Schmerz," sagte Frau von Friese, indem sie dabei mit einem Lorgnon durch das offene Hausthor nach der Straße blickte; aber für wen haben Sie den Wagen bestellt?"

Boppe, statt zu antworten, erkundigte sich nach dem Unterricht, den die Witwe aus den ihr vorgelegten Papieren zu schöpfen hätte. Da das Ergebniß ein sehr ungenügendes war, und sie endlich selbst die nöthigen Aufklärungen von ihm verlangte, so begab er sich mit ihr in das Schreibzimmer zurück. Eine Stunde später hatte sich der Wust von Papieren, vor dem die junge Witwe entsetzt die Flucht ergriffen hatte, mit Hilfe Boppe's in eine wohlgeordnete Reihe von Dokumenten verwandelt, die ihr die eben so klaren als brutalen Beweise gaben, daß der Nachlaß ihres Mannes ausschließlich aus Schulden bestand, die völlig zu decken zwar nicht möglich

wäre, die aber so weit als möglich durch alle noch vorhandenen Gegenstände von Werth abzutragen die Witwe gebieterisch gezwungen sein werde. Dabei sollte sie sich beglückwünschen, außer aller Mitschuld bei einer Operation geblieben zu sein, deren gerichtlichen Folgen sich Friese durch den Tod entzogen hatte.

In Strömen rannen nun die Thränen von den blühenden Wangen der Frau von Friese. Sie hatte sich nicht vorgestellt, daß sie eine Bettlerin werden könnte, Boppe sah sie neugierig an, als hätte er bisher nicht gewußt, daß sie weinen könne, doch machte er durchaus keinen Versuch sie zu trösten. Erst als ihr Schluchzen so weit abnahm, daß er nicht mehr fürchten mußte, es werde seine Rede zu störend unterbrechen, sagte er:

„Nun hören Sie meine Meinung.“

Im Tone Boppe's lag nichts Beruhigendes; aber daß sie noch einen Menschen an ihrer Seite hatte, in dem Moment, wo sie sich wegen ihrer Armuth schon als eine von der Menschheit Ausgestoßene fühlte, war für Frau von Friese eine

Wohlthat. Boppe war ihr blos durch seine Anwesenheit plötzlich ein theurer Freund.

„Bei seinen letzten Spekulationen," begann er nun, „hat mich der Selige nicht zu Rathe gezogen, er wäre sonst nicht so weit in's Verderben hineingerissen worden. Doch, das ist jetzt gleichviel. Ich bin gestern und heute bei Allen herumgelaufen, die zu fordern haben. Man wird nehmen, was da ist. Wären Sie nicht eine so unwissende Frau, so müßten Sie sich wundern, daß nicht schon Advokaten und Gerichtsdiener auf jedes Stück Möbel Beschlag gelegt haben. Das ist aber nicht das Schlimmste. Morgen, übermorgen kann es, wird es aufkommen, daß Friese strauchelte. Indessen, er ist todt, und so ist auch dies blos Ihre Sache. Ich habe es aber dem Sterbenden gelobt mich Ihrer anzunehmen. Was ich thun konnte, ist geschehen, jetzt können Sie sich vielleicht selbst helfen."

Nachdem er einen erwartungsvollen Blick seiner Hörerin beobachtet hatte, fuhr er fort:

„Sie kennen vielleicht Niegler, einen der ersten Spekulanten, er ist der Hauptgläubiger. Friese hat ihm in seinen guten Zeiten Tausende

auf's bloße Wort geborgt; wie aber Friese Geld brauchte, mußte er für jeden Groschen dem Niegler Sicherheit geben. Von diesem Manne hängt nun Alles ab. Wenn er die Andern beschwichtigen, wenn er Geduld haben, wenn er meine Bürgschaft annehmen wollte, so wären Sie zu retten. Wer weiß, wie viele Stunden lang ich darüber in ihn hineingesprochen habe, — er wollte nicht. Heute Morgen nun war er es selbst, der mich aufsuchte. Er sagte mir, daß er den Fall einem reichen Geschäftsfreund mitgetheilt und forderte mich auf, zu diesem zu gehen. Ich traf im Gasthof, den man mir bezeichnet hatte, einen Mann von noblem Aussehen, der mich zuerst nach Ihnen fragte, ob Sie die Friese sind, die in Rohrwald wohnt, ob Sie jung, ob Sie hübsch sind und wer Ihnen jetzt Gesellschaft leistet, ob Sie stark trauern oder vielleicht getröstet werden könnten. Endlich sagte er mir, ich solle mich beruhigen, es werde vorerst keine gerichtliche Prozedur stattfinden. Er sei reich und fühle sich noch jung genug — und jung ist er wirklich noch — um das Abenteuerlichste zu unternehmen, was es in dieser Zeit gäbe, eine gute Handlung,

besonders wenn es eine interessante Frau betrifft und sich also auch sonst noch der Mühe lohnt. Kurz, er versprach gleich mit Niegler die gehörige Verabredung zu treffen und Ihnen Nachmittag den ersten Besuch zu machen. Darum habe ich den Wagen bestellt. Ich werde ihn am Bahnhof empfangen und ihm den Wagen zeigen, der ihn hierher bringt. Alles Uebrige ist Ihre Sache. Weil ich aber nicht einen Fremden sehen will in dem Hause und bei dem Weibe, die Eigenthum meines Friese waren, so empfehle ich mich Ihnen. Ich habe Ihnen die einzige Hilfe gezeigt, die es möglicherweise noch für Sie gibt; an Ihnen ist es, sie zu ergreifen oder sie zurück zu stoßen. Ihr Beschützer weiß bereits, was er zuerst zu thun hat, wenn er Ihnen nützlich werden will, die Summe bereit zu halten, um einen Wechsel, dessen Accept nicht richtig ist, in dem Augenblicke einzulösen, wo man ihn präsentiren wird. Der Name des Fremden ist Wartenau. Leben Sie wohl."

Und Boppe nahm seinen Hut und verließ das Zimmer und das Haus.

3.

Der einzige Freund hatte sich gleich einem Feinde zurückgezogen; die unglückliche Witwe blieb auf sich selbst verwiesen. Es war ihr zuerst unmöglich über das Gewicht der Thatsache, daß sie fortan der Armuth mit all ihren Leiden preisgegeben sein werde, hinaus zu kommen und sich eine bestimmte Vorstellung davon zu machen, wie sie handeln müsse, um die von Boppe angedeutete Hilfe wirklich zu erlangen und zu benützen. Sie gab sich nicht einmal Rechenschaft, ob ihr damit nicht vielleicht ein schmachvolles Mittel geboten werden sollte, das Zeugniß gegeben hätte, wie tief Boppe sie verachtete. Sie dachte überhaupt nicht, sie seufzte nur unter der Last des Gedankens, wie unglücklich sie wäre, bis auch das sterile Festhalten dieses Gedankens sie ermüdete. Die Augen aufschlagend, gewahrte sie noch überall den goldenen Glanz, in dem sie sich bisher sorglos gewiegt hatte, und das gab ihr plötzlich eine Art von Befreiung. Mit dem Leichtsinn einer leeren Seele konnte sie das Elend garnicht überdenken, nicht aus-

malen, so lange sie es nicht leibhaftig am Arme packte, im Unterschied von dem Leichtsinn tieferer Naturen, die eben, weil sie einen irdischen Jammer in seinem ganzen Umfang übersehen, sich zuletzt als über eine Nichtigkeit darüber emporschwingen. Je mehr die Unmittelbarkeit ihres Zustandes mit den Worten Boppe's zugleich in ihr verhallte, um so freier und sorgloser begann sie sich zu fühlen. Die Vorstellung, daß sie heute noch etwas Interessantes erleben, daß sie einen fremden Mann sehen werde, den schon das seltsame Motiv seines Kommens anziehend machte, trat in den Vordergrund. Ihre gewohnte Heiterkeit kehrte zurück und sie dämpfte sie nur, der Konvenienz angemessen, als sie, um nicht länger allein zu bleiben, ihre Gesellschafterin aufsuchte.

Warum ist es nicht Mahlhof, der sich meiner Angelegenheiten annimmt? dachte Frau von Friese, während sie nach dem Salon ging; warum habe ich ihn überhaupt in diesen Tagen nicht gesehen?

Buch und Stickrahmen zugleich beschäftigten Madame Beron, als die Witwe zu ihr trat.

Jene erhob sich und drückte ihr Vergnügen aus, die Mienen der Trauernden ruhiger zu finden, als sie noch am Morgen gewesen wären.

„Das praktische Leben läßt uns nicht Zeit, ganz unserem Schmerz zu leben," sagte Frau von Friese mit einem superben Seufzer, indem sie sich neben ihrer Gesellschafterin niederließ; „denken Sie, ich muß heute schon Besuch empfangen, Honneurs machen, als wäre nichts geschehen. Es betrifft Geschäfte, die mir mein Unvergeßlicher zu ordnen überließ. Kennen Sie vielleicht einen Herrn Wartenau?

„Ich bin fremd hier," entgegnete Madame Beron, „und auch diesen Namen habe ich niemals vernommen."

Für die müßige Frau des Hauses war damit eine Anregung gegeben, leise die Fühlhörner der Neugier nach der Vergangenheit ihrer neuen Hausgenossin auszustrecken. Hätte sich ein Dritter anwesend befunden, er würde vielleicht erkannt haben, was für das Erkenntnißvermögen der schönen blonden Frau zu hoch lag, wie sich nämlich in dem zarten Takt, mit dem Madame Beron näheres Forschen ablenkte, ohne doch das

Ablenken als solches empfinden zu lassen, eine Geistesgewandheit verrieth, der keine gewöhnliche Bildung zu Grunde liegen konnte. Die Frau, die sich verdungen hatte, mit ihrer Gesellschaft angenehm zu sein, dachte, daß sie kein Recht hätte, durch strenge Verschlossenheit unangenehm zu werden, andererseits aber auch keine Lust, grobe Lügen zu erfinden. Sie versuchte es daher, ihr Verbergen selbst wieder zu verbergen, ein festgesperrtes Schloß gleichsam mit Drapperien zu umkleiden, die nicht einmal ahnen lassen, daß hinter ihnen noch etwas verborgen wäre. So glaubte Frau von Friese bereits sehr viel und Alles erfahren zu haben, als sie nur das Einzige erfahren hatte, daß materielle Bedrängnisse Madame Beron gezwungen hatten, ihr Brot in der Fremde zu suchen.

Dies Wenige aber hatte durch die Art, wie es gegeben wurde, die Bahn zu einer Unterhaltung von anderen Dingen eröffnet. Der Vormittag war vorübergegangen, man war vom Tische aufgestanden, und Frau von Friese wußte nicht, wie eine ziemliche Anzahl von Stunden so rasch hatte verstreichen können. Jene aber, die alle

Kosten zur Unterhaltung trug, empfand den Eindruck anders. Sie sagte sich, daß wenn im gewöhnlichen Leben von zwei Menschen, die einen Tag zusammen verbringen, der Eine als der Gesellschafter des Andern zu betrachen ist, die Verhältnisse sehr ungewöhnlich sein müssen, die ihr Frau von Friese zur Gesellschafterin gegeben hatte.

Dieser fiel es jedoch endlich bei, daß der Moment den Fremden zu empfangen nahe rückte. Nach der Ankunftszeit des Eisenbahnzuges konnte sie den Augenblick genau berechnen, in welchem der Wagen mit ihm in den Hof rollen würde. Sie hatte eben noch Zeit ihre Toilette so weit glänzender zu machen, als ein Erscheinen in tiefer Trauer nur immer zuläßt. Zugleich gab sie einige Anordnungen für den Thee. Als sie in den Salon zurückkehrte und noch einmal, aber hier nur sehr flüchtig und unmerklich einen Blick in den Spiegel geworfen hatte, dachte sie zum erstenmale daran, wie denn das Aussehen ihrer Gesellschafterin beschaffen wäre. Selbst ob diese eine hübsche Frau oder nicht, hatte sich ihrem Urtheil noch nicht aufdrängen wollen. Zwar während sie gesprochen hatte, war das etwas

magere Gesicht wunderbar belebt gewesen und zu der tiefen aber gesunden Blässe desselben, die das tiefschwarze Haar noch intensiver machte, stimmten die Perlen des Mundes wie die wirklichen Perlen zu der Weiße des Nackens stimmen, der sie trägt. Allein wenn sie, wie jetzt schweigend, ja wie moralisch in sich gekauert saß, gewann sie etwas Matronenhaftes, das durch den Ernst des Trauergewandes, wie sie es trug, noch verstärkt wurde. Das Kleid war bis zum Halse geschlossen und eine aufrechte schwarze Spitzenkrause verbarg auch diesen fast ganz; die bis über die Stirne reichende Kopfbedeckung erlaubte dem Haar kaum sichtbar zu werden. Nicht der mindeste Schmuck schimmerte an ihr, selbst kein Ring an ihren Fingern. Ja sogar das Schimmern ihres schwarzen Auges schien sie absichtlich zu verhüllen, indem sie die Wimpern gewöhnlich senkte. Niemand, der sie so erblickte, konnte ihr das Prädikat der Schönheit zutheilen, auch Frau von Friese that es jetzt nicht, ohne darüber unzufrieden zu sein.

„Herr Wartenau wird gleich hier sein," sagte sie, indem sie ein Buch ergriff und sich anschickte,

sehr eifrig zu lesen; „denken Sie, Ihre Toilette noch früher zu ändern?"

„Ich denke vielmehr, mich ganz zurückzuziehen," entgegnete Madame Beron sich erhebend, „Sie empfangen einen vertrauten Freund in wichtigen Angelegenheiten —"

„Im Gegentheile!" rief die Hausfrau lebhaft; „das Seltsame ist, daß mir dieser Herr Wartenau gänzlich fremd ist, die Verhältnisse fügen es, daß ich ihn sprechen muß, aber es kann nicht gleich von Geschäften die Rede sein. Ich zähle auf Ihre Gegenwart, um mir im Augenblick eines so unendlichen Verlustes die Contenance zu geben, mit der Wunde im Herzen die liebenswürdige Hausfrau zu spielen."

Madame Beron nahm gelassen ihren Platz wieder ein. In dem traulichen Raum wurde es jetzt so stille, daß man das Picken der Uhr vernehmen konnte. Ein weißes, helles Licht ging von der prachtvollen Lampe aus und der vorgerückte Herbst erlaubte auch dem Kamin bereits, sein Feuerwerk spielen zu lassen. Wie Frau von Friese die Seiten ihres Buches wendete und wieder zurückblätterte, gab sie unbewußt eine

erwartungsvolle Ungeduld zu erkennen, während Madame Beron sich in ihre Handarbeit mit jener apatischen Gleichgiltigkeit versenkte, mit der man einer Reihe von Stunden, die nichts Interessantes hoffen lassen, entgegensieht.

Man hörte den Wagen in den Hof rollen und Frau von Friese schloß sich in diesem Augenblick nur um so inniger an ihr Buch an. Nur wenige Sekunden verstrichen und der Diener überreichte ihr eine Karte, die den Namen Wartenau verkündete. Mit einem stummen Nicken gebot sie den Besuch vorzulassen und griff wieder nach ihrem Buch, als ob der Roman gegenwärtig das Wichtigste in der Welt für sie gewesen wäre. So sah der Eintretende sie noch aufmerksam lesen, ehe sie sich erhob, um seine Begrüßung zu erwiedern. Sie ging ihm etwa zwei Schritte entgegen und er mußte sogleich erkennen, daß er die Hausfrau vor Augen hatte. Als solche sprach er sie mit einigen herkömmlichen Worten an, die sie ebenso beantwortete. Sie hatte aber noch nicht ausgesprochen, als sie hinter ihrem Rücken den Fall eines Körpers hörte. Madame Beron lag so blaß, daß

selbst ihre immer rothen Lippen die Farbe verloren hatten, ohnmächtig auf dem Boden.

4.

Selbst heftig erschreckt zog Frau von Friese die Klingel. Man brachte die Ohnmächtige auf das Ruhebett, besprengte ihr das Gesicht mit stark riechendem Wasser und wollte zugleich ihr Kleid öffnen, als sie zu sich kam und die Hilfe abwehrte. Sie stand sogar mit aller Kraft, die sie aufbieten konnte, vom Sopha auf.

„Mir ist nichts" sagte sie, „ein Anfall, dem ich zuweilen unterworfen bin; es ist vorüber."

Herr Wartenau trat näher.

„Ich bedaure, wenn ich als ein Fremder die Veranlassung bin," sagte er, „daß Sie nicht in der nöthigen Ruhe hier liegen bleiben, mein Fräulein, — oder gnädige Frau?"

Er warf dabei einen fragenden Blick auf die Hausfrau.

Diese stellte nun Beide einander vor: „Herr Wartenau — meine Gesellschafterin Madame Hermine Beron."

Hermine hatte beim wiederholten Klang seiner Stimme neuerdings stark gezittert, als er sich aber jetzt so kalt und fremd verbeugte, wie nur immer vor einer Dame, der man zum ersten Male vorgestellt wird, bezwang sie sich, ihre Augen ebenfalls fest und mit dem Ausdruck des Stolzes und der Fremdheit auf ihm ruhen zu lassen. Sie war in diesem Moment von ergreifender Schönheit; man hatte ihr die Florhaube abgenommen, ihr Haar hatte sich zum Theil gelöst und die Aufregung ertheilte ihren Zügen eine wunderbare geistige Belebtheit. Sie gab der Hausfrau die Versicherung, daß sie nur wenige Minuten Ruhe bedürfe und gleich wieder erscheinen werde. Mit einer kleinen Verbeugung gegen den Fremden verließ sie den Salon.

Als sie zurückkehrte und ihren Platz am Tische wieder einnahm, konnte sie gewahr werden, daß sich bereits ein überaus lebhaftes Gespräch zwischen der Hausfrau und ihrem Gast entsponnen hatte. Man unterbrach es nur so weit, um schicklicher Weise nach dem Befinden Madame Beron's zu fragen und es dann sogleich

wieder fortzusetzen. Herr Wartenau, ein schöner Mann von schlanker Gestalt, welchen Alles, was ihm die Natur verliehen und womit er seine äußere Erscheinung ausstattete, ausnehmend wohl kleidete, lachte viel und wußte viel lachen zu machen. Dieser Geist der Unterhaltung war Frau von Friese der liebste und sie hatte Mühe, die Aufgabe als trauernde Witwe nicht gänzlich außer Acht zu lassen, besonders da die Koketterie mit ihrem Schmerz nicht dieselbe vortheilhafte Wirkung auf ihren Gast übte, wie ihre Heiterkeit.

Er machte Versuche, die Gesellschafterin mit in das Gespräch und in das Lachen zu ziehen, bemühte sich aber nicht es zu ertrotzen, wenn es nicht gelingen wollte. Hingegen war nicht zu verkennen, daß ihn die pikante Schönheit der Blondine vor ihm mehr und mehr fesselte. In demselben Maße wurde auch seine Redeweise wärmer und gefühlvoller und bekam am Ende sogar Glut und Bedeutung. Bei einigen Aeußerungen, welche den Geist und die Seelentiefe der Witwe priesen, hob Hermine das Haupt und blickte ihn eine Sekunde lang mit Staunen von der Seite

an; ehe es aber bemerkt werden konnte, hatte sie sich wieder in ihre farbigen Seidenfäden eingesponnen. Frau von Friese, der Komplimente nichts Ungewohntes waren und die nicht ungeschickt war, die Galanterie vieler Herren, selbst wenn sie wie die Malhof's an's Zärtliche streiften, leicht und unbefangen von sich abgleiten zu lassen, gerieth doch hier einigermaßen in Verlegenheit, im Bewußtsein ihrer noch neuen Witwenschaft und in der Gegenwart dieser ernsten Frau neben ihr.

Man hatte den Thee genommen und Wartenau erhob sich, um nicht den letzten Zug, der nach der Hauptstadt führte, zu versäumen. Man konnte merken wie ungerne der Gast schied, wie sehr er es vorgezogen hätte, bis in die Nacht hinein die Konversation fortzusetzen. Schon im Begriff zu scheiden, fragte er Antonie, ob sie nicht, da die schöne Jahreszeit entschieden vorüber wäre, den Aufenthalt in der Stadt vorziehen würde. Diese einfache Frage brachte der Witwe mit einem Schlag das ganze Bild ihrer Verhältnisse vor Augen, so schrecklich wie es Boppe entworfen hatte. Konnte sie irgend

etwas unternehmen? Erwarteten sie nicht all die schauerlichen Prozeduren, die einen Bankerott begleiten, standen nicht, während sie hier noch scherzte, bereits Armuth und Schande vor der Thüre? Die Bewegung, die sich bei diesen plötzlich auftauchenden Gedanken ihrer bemeisterte, war so stark, daß sie keinem der Anwesenden entgehen konnte. Ihre blauen Augen, die sie auf Wartenau richtete, nahmen den rührendsten Ausdruck an, es war wie ein stummes aber verzweiflungsvolles Flehen um Hilfe.

Dieser Blick glitt nicht unverstanden von dem Gaste ab. Er trat zu Antonie, die sich bereits früher mit ihm zugleich erhoben hatte und zog sie bei Seite, als ob er ihr Geheimes zu sagen hätte. Allein er mußte vergessen haben, daß noch Jemand anwesend war, denn er dämpfte die Stimme so wenig, daß Madame Beron unwillkürlich jedes seiner Worte vernahm.

„Antonie!" sagte er mit leidenschaftlichem Tone, „die Umstände drängen zu sehr, als daß ich verzögernde Formen beobachten könnte. Was ich mir sonst vielleicht selbst noch nicht zu gestehen gewagt hätte, das zwingt mich der

Moment, schon Ihnen zu gestehen. Ich liebe Sie! Ich liebe Sie heiß und unaussprechlich! Zweifeln Sie nicht, weil das Gefühl so rasch gekommen wäre. Es ist nicht von heute. Lange, oft schon sah ich Sie, ohne daß Sie mich kannten. Wozu hätte ich mich vordrängen sollen, was hätte ich hoffen können von einer vermählten Frau, die ich in meiner Achtung so hoch stelle als in meiner Liebe? Aber Sie sind jetzt frei. Ich preise das Geschick, das sich Ihnen so ungünstig zeigt, weil es mir den Anlaß gibt seine Ungunst von Ihnen zu wenden. Aber entlassen Sie mich nicht ohne Hoffnung, damit ich Kraft und Muth erlange, für Sie zu wirken, Sie zu befreien. Morgen kehre ich wieder, ich werde mit Ihnen das Unleidliche ordnen und schlichten und dann soll uns nichts mehr trennen!"

Er küßte leidenschaftlich ihre Hand und stürzte dann, wie Alles vergessend, ohne einen Blick auf die andere Frau zu werfen, aus dem Zimmer.

Madame Beron stand vor ihrem Fauteuil und stützte eine Hand auf den Tisch, die so stark bebte, daß sie selbst es inne wurde und sie

zurückzog. Dann machte sie sich im dunkelsten Winkel des Salons zu schaffen, sie wollte Antonie die Verlegenheit, die sie bei ihr voraussetzte, überwinden lassen. Frau von Friese trat jedoch schon nach wenigen Minuten unbefangen auf sie zu und sagte ihr gute Nacht. Die Frauen begaben sich in ihre von einander getrennten Schlafgemächer.

Nicht sonderlich stürmisch waren die Empfindungen, welche die seltsame Begegnung mit dem fremden Manne in Antonie angeregt hatte. Zunächst war es die Befreiung von der Angst, mit der ihre Lage sie gefoltert hatte, was ihr wohlthat. Viel gleichgiltiger aber dachte sie an ihre Zukunft, an die sie bei ihrem schon erwähnten Leichtsinn überhaupt nur dachte, weil sie sich ihr in Gestalt eines so interessanten Mannes aufdrängte.

„Ich weiß übrigens gar nicht recht, was und wer er eigentlich ist," sagte sie sich; „jedenfalls aber ist er aus einem fremden Lande, und wenn ich ihn heirathe, so muß ich sehr wahrscheinlich mit ihm in die Fremde. Das ist das Unangenehme dabei, denn bei seinem Reichthum und bei seiner Bildung hätte er mich in die

Gesellschaften geführt, die für den guten Friese nur verschlossene Thüren waren. Warum Malhof nicht mehr gekommen ist? Er spricht nicht so gut wie Wartenau und doch thäte es mir leid, von hier fort zu müssen. Pah, Wartenau ist verliebt in mich und wenn ich will, so zwinge ich ihn, sich hier zu etabliren.“

Diese angenehme Vorstellung leitete sie in einen sanften Schlummer hinüber.

Schlummerlos und noch völlig angekleidet saß Hermine auf ihrem Bette. Den Kopf in die Hand gestützt, blieb sie Stunden lang wie erstarrt. Sie war der Raub eines zweifachen Konfliktes. Während ein furchtbares Weh ihr Herz zerschnitt, bemühte sie sich zugleich, Widersprüche aufzulösen, die ihren Geist folterten. „Er war nie in diesem Lande, ich weiß es; was bringt ihn jetzt hierher? was führt ihn zu dieser Frau? Er fand mich so unerwartet wie ich ihn, und während ich von dem Anblick getödtet zu werden glaubte, zuckte keine Muskel an ihm. Er ist ein Mann, er weiß sich zu beherrschen — aber nein, es kostete ihm keinen Kampf. Seine ruhige Fremdheit, seine Heiterkeit zeigt zu deutlich,

daß er mich gänzlich aus seiner Vergangenheit, aus seiner Existenz ausgeschieden hat. Ich bin nicht für ihn und bin nie für ihn gewesen. — Und er liebt diese Frau, er, Günther, liebt diese Frau! Diese Larve eines Weibes, das seine angeborene Schamlosigkeit mit den Fetzen der Konvenienz mühselig bedeckt. Er, mit seinem scharfen Auge, mit seiner Menschenkenntniß, er sieht das nicht im ersten Augenblick? Und das ist eben der Beweis, daß er liebt, mit der wahren Liebe, die Verblendung ist. War ich weniger verblendet, als jener elende Emil mich bethörte? Und doch, selbst als ich den unglückseligen Brief schrieb, liebte ich nur Günther, nur ihn allein. Er rächt sich furchtbar, aber was ist sein Ziel? Ich habe meine Rechte an ihn verscherzt. Aus meinem Herzen kann die Macht nicht kommen, die ihn von einem wahnsinnigen Schritte zurückhielte. Aber die Welt! Das Gesetz! Es ist nicht möglich!"

So arbeiteten Schmerz, Zweifel, fürchterliche Vorstellungen an dem Gemüth Herminens, bis jene Betäubung über sie kam, die in solchen Zuständen den Schlummer ersetzt.

5.

Aus Reif und Nebel hatte sich ein warmer, sonniger Mittag losgerungen, ehe Hermine im Stande war, ihre wie gelähmten Glieder kräftig genug zu bewegen, um zur Erfüllung ihrer Pflichten bei der Frau des Hauses ihr Zimmer zu verlassen. Erst in einer der entlegeneren Partien des Gartens traf sie Antonie, die leichten, schwebenden Schrittes am Arme Günther's promenirte, oder wie er sich hier nannte, Wartenau's. Kaum aber hatte Antonie sie erblickt, als sie den Arm ihres Begleiters verließ und Madame Beron bei der Hand ergreifend ihr sagte: „Ich wollte eben zu Ihnen kommen."

Eine gewisse Verlegenheit schien ihr zu weiterem Reden die Zunge zu binden, aber Wartenau geleitete die Frauen zu einem Ruhesitz und erst mit Blicken, dann mit Worten forderte er Antonie auf, nicht länger zu schweigen. Sie spielte noch einige Zeit wie allzu zaghaft mit ihrem Battisttuche, dann sagte sie:

„Herr Wartenau meint, daß ich zur Bestätigung seines Glückes, wie er galant genug

ist, es zu nennen, was sich so schnell gebildet hat, wenigstens den nächsten Freunden nicht zu verhehlen hätte. Als eine Freundin betrachte ich Sie aber, liebe Madame Beron, und so sollen Sie wissen, daß ich, gedrängt von unglücklichen pekuniären Verhältnissen, in Herrn Wartenau einen Retter fand. Zum Lohn begehrt er, was ich ihm aus Dankbarkeit nicht verweigern kann — der Schelm meint, auch aus Liebe nicht (setzte sie mit einem koketten Blick hinzu) — meine Hand. So kam es, daß ich mich schon heute und noch in diesem Trauergewande verlobt habe. Das wird hoffentlich an unserer Verbindung nichts ändern, meine theure Beron, besonders da doch noch die lange Trauerzeit ablaufen muß, bevor ich mich täglich und ohne Scheu vor der Welt einer andern Gesellschaft erfreuen darf."

„O!" rief Wartenau mit glühendem Tone, „es gibt Wege und Mittel, diese Zeit gesetzlich abzukürzen, auf Wochen auf Tage zu reduziren."

Hermine hatte das Bitterste durchempfunden; was sie jetzt vernahm, konnte nur ihr Erstaunen, nicht einen neuen Schmerz erregen. Sie faßte sich, um Frau von Friese mit aller Ruhe eine

herkömmliche Beglückwünschung darzubringen. Während nun Alle durch den Garten in das Haus zurückkehrten, warf sie noch einen aufmerksam forschenden Blick auf Wartenau. Er ließ eben sein Auge auf dem schönen, blonden Haar Antonien's ruhen und drückte sichtbar ihren Arm, der in dem seinen ruhte, mit unnennbarer Zärtlichkeit. Das Blut drang Herminen siedend heiß zum Herzen, zugleich aber reifte das Vorhaben in ihr, mit diesem Manne noch heute, wenn auch nur für eine Minute eine vertraute Unterredung zu suchen.

Ehe man sich zu Tische begab, fand sich noch ein unerwarteter Gast ein: Malhof. Er schien mit Wartenau schon an einem andern Orte bekannt geworden zu sein und zu dem größten Erstaunen der neuerdings Verlobten gratulirte er ihr und zwar im Tone äußerster Wemuth zu dem fait accompli. Er wollte nicht sagen, wer ihn davon unterrichtet hatte, doch ließ sich vermuthen, daß Wartenau ihm schon in der Stadt von dem Eingetroffenen als bevorstehend in Kenntniß gesetzt hatte. Malhof schien ein besonderer Freund der Unmöglichkeit zu sein.

So lange Frau von Friese verheirathet gewesen war, hatte er beständig an ihrer Seite über das unglückliche Loos geseufzt, sie nicht gefunden zu haben, da sie noch frei war, und als sie frei geworden, war er unsichtbar geblieben. Jetzt, da sie sich abermals binden sollte, — seufzte er abermals.

Bei Tische jedoch hatte er wenig Gelegenheit dazu. Wartenau beschäftigte sich allzu sehr mit seiner Braut. Er flüsterte nicht, er überhäufte sie laut mit all den süßen Reden und Namen, welche die Leidenschaft erfindet, wenn sie ihrer stärksten Gluth genug thun will. Hermine vergaß Verhältnisse und Beziehungen, Recht und Unrecht, Vergangenes und Künftiges, um ausschließlich Weib zu sein und als solches die Martern der wildesten Eifersucht über sich ergehen zu lassen. Röthe und Bläße wechselten so rasch auf ihrem Antlitz, daß es bemerkt zu werden begann und Frau von Friese sie fragte, ob sie nicht fürchte, einem Anfall wie am Abend vorher ausgesetzt zu werden. Dies brachte sie einigermaßen zu sich, aber als man den Tisch verlassen, einen andern Raum betreten hatte, in

welchem bereits das frühe Dunkel des Herbst-nachmittags waltete, als sie bemerkte, wie Malhof Frau von Friese in einer Ecke im Gespräch festhielt, während Wartenau in eine Fensternische getreten war, um den Kupferstich eines Albums bei dem Rest von Tageslicht noch ausnehmen zu können, benützte sie rasch den günstigen Augenblick und zu Wartenau an's Fenster tretend, sagte sie leise: „Verzeihung, nur ein Wort!“

Der Angeredete schlug gelassen das Buch zu und entgegnete ebenso: „Ich stehe zu Diensten. Was wünschen Sie?“

„Sind Sie ernstlich und in Wahrheit gesonnen ein anderes Weib zu heirathen?“ fragte Hermine mit nur ihm vernehmlicher Stimme.

„Das bin ich in der That,“ versetzte er eben so gedämpften Tones.

„Und Sie fürchten nicht des Verbrechens der Bigamie geziehen, verfolgt, eingekerkert zu werden?“

„Das fürchte ich nicht. Ich kann auf dieses Weib nicht verzichten. Sollte mich nicht ein günstiger Zufall binnen Kurzem von einem Bande befreien, das nichts mehr ist, als eine

schwere Kette, so habe ich die Mittel, nach der Vermählung rasch genug mit der Geliebten eine Zuflucht in Amerika zu suchen, wo ich in Sicherheit bin. Ihnen aber danke ich, daß Sie noch Würde genug besaßen, nicht Lärm zu schlagen, nicht auf blos äußerliche Rechte zu pochen, wenn durchaus keine innern mehr vorhanden sind."

Er blickte während dieser Rede ungeduldig nach der Ecke zu Antonie hinüber, und als jetzt die Lampe in den Salon gebracht wurde, begab er sich rasch zu ihr, ohne Hermine weiter zu beachten. Diese ließ noch aus der Entfernung ihre Augen auf ihm ruhen, dann verschwand sie unbemerkt. Ihr Zimmer aufsuchend, gelangte sie auf dem Wege dahin zu einem Entschluß. Sie ließ Licht bringen, schloß sich ein und schrieb den folgenden Brief:

„Mein Gemahl! Dich noch einmal so zu nennen, ist ein Genuß, zu dem ich das Recht aus einer immerwährenden Verzichtleistung schöpfe. Du weißt, daß ich, die Tochter eines armen Professors in Brüssel, der mit Kindern mehr als mit anderen Gütern gesegnet ist, gezwungen

wurde, Dir, dem Sohne des reichen Kaufherrn, meine Hand zu reichen. Ich ward Deine Frau, bevor ich noch wußte, wer und wie mein Mann ist. Eine Jugendliebe, ein kindisches Spiel der Mädchenphantasie, nahm ich in die Ehe hinüber. Emil besuchte uns, ich hatte ihm, wie ich es in französischen Romanen gelesen, noch am Tage vor meiner Vermählung die Treue des Herzens zugeschworen. Ich sah Dich eifersüchtig, das that mir wohl. Emil hatte Recht, an meiner Treue für ihn zu zweifeln, er forderte eine neue Bestätigung derselben in einem Briefe. So sehr beherrschen uns romantische Fiktionen, daß ich dem schon erblaßten Traum der Jugend mehr Treue schuldig zu sein glaubte, als der Pflicht, obgleich mein Herz für diese sprach. Die neu erwachende heiße Liebe zu meinem Gatten hielt ich für einen schändlichen Verrath, ich verläugnete sie in dem Briefe, den ich Emil schrieb, und log ihm den Bestand der Liebe, die er nicht mehr hatte. Der prahlerische Mißbrauch, den der eitle, schwache Mensch mit dem Briefe trieb, brachte ihn Dir vor Augen. Du verstießest mich, mit sanften Worten zwar, aber für immer.

Wie hätte ich Dich von meiner Liebe zu Dir überzeugen sollen in dem Moment, wo ich sie verletzt hatte? Ein Geständniß dieser Art hätte mich nur noch mehr vor Dir erniedrigt, Du würdest es für Feigheit, für Eigennutz genommen haben. Ich ging. Die Wohlthaten, durch die Du mich vor Mangel schützen wolltest, konnte ich nicht annehmen, ich war arm in Dein Haus gekommen. In der Fremde suchte ich mein Brot. Ein Verhängniß führte mich wieder auf Deinen Weg.

„Ich nenne es ein glückliches, denn Du liebst und wirst wieder glücklich sein und ich, bisher Dein Unglück, bin nun aus Deinem Gedächniß getilgt. O, wenn Du gelitten hast, noch so blutig, was ich in diesen zwei Tagen, als Zeuge Deiner Leidenschaft für ein anderes Weib, empfunden habe, gleicht es aus. Aber dem Schicksal, das Dir zu einem neuen Glück helfen will, muß ich unterstützend die Hand reichen. Warum sollst Du mit Zerrüttung Deiner Verhältnisse zum Kummer der Deinen, zum Verbrecher werden, heimathlos in einem andern Welttheil umherirren? Dieß Blatt in Deiner Hand sagt Dir,

Günther, daß Du von dem Band befreit bist, von der „schweren Kette," die ich mit meinem Leben zugleich sprenge. Hermine."

Als sie diesen Brief siegelte, vergoß sie keine Thräne. Sie dachte nicht mit Wehmuth an ihr frühes Ende, die Martern eifersüchtiger Liebe machten es ihr zu einer Wohlthat.

Hut und Mantel umnehmend, den Brief in der Hand, begab sie sich, nachdem sie die Lichter gelöscht hatte, in die Gesindestube hinab, wo sie einem Mädchen, dessen Treuherzigkeit ihr bereits wohlgefallen hatte, den Brief mit der Weisung übergab, ihn Herrn Wartenau einzuhändigen und zwar nicht früher, als bis er das Haus verlassen werde, also spät des Nachts. Dann schlüpfte sie eiligst aus dem Hause.

6.

Im Dorfe war es bereits völlig Nacht geworden, da man den Luxus der Straßenlaternen hier nicht kannte. Ohne bestimmten Plan schritt sie vorerst dahin, bis sie, die hier ganz fremd war, auf freie Felder gelangte. Sie hatte keine Waffe, sie wußte kein tiefes Wasser; sie, die den

Tod suchte, mußte ihn erst suchen. Sie kehrte wieder um und gelangte auf die Landstraße. Das war der Weg, auf dem sie zum erstenmale nach Rohrwald gekommen war, und mit dieser Erinnerung tauchte auch ein Entschluß in ihr auf.

Eine Stunde Wegs mochte sie zurückgelegt haben, als das weiß schimmernde Gebäude des Bahnhofs vor ihr sich erhob. Sie schlüpfte zur Seite, durch Hecken, angstvoll stehen bleibend, ob sie nicht Schritte hinter sich hörte und vom Bahnwächter gesehen werden könnte. Dann drang sie wieder eine Strecke vorwärts, bis sie an den Fuß des Dammes gelangte, auf welchem die Geleise liefen. Sehr erschöpft, bot sie ihre letzten Kräfte auf, den Damm zu erklettern. Ein schneidender Wind brauste um sie, als sie oben war, wurde aber bald überlärmt von dem Poltern und Schnauben eines herannahenden Zuges. Noch sah sie das rothglühende Auge der Maschine, dann warf sie sich, bereits halb bewußtlos, über das Geleise. Ein Schrei entfuhr ihr, als sie sich gepackt spürte — aber es waren zwei Arme, die sie wie mit Sturmesgewalt von dannen trugen.

Als der Glanz einer Laterne ihr geschlossenes Auge durchdrang, als sie Boden unter sich fühlte, das Auge öffnete und emporblickte, stand Günther vor ihr und weinte.

Ein Aufschrei überwältigenden Glückes kam von ihren Lippen, mit beiden Armen umschlang sie den Gatten und fühlte sich von seinen Armen umschlungen.

Dann glitt sie zu Boden, sie konnte sich nicht mehr aufrecht erhalten. Thränen, selige Thränen erquickten sie wie Himmelsthau.

Schweigend fuhr sie mit Günther in das Dorf zurück, schweigend saß sie in einem Zimmer des Gasthofs an seiner Seite. Sie fürchtete die Erklärung, wie das Aufgerütteltwerden aus einem Traum.

Die Erklärung aber war bald gegeben. Günther hatte sie bereits von dem Momente an, da sie in Brüssel sein Haus verlassen mußte, nicht aus den Augen verloren. Er war ihr nachgereist, er war hinter jedem ihrer Schritte. Als sie endlich im Hause der Frau von Friese Dienst genommen, baute er, mit Benutzung der pekuniären Umstände, in denen sich die Witwe be-

fand, auf die Möglichkeit, sich jetzt Herminen wieder zu nähern, das psychologische Experiment, das ihn aus seinen Zweifeln reißen sollte, ob er nicht dennoch ein liebendes Weib verstoßen hätte, ein Experiment, das ihm vielleicht Glück und Ruhe wiedergeben sollte. Die Qual der Eifersucht, die er in Herminen's Zügen las, hatte ihn zum Theil überzeugt, daß es gelang.

Als sie nach dem kurzen Gespräch mit ihm das Zimmer verlassen hatte, ahnte er, was sie vorhaben könnte. Er lauschte an ihrer Thür, er lauschte auch, als sie dem Hausmädchen den Brief und die Weisung gab. Kaum hatte sie sich entfernt, als er den Brief nahm und ihr folgte. Jenen zu lesen, hatte er sich nicht die Zeit genommen, aber was der Brief enthielt, hatte ihm der Todesschritt Herminen's genugsam gesagt. Eine Wiedergeborene lag sie jetzt in seinen Armen, gereinigt, schuldlos, sein höchstes Glück, wie sie immer seine höchste Liebe gewesen.

Aber mitten im Taumel der Freude wurde Hermine ernst.

„Schrecklich vermagst Du zu spielen,“ sagte sie, „was ist nun Antonien's Loos?“

„Pah,“ erwiederte er lachend, „sie betrügt mich schon in diesem Augenblicke mit Malhof. Wäre sie nicht ein so elendes Weib ohne Herz und Seele, ich hätte sie zu dem Spiel nicht ausersehen. Sie wird himmelhoch froh sein, wenn sie durch einen Brief von mir erfährt, daß sie von ihren Geldsorgen befreit ist und mich nicht dafür zu heirathen braucht. Dießmal wird sie den wehmüthigen Malhof nicht entrinnen lassen. Verirrungen des Herzens lösen sich, nur Verirrungen ohne Herz sind unlösbar. Laß uns die neue stille Häuslichkeit auf die Erfahrung gründen, daß rings eine Welt kleiner Schlechtigkeiten, denen um groß zu sein — selbst die Großartigkeit fehlt.“

Hol über!

1.

Im Morgengrauen eines regnerischen Frühlingstages bestieg ein junger Mann von edler Gesichtsbildung in Begleitung eines Gendarmen das sogenannte Kabriolet einer Postkutsche, die täglich zwischen der Festungsstadt und der Grenze eines anderen Deutschen Ländchens verkehrte. Das Innere des Gefährtes war bereits mit Reisenden gefüllt, die mit jenem aus Neugierde und Scheu bestehenden Gefühl, das man jedem mit den Nachtseiten des Lebens in Berührung gekommenen Gegenstande widmet, durch die kleinen Wagenfenster nach den erhöhteren Außensitzen lugten. Die Verkrümmung der Hälse bei diesem Versuch wurde nicht sonderlich gelohnt und durch das Rütteln der Kutsche, die sich alsbald in Bewegung setzte, auch nicht lange mehr möglich gemacht. Zudem begann es zu regnen,

was die Theilnahme an dem wahrscheinlich nicht aus eigenem Belieben mit bewaffneter Eskorte Reisenden auf das Gespräch beschränkte, in welchem Vermuthungen mit falschen Behauptungen wechselten. Man schrieb 1850, und nach dem Charakter des Ortes, von welchem man abfuhr, sowie nach den Ereignissen, welche erst ein Jahr früher in der Gegend zur Entscheidung gekommen waren, konnte man den jungen Mann eben sowohl für einen gemeinen Verbrecher, als für einen politisch Kompromittirten und mit gleicher Wahrscheinlichkeit für einen Gefangenen, der nach einem anderen Strafort gebracht wird, oder für einen Befreiten halten, der noch auf eine kurze Strecke unter Aufsicht gestellt ist. Die letztere Annahme hätte viel für sich gewonnen, wenn den Reisenden der Anblick ihres Mitpassagiers gegönnt gewesen wäre, denn trotz der in den meisten Fällen wenig vergnüglichen Begleitung und ungeachtet der Todtenblässe in seinem abgemagerten Antlitz hätten sie ihn unverkennbar einem behaglichen Gefühl anheimgegeben gesehen. Ja dies Behagen, sonst durch nichts so leicht verscheucht, als durch die Angriffe eines

unaufhörlichen Regens, wenn man nicht völlig vor ihm geschützt ist, schien hier eine Pflanze zu sein, die sich unter der strömenden Tränke höher erhebt und breiter entfaltet.

Hätte vielleicht der junge Mann mit dem personifizirten Schicksal an seiner Seite jemals in der Einsamkeit des Kerkers die Wonnen der Freiheit sich ausgemalt, so ließ sich von seiner Phantasie voraussetzen, daß er ihnen eine andere Gestalt als diese feuchte Luft, als diesen Uebergang zur schönen Jahreszeit gegeben hätte, welcher noch nicht der beseligende Beginn des Frühlings, aber bereits der schmutzige Anfang des Winterendes ist. In Wahrheit aber hatte er in den Kasematten von nichts weniger als von Freiheit geträumt, vielmehr mit hartnäckiger Ruhe jenem Schlußpunkt des Lebens entgegen geharrt, der zu einer Kugel von Blei vergrößert plötzlich jeden weiteren Satz des springenden Herzens abschneidet. Es lag nicht Heroismus und eben so wenig Verzweiflung über das verfehlte Ende der Sache, der er sich angeschlossen hatte, diesem stoischen Gleichmuth zu Grunde. Beruf und Erziehung hatten niemals eine ausgesprochene politische

Ueberzeugung, geschweige denn einen politischen Fanatismus in ihm aufkommen lassen. In einer Epoche stürmischen Leidens, die keiner feurigen Jugend erspart wird und in der ihr, wie Uhland so sinnig sich ausdrückt „Leben zu alltäglich" wird, hatte er sich an dem tollkühnen Unternehmen von Freischaaren betheiligt, aus keinem anderen Grunde, als weil er den Untergang voraussah und noch immer lieber, als selbst Hand an sich zu legen, durch das Schwert des siegreichen Soldaten oder den Todesspruch des rächenden Gerichtes fallen wollte. Schweigend hatte er seine Muskette ergriffen, um am Tage eines Kampfes in die Reihen der Aufständischen zu treten. Da glaubte er sich nicht nur des Sterbens gewiß, er konnte auch hoffen dem allgemeinen Haß gegen Natur, Welt, Menschen, von dem sich die Jugend so gerne erfüllt wähnt, wenn sie ein leidenschaftlich gewünschtes Ziel verfehlt, im Blute Anderer Befriedigung zu schaffen. Keiner von den Genossen kannte seinen Namen; ohne Schwüre zu leisten, ohne Brüderschaften zu schließen, hatte er mitgefochten und als er gefangen genommen

und gefangen gesetzt wurde, als er seine standrechtliche Verurtheilung erwarten mußte, mochte ihn dies nicht tiefer bewegt haben, als jede vorauszusehende Wirkung, die man mit Absicht und Bewußtsein selbst verursacht hat. Nicht Reue und nicht Angst hatte sein Gemüth beherrscht und der mit Schrecken und Qualen verbundene Aufenthalt in den unterirdischen Festungsgängen war ihm nur das entsprechende Bild des Lebens gewesen; er hatte sich nicht heißer gesehnt diesen Aufenthalt als das Leben selbst zu verlassen.

Wie aber war er bei seiner Jugend zu dieser starren Entschlossenheit, bei seinem nichts weniger als phlegmatischen Temperament zu einer Resignation gelangt, welche keineswegs die Abspannung seiner Kräfte, vielmehr die höchste Erregung seiner Fähigkeit zu empfinden und zu leiden, den Kulminationspunkt seiner Affekte bedeuten mußte?

2.

Die Ufer des unteren Neckar haben manche dem Wanderer, der den Heerstraßen folgt, tief verborgene Stelle, die deshalb nicht minder von

allem Zauber der Landschaft umrahmt und von Glücklichen, die sie kennen und immer wieder zu ihr zurückkehren, wie ein kleines Paradies geschätzt wird. Was man jemals unter Frieden des Dorfes verstanden hat, lagert sich hier an das Ufer des Stromes und der Strom verleiht nicht minder als das Gebirge oder der Wald den Dörfern, die sich in seinen Schutz begeben, die Eigenthümlichkeit ihres praktischen und eine Fülle poetischen Lebens. Es ist natürlich, daß sich in einem Dorf, daß am Flusse liegt, der größte Theil der Bevölkerung dem Schifferstande widmet. Mancher der hier am Ufer in einer rohgezimmerten Hütte schlummert, ruht sich von einer Reise nach Holland aus, er hat das Schiff dazu an demselben Ufer bestiegen, es hat ihn vom Neckar in den Rhein und auf diesem immer weiter getragen. Kehrt ein verirrter Fremdling in solcher Hütte ein, so mag er sich mitten aus dem Binnenland an den Strand des Meeres versetzt wähnen, denn er wird einen Bootsmann, worunter hier freilich nur ein Mann des Bootes zu verstehen ist, von fernen Ländern und von bösen Tücken des Wassers erzählen

hören, das auch ungesalzen ein trügerisches Element bleibt. In der Bucht, die der Strom bildet, wimmelt es von Nachen und Flößen verschiedener Beschaffenheit. Am auffallendsten aber ist ein kleiner, bewimpelter und buntbemalter Kahn, nicht durch Stricke oder Taue, sondern vornehmer mittelst einer Kette am Uferpflock befestigt.

Der Kahn hatte mehr das Ansehen eines Spielzeuges für Kinder, als daß er zu wirklichem Gebrauch geeignet schiene; in der That ist er nur das Aushängschild eines Gewerbes, wie es der vergoldete Schlüssel über der Werkstätte des Schlossers ist. In der Nähe der Stelle, die der Kahn bezeichnet, gewahrt man ein Haus, das sich zu den Hütten und den anderen Baulichkeiten des Ortes wie ein Palast verhält. Ist es auch nicht um Vieles höher und muß es den Vorzug, aus Stein erbaut zu sein, mit dem Pfarrhaus theilen, so hat es vor diesem doch noch das unverkennbare Gepräge eines hohen Alters voraus. Davon zeugen nicht blos die verwitterten Mauern und die Zerfallenheit eines über dem Thore herausgehauenen Gebildes das man bei oberflächlicher Betrachtung für die Trümmer

eines Wappens könnte gelten lassen, es scheinen auch absichtlich Verunstaltungen getroffen zu sein, um dem kleinen Gebäude den Ruhm der Alterthümlichkeit zu vindiziren. An der Außenseite bemerkt man einen in der Farbe vom übrigen Mauerwerk einigermaßen verschiedenen Theil, der offenbar eine Sphinx in erhabener Arbeit trägt, für Augen, die sich auf antike Reste verstehen, deutlich sichtbar. Gelingt es in das Innere des Hauses zu dringen, so wird man aufgefordert werden, Tafeln von jener Terra sigillata zu bewundern, die Kennzeichen Römischen Ursprungs ist, ja selbst eine Münze mit dem Bildniß eines Imperators, so daß man glauben dürfte, sich in den Räumen eines Archäologen zu befinden, wenn man nicht wüßte, daß die ganze Gegend mit von Zeit zu Zeit immer wieder aufgefundenen Spuren Römischer Niederlassungen besäet ist und Manches davon nicht immer gleich in Museen und Sammlungen eine Stätte findet.

Die Familie, die im Besitz des alten Hauses ist, will auch nicht eben durch Kenntniß Römischen Alterthums glänzen, sie legt vielmehr nur auf alles Alte überhaupt Werth und zwar

insoferne, als es ihren Begriffen nach dazu dienen kann, einen Schimmer alten Ursprungs auf sie selbst zu werfen. Darum scheut sie sich auch nicht, Utensilien, deren sich niemals ein Christenmensch, und auch ein heidnischer Deutscher schwerlich bedient haben konnte, für die Hausgeräthschaften ihrer eigenen Vorfahren auszugeben, so wie sie auch Gegenstände aus dem Mittelalter, einen Schwertgriff, dem nur eine Ritterfaust gewachsen sein konnte, ein Missale, wie es ausschließlich in Klöstern gefunden wurde, als Familiengut erklärt, schon ursprünglich zum Gebrauch ihrer einst hörigen und später bürgerlichen Urväter bestimmt. Man läßt es bei solcher Unwissenheit lächelnd bewenden, um einen schönen Wahn nicht zu zerstören. Bei aller Seltsamkeit hat es etwas Herzgewinnendes, in einer bürgerlichen Familie das Andenken der Voreltern mit einer Art von Ahnenstolz gewahrt zu sehen, ohne daß damit auch nur im Entferntesten ein unrechtmäßiger Anspruch auf Rang, Rechte oder Geltung des Adels verbunden würde. Die Familie, die in dem alten Hause wohnt, ist vielmehr von dienstwilligster Bescheidenheit, wie

es der Beruf, der sie nährt, mit sich bringt, und wenn sie ihre Abstammung in gerader Linie bis zu jenen Alemannen zurückleitet, von welchen die Römer aus der Gegend vertrieben wurden, so hat die anscheinend so hochmüthige Behauptung keine andere Quelle, als eben jenen demüthigen Beruf. Das Oberhaupt der Familie ist und war zu jeder Zeit ein Schiffer und es ist vollkommen wahr, daß Niemand das Gegentheil sicher beweisen kann, wenn angenommen wird, daß, so weit eine Chronik zurückreicht, dieser Stand sich in derselben Familie durch alle Generationen forterbte. Die Festhaltung dieser Annahme wäre aber den Leuten selbst in dem Falle nicht zu verdenken, wenn sie nicht selbst auf das Innigste von ihrer Wahrheit überzeugt wären. Denn aus jener Tradition schöpfen sie fast den einzigen Rechtstitel für ein Privilegium, in dessen Besitz und Uebung sie seit unvordenklichen Zeiten sind. Während nämlich Alles, was die Flußschifffahrt zu einem Nahrungszweige macht, ungehindert von der Bevölkerung des Dorfes betrieben wird, ist die Befugniß, Reisende, Fremde und überhaupt Solche, die da-

für bezahlen wollen und können, stromüber zu fahren an das entgegengesetzte Ufer, ausschließlich der Familie Usipeter zustehend. In Rücksicht darauf wird ihr auch statt dieses Alemannischen Namens der Ruf „Hol über“ häufig gleich einem Familiennamen beigelegt, besonders das Oberhaupt der Famlie wird selten anders als „der Holüber“ genannt.

Daß die einfache Beschäftigung keine uneinträgliche ist, beweist der verhältnißmäßige Wohlstand, in welchem sich die Bewohner des alten Hauses stets befunden haben. Wenn die kleine Ortschaft auch nicht im Wege des modernen Reiseverkehrs liegt, ist sie doch zu gewissen Zeiten des Jahres der Sammelplatz für Landleute und Marktverkäufer, die am jenseitigen Ufer zu thun haben, wo in Entfernung einer halben Meile vom Fluß ein Landstädtchen sein der Welt wenig bekanntes idyllisches Dasein fristet. Die Ueberfuhr beschreibt dann eine ziemlich weite Bahn bis sie die ganze Breite des Stromes erreicht und in Krümmungen aufwärts arbeitet, ehe sie zu jenem Ausschiffungspunkt gelangt, der dem Ziel der Ueberfahrenden am

nächsten liegt. Am Einschiffungspunkt selbst ist der Strom nur schmal, so daß der Ruf „Hol über!“ wenn er am jenseitigen Strand erschallt, jederzeit im Schifferhause vernommen werden kann. Obgleich nun dieser Anruf zu einem Familiennamen geworden ist, wurde er doch lange Zeit hindurch selten gehört. Denn etwas weiter unten helfen sich die Dorfbewohner in ihren eigenen Nachen hinüber, dem Schifferhause aber gerade gegenüber ist das Ufer menschenleer und einsam. Wohl erhebt sich dort ein altes Schloß mit weitläufigen Parkanlagen, aber es war seit Menschengedenken unbewohnt geblieben, die meisten Leute im Ort und in der Umgebung wußten kaum recht den Namen des Besitzers. Einst aber — und diese Zeit steht eigentlich erst mit unserer Geschichte in Verbindung — wurde eine Renovirung des Schlosses vorgenommen, Baumeister, Gärtner, Inspektoren rückten an und hatten viel und mit Hilfe vieler Leute zu schaffen, und im Frühjahr darauf war plötzlich Leben eingezogen in den alten Bau, die Heiterkeit strahlte aus seinen spiegelhellen Fenstern und wie lachend war sein weites Thor geöffnet.

3.

Die Familie Usipeter zählte damals nur so viele Mitglieder als überhaupt nothwendig sind, den Begriff einer Familie zu verwirklichen, sie bestand nämlich nur aus Mann, Frau und Kind. Das Kind war und blieb der einzige Segen des Ehebundes; es war damals ein Knabe von vierzehn Jahren und wohl konnte er ein Segen genannt werden, selbst für Solche, die ihm nur zufällig und nur für einen Augenblick begegneten. Denn es blitzte aus seinen Augen und lebte in seiner rührigen Gestalt das helle, fröhliche Glück auf der Welt zu sein, so daß etwas von dieser Freude auf Jeden überging, der ihn sah. Freilich zeigt ein solcher Anblick nur das Bild des Glückes und stellt nicht einen Glücklichen selbst dar. Hätte die frische, gesunde Jugend das verständige Bewußsein ihres wohligen Zustandes, sie legte sich müßig hin und würde fürder nichts mehr auf dieser Welt erstreben wollen; die uralte und ewig neue Fabel vom Glück auf Erden wäre Wahrheit geworden. Wenn nun auch dieser Zustand nur ein unbe-

wußtes Wachsen und Gedeihen dessen ist, was die Natur schön angelegt hat, er wirft doch einen starken Funken Lebensfreude in das Herz der Andern. So liebt man die Jugend in holder Erscheinung, von dem Glück, das man ihr andichtet, empfindet man selbst eine Spur und darum gönnt man es ihr auch ohne Neid. Gebhard Usipeter wurde von Allen geliebt.

Es konnte nicht fehlen, daß er bald die Bekanntschaft der Schloßbewohner machte. Befand sich doch unter diesen eine Schaar von Kindern, denen in kurzer Zeit das Leben auf dem Strome, unaufhörlich ab und auf, das herrlichste Schauspiel wurde. Am meisten mußte ihnen dabei der kleine Schiffsjunge gegenüber in die Augen fallen. Hatten sie ihn schon mit Lust bemerkt, wenn er an gewöhnlichen Tagen mit seinem Vater oder dessen Knechten in Gemeinschaft im Nachen oder auch in einem größeren Fahrzeug über das Wasser glitt und dabei mit einer gewissen harmonischen Bewegung des Körpers kräftig ruderte, hatten sie ihm wohl auch nach Kinderart die harte Arbeit, zu der er angehalten wurde, wie ein Spiel und Vergnügen

beneidet, so wurde das Verlangen, sich zu ihm zu gesellen und es ihm gleich zu thun, unwiderstehlich, wenn er an Sonntagen in der That zu seiner eigenen Unterhaltung den bewimpelten und buntbemalten kleinen Kahn von der Kette lösete und sich darin halb ausgestreckt auf der sonnig beglänzten und doch Kühlung bringenden Wasserfläche umhertreiben ließ. Da war die Nußschale plötzlich hinter einem felsigen Vorsprung verschwunden und kam unerwartet auf einer anderen Seite zum Vorschein, jetzt aber stand ihr Beherrscher aufrecht, und schien sie mit einem Gedanken blos zu leiten. Und dies geschah so natürlich, daß man jeder seiner Bewegungen ihre Nothwendigkeit für den Augenblick abmerkte; wie wäre es ihm in den Sinn gekommen, daß das, was ihm von Kindheit an so alltäglich war, den Blick eines Zuschauers zu fesseln vermöchte? Den kleinen Zuschauern aber, die allerdings davon in Anspruch genommen wurden, fehlte das Zauberwort, ihn in ihre Nähe zu ziehen, bis einmal eine hohe Frauengestalt unter ihnen erschien, der die Traditionen der Gegend bekannt sein mochten, und zum

ersten Male wieder von der Seite des Schlosses her der Ruf „Hol über!“ auf dem Strom vernommen wurde.

Das Schloß war ein Besitzthum der Herren von Wundolfsheim, eines altadeligen Geschlechtes. Die Gemahlin des gegenwärtigen Besitzers hatte ihre Mädchenjahre auf einem Gut ihrer Eltern in der Nähe verlebt und oft Gelegenheit gehabt zu beklagen, daß der schöne Bau und der prachtvolle Park unbelebt und ungenossen blieben. Als es das Schicksal fügte, daß sie sich einem Herrn von Wundolfsheim vermählte, gehörte der Gedanke einer Wiederbelebung des Schlosses mit zu ihren bräutlichen Träumen. Hofdienst, große Reisen und ein langer Aufenthalt im Auslande hatten den Entschluß nicht vergessen, aber in den Hintergrund treten lassen, so geschah es, daß sie bereits Mutter von vier Kindern war, als sie den Plan endlich ausführen konnte. Der erste Sommer sollte die Probe abgeben, ob der Aufenthalt in jeder Beziehung vergnüglich und zuträglich genug sein werde, um ihn in jedem Jahre mit den Kindern wieder aufzusuchen. Unter diesen war das älteste ein Mädchen von

zehn Jahren, die übrigen waren Knaben, doch hatte die Mutter in England Grundsätze hinsichtlich der weiblichen Erziehung kennen gelernt, die Veranlassung waren, daß sie die Theilnahme des Mädchens an den Spielen, durch welche die Körperkräfte besonders geübt werden, nicht hinderte. Gebhard wurde bald der Abgott der Kinder. Als geschickter und vorsichtiger Leiter ihrer Exkursionen auf dem Strome, als Führer zu den interessantesten Naturschauspielen wurde er ihnen unentbehrlich. Selbst Hofmeister und Gouvernante nahmen mit der Zeit ein seltsames Interesse an dem Schiffsmanne von vierzehn Jahren und behandelten ihn mit einer Rücksicht, welche allmälig Frau von Wundolfsheim selbst nicht umhin konnte, gerechtfertigt zu finden.

Die Anziehungskraft, die der kleine Gebhard übte, beruhte nicht blos auf dem gewinnenden Reiz seiner äußeren Erscheinung und auch nicht blos darauf, daß dem Uebergang zum Jünglingsalter nichts so vortheilhaft läßt, als wenn die jungen Glieder bereits Proben vom Ernst und der Tüchtigkeit geben, womit sie später einem Berufe nachkommen werden, der dic physischen

Kräfte des Menschen in Anspruch nimmt. Seinen an adelige Lebensformen gewohnten Gönnern war es hauptsächlich eine angenehme Ueberraschung, in Gebhard, dem in niederer Hütte geborenen Schiffsjungen, einen gewissermaßen angeerbten Anstand, eine vornehme Haltung zu gewahren, in der sich das Feuer der Jugendlichkeit im passenden Moment mit Ruhe und Selbstbeherrschung paarte, und die Bescheidenheit, die dem Knaben ziemte, einen Stolz nicht ausschloß, der zuweilen sogar eine nicht ganz gerechtfertigte Prätension durchschimmern ließ. Jedenfalls mußte man Gebhard unwillkürlich und ohne sich von dem Grunde Rechenschaft geben zu können, eine Art von höheren Rang als den übrigen Dorfbewohnern zugestehen. Seine Bildung konnte dazu nicht veranlassen, obgleich sie zeigte, daß seine Erziehung mit allen Mitteln geleitet worden war, die in den beschränkten Verhältnissen lagen. Was ihm etwas Auszeichnendes verlieh, war theils das Ansehen, welches die Familie des „Hol über" von jeher im Orte genoß, ja noch in weiter Umgebung, und welches auf dem Lande auch dem Niedersten

zuerkannt wird, wenn er sich aus alter Zeit im Besitz eines Vorrechtes befindet; theils der selbstbewußten Würde, mit der Gebhard stets seines Herkommens und des von Sohn zu Sohn sich forterbenden Rechtes gedachte. Dieser Stolz aber war ein liebenswürdiger, weil er sich durchaus nicht über den niederen Stand erheben, vielmehr nur diesen veredeln wollte. Gebhard unterschied sich hierin von keinem andern seiner Vorfahren, der jemals das Ruder führte, und folgte nur den Traditionen, mit denen er, seit er denken konnte, genährt worden war. Auf die wirklich adeligen oder mit dem Wesen des Adels vertrauten Bewohner des Schlosses mußte das Gleichartige in der Gesinnung bei dem Ausschluß aller unberechtigten Ansprüche einen bestechenden Eindruck machen. Oft äußerte Frau von Wundolfsheim scherzend: „Wie schade! Das Schiffs-Fürstenthum des Geschlechtes Derer von Usipeter steht nur mehr auf zwei Augen!"

Als der erste Sommer zu Ende ging, den die Schloßfrau hier zubrachte, war Gebhard bereits ein täglicher Gast im adeligen Hause geworden. Die Kinder mochten ihn selbst bei

ihren Lehrstunden nicht missen und was er darüber im Geschäfte seines Vaters versäumte, wurde diesem auf dieselbe Weise vergütet, als ob der Sohn, wie es oft der Fall gewesen, im Dienste eines Fremden, den er stromüber geführt, eben so viele Stunden abwesend gewesen wäre. Die intellektuellen Vortheile, die Gebhard aus dem öfteren Aufenthalt im Schlosse zog, hätten den alten Usipeter nicht bewegen können, auf die Arbeit des Sohnes so häufig zu verzichten, weniger aus Habsucht, als weil es gegen das alte Herkommen war, das in jeder Beziehung unverbrüchlich aufrecht zu erhalten, ihm als das erste Familiengesetz galt. Er hatte nach langer kinderloser Ehe, schon an der Schwelle des Greisenalters, zum zweiten Male geheiratet und freute sich des Nachfolgers hauptsächlich aus dem Grunde, weil sich in ihm das alte Recht und die alten Traditionen forterbten.

Die Schloßbewohner zogen nach der Hauptstadt, der Winter kam und mitten unter den Mühen, welche diese Jahreszeit dem Schiffer so wenig wie dem Landmann erspart, obgleich die beste Ernte beider in den Sommer fällt, hatte

Gebhard Beschäftigungen, die seine Gedanken mit dem nun menschenleeren Schloß und mit der Zeit verbanden, da es wieder von fröhlichem Leben erfüllt sein werde. Unvermerkt war er in die geistige Thätigkeit seiner Spielgenossen mit hineinbezogen worden, hatte Sprach- und Geschichtsstudien begonnen und von den Lehrern und Erziehern und von Frau von Wundolfsheim selbst waren ihm Bücher und Hilfsmittel aller Art zurückgelassen worden, um sich das Erlernte tiefer einzuprägen und die Fortbildung im künftigen Jahr vorzubereiten. Und ein Sommer folgte dem anderen, jeder brachte die Schloßbesitzer zurück und wie Gebhard sich immer sicherer als Freund der heranwachsenden Kinder, ja fast als Kind des Hauses selbst betrachten durfte, dehnte sich nicht bloß der Umfang seiner Kenntnisse aus, es erweiterte sich ihm die Anschauung der Welt. Er lernte die Einrichtungen und Verhältnisse der Gegenwart, die moderne Gesellschaft kennen, ohne daß er jemals sein Ufer verlassen hätte; die Verhandlungen über die Berufswahl seiner jungen Freunde, Mittheilungen aus den geselligen Kreisen großer

Städte und Gespräche der verschiedensten Art ließen an seinem Horizont auftauchen, was ihm seiner Bestimmung nach ewig ein Unbekanntes hätte bleiben müssen. Und da man in der ländlichen Einsamkeit des Schlosses die Rücksichten sozialer Rangordnung bequem bei Seite setzen konnte, trug man um so weniger Bedenken, den Sohn des Schiffers in die Formen der höheren Geselligkeit einzuweihen, als in der natürlichen Vornehmheit seines äußeren und inneren Wesens nichts daran erinnerte, daß ihm die Melodie dieser Lebenskreise nicht schon an der Wiege gesungen worden wäre. Niemand aber dachte, wie gefährlich es sein könne, in fremdes Leben und Geschick, wenn auch ohne Arg und ohne bestimmende Absicht einzugreifen und daß namentlich den Schimmer großer und reicher Verhältnisse auf kleine und dürftige fallen zu lassen, innerhalb der letzteren eine Blendung erzeugt, die in Abgründe stürzen läßt, so lange sie dauert und nur einem oft unverwindbaren Schmerz weicht, wenn die nüchterne Wirklichkeit der Dinge sie endlich zerstört.

Schon waren vier Sommer verstrichen, ohne daß Gebhard einen nennenswerthen Zwiespalt

in seinem zwischen Hütte und Palast sich theilenden Leben empfunden hätte. Die Verschiedenheit von großem Reichthum und verhältnißmäßiger Armuth löste sich ihm in eine gewisse ästhetische Einigung auf. Von Natur aus nicht mit dem heißhungrigen Trieb nach den materiellen Genüssen ausgestattet, die sich der Bevorzugte gönnen kann, gewahrte er von dieser Seite keinen empfindlichen Unterschied, im Vergleich mit seinem eigenen Loos. Was ihm das Wesentliche zu sein schien, wodurch sich die Gesellschaft, in der er sich auf dem Schlosse bewegte, von den Menschen trennte, die seine ursprüngliche Umgebung bildeten, war die Ausübung und die Kenntniß des Schönen. Nicht nur, daß die Kunst in ihren mannigfachen Zweigen den hauptsächlichsten Stoff der Mittheilungen und der Beschäftigungen im Kreise seiner vornehmen Freunde bildete, war ihm auch die Glätte der Umgangsformen, die gewählte Sprache und selbst die Feinheit der Genüsse zunächst als Schönheit des täglichen Menschenlebens bewußt geworden. Der Boden aber, in welchem diese Schönheit allein gedieh, war nach seinen Vorstellungen die Er-

klusivität der adeligen Lebensstellung; hatte es ihm doch seine Erfahrung nicht anders gezeigt und waren doch die Aeußerungen seiner Freunde über soziale Geltung ganz dazu angethan, ihn in dieser Annahme zu bestärken. Zwiefach war er somit gegen die Empfindung eines Zwiespalts geschützt: mit der Schönheit der Lebensformen, die ihm das Wesen der ihm eigentlich fremden Existenzen zu sein schien, war er im Laufe der Zeit völlig vertraut worden, so daß ihn Niemand, der seine Position nicht kannte, für ein unberechtigtes Mitglied des Kreises gehalten hätte; andererseits aber war ihm auch das Bewußtsein einer exklusiven Stellung nichts Fremdes, da er ein gleiches aus dem Vorrecht und den Traditionen seiner Familie herleitete. Man hatte Anfangs aus Scherz und später aus gedankenloser Gewohnheit nichts dagegen einzuwenden gehabt, wenn er von der langen Reihe seiner Vorfahren mit der Würde eines Pairs sprach, der die Bilder im Ahnensaal zeigt; die Kinder hörten ihm gläubig zu, die Anderen unterhielt es, ihn einer scheinbar so harmlosen Täuschung hingegeben zu sehen, die ihnen ihr eigenes Meinen

und Fühlen gleichsam in einer belustigenden und doch nicht beleidigenden Nachbildung darstellte. Es erhöhte dies nur das romantische Wohlgefallen an dem schönen Schifferjungen und man ist eben in der sogenannten gebildeten Welt wenig geneigt zu bedenken, ob ein Amusement, ein Scherz in langweiligen Stunden, nicht um zu hohen Preis erkauft werde, wie es das Verderben eines jugendlichen Herzens oder der Zukunft eines hoffnungsvollen Menschen ist. Gebhard schwebte jeden Sommer in einer ungetrübten Atmosphäre von Wohlsein, dessen Nachwirkung ihm noch den Winter verschönerte.

4.

Da kam ein Jahr, in welchem das Schloß Wundolfsheim sich nicht öffnete. Die Familie blieb in der Hauptstadt um das Krankenlager des Gatten und Vaters versammelt, der einen hohen militärischen Posten bekleidend, die Villeggiatur der Seinen niemals getheilt hatte. Gebhard ward ohne direkte Nachricht über die Ursache der Abwesenheit gelassen und zu dem Schmerz, die geliebten Menschen diesmal nicht wiederzu-

sehen, gesellte sich eine leise Kränkung über das rücksichtslose Schweigen. Die ihn als ihres Gleichen behandelt, die ihn Freund genannt hatten, fanden es jetzt nicht der Mühe werth, ihm, der kein Knabe mehr war, der sein neunzehntes Lebensjahr erreicht hatte, dem Treuen, von dem sie wissen konnten, daß er mit Angst und Leid der Ausbleibenden gedachte, ein Wort der Beruhigung, der Erinnerung zu senden. Vielleicht hätte dieser Umstand den Schleier zerreißen können, den die Einsamkeit eines von der Welt abgeschiedenen Daseins so dicht um seine Augen breitete. Allein es traf ihn um diese Zeit ein schwerer Schlag, welcher ihn eine bloße Verletzung nicht mehr konnte empfinden lassen. Sein greiser Vater starb. Es war das erste Unglück, das über ihn verhängt worden war, und es erschütterte ihn mit furchtbarer Gewalt. Mühsam wurde er Herr darüber, im Gedanken, daß er seine Mutter moralisch aufrecht zu erhalten und ihr zugleich die einzige materielle Stütze in seiner täglichen Arbeit zu bieten hatte. Die Arbeit war ihm ohnehin eine durch Vorrecht und Tradition geadelte, aber mit doppeltem Eifer übte er sein

Tagewerk, da sich ihm darin gleichsam das entschwundene Leben seines Vaters fortsetzte. Er war jetzt das Oberhaupt, ihn nannten jetzt die Dorfbewohner und seine Knechte den „Hol' über". Kein junger Majoratsherr kann stolzer sein auf den ererbten Titel und Namen, als es Gebhard Usipeter auf die Bezeichnung war, die ihm nun beigelegt wurde.

Als der Winter herum war, als die Tage bereits lindernd über den erlittenen Verlust hinstrichen und Anzeichen sichtbar wurden, daß die Familie Wundolfsheim diesmal das Schloß wieder bewohnen werde, machte sich auch in Gebhard's Brust die Erinnerung an die erduldete Mißachtung erst wieder fühlbar. Gut wäre es für ihn gewesen, hätte er in dieser Stimmung gleich den andern seiner Altersgenossen der Militairpflicht Genüge leisten müssen. Er würde in strenger Schule dem Ernst der Wirklichkeit gegenüber und Erfahrungen aller Art zugänglich aus dem phantastischen Nebel herausgetreten sein, den theils seine eigene Natur, theils die unbedachte Behandlung Anderer um sein Thun und Leben gebreitet hatte. Allein er blieb als der einzige

Sohn einer Witwe, die auf die Erhaltung durch seine Arbeit angewiesen war, vom Eintritt in's Heer befreit.

An einem schönen Morgen im Juni scholl der Ruf: „Hol' über!" von der Seite des Schlosses her über den Strom. Gebhard, der am Tage vorher mit seinem Schiff bis zum späten Abend auswärts gewesen war und die Ankunft seiner Freunde nicht erfahren hatte, antwortete mit einem Jauchzen, obgleich er noch nicht unterscheiden konnte, wem die rufende Stimme angehörte. Er stand schon im Boot und stemmte das Ruder an, um abzustoßen, als im befehlenden Tone von drüben her auch nach einem Knecht verlangt wurde, da die Fahrt eine längere sein sollte.

Nicht nach Gebhard also hatte man gerufen, sondern blos nach seinem Dienste. Er sah hinüber; ein Diener heischte noch einmal mit den Armen winkend schnelles Kommen und entfernte sich dann vom Ufer. Als Gebhard mit Boot und Knecht angelangt war, sah er vom Abhang des Schlosses herab einen Mann und einen jungen Menschen von etwa fünfzehn Jahren nach dem Strande schreiten. In dem Jüngern erkannte

er Roman, den ältesten Sohn der Frau von Wundolfsheim. Gebhard war mit einem Sprung am Lande und lief dem Genossen seiner Kindheit mit ausgestreckten Armen entgegen. Obgleich um fünf Jahre älter, hatte er den Knaben nie diesen kleinen Unterschied empfinden lassen, sondern ihn stets wie einen guten Kameraden behandelt, was diesem eine leidenschaftliche Anhänglichkeit für seinen älteren Gefährten gegeben hatte. Jetzt war er stehen geblieben und ließ Gebhard ruhig an sich herankommen. Mit einem frostigen Lächeln, mit einer Miene, die man als eine einstudirte hätte erkennen müssen, begrüßte er den Freund und hatte eben so viel am Schloß seiner Vogelflinte zu schaffen, daß er die dargereichte Hand nicht ergreifen konnte.

„Wie ist es Dir ergangen in der langen Zeit, Gebhard?" sagte er, ohne ihm in das Gesicht zu sehen.

Gebhard maß den jungen Menschen lange mit einem ernsten Blick, so daß Roman sich beinahe gezwungen fühlte, das Auge zu ihm aufzuschlagen.

„Du bist in zwei Jahren erstaunlich gewachsen," sagte er, „und hast Dich überaus verändert, Roman."

Der Mann, der den jungen Wundolfsheim begleitete, blickte mit einer Miene des Zweifels und der Verwunderung auf Gebhard. Roman aber erwiederte nichts, sondern schritt voran dem Boote zu. Gebhard, der ihm folgen wollte, wurde von dem Begleiter einen Augenblick zurückgehalten. Der schon etwas ältliche Mann war ein Franzose, der früher nicht zur Gesellschaft des Schlosses gehört hatte und den Gebhard zum erstenmale sah. In gebrochenem Deutsch erkundigte er sich nach der Entfernung von N... stein, wohin die Fahrt gerichtet werden sollte. Gebhard gab Auskunft in französischer Sprache, ohne die geringste Absicht, dadurch befremden zu wollen; es geschah unwillkürlich, denn es war ihm zur Gewohnheit gemacht worden, unbefangen zu verschiedenen Sprachen überzugehen, wenn er sich in früheren Zeiten an der Konversation seiner Jugendfreunde betheiligt hatte. Dem Franzosen schien aber dieser Umstand erst eine Vermuthung zu bestätigen, rasch und leise theilte er Gebhard mit, daß ihm, dem Gesellschafter Roman's, das seltsame Verhältniß des jungen Schiffersohnes zum Schlosse keine unbekannte Thatsache geblieben

wäre, daß aber Roman, durch den Tod seines Vaters Majoratsherr geworden und obgleich noch lange nicht mündig, von gerechtem Standesbewußtsein erfüllt sei und somit die kindische Vertraulichkeit, die früher zwischen ihnen geherrscht hätte, ein Ende haben müsse.

Mit stillem Sinnen nahm Gebhard diese Erklärung auf. Als Alle das Boot bestiegen hatten, gab er dem Knecht einen Wink und statt den Strom hinunter ging die Fahrt wieder an das entgegengesetzte Ufer, wo Gebhard seinen Posten verließ, während er zugleich einen von den Knechten, die auf einem Floß beschäftigt waren, herbeirief, ihm verschiedene Weisungen ertheilte und ihn das Ruder übernehmen hieß. Er wartete bis das Boot wieder in Bewegung war, dann grüßte er mit einer leichten Handbewegung und verschwand hinter dem Gebüsch des Ufers.

Aus der Verworrenheit, welche der kleine Vorfall in Gebhard's Innerem zurückließ und aus der sich erst später verhängnißvollere Stimmungen entwickeln konnten, traten zunächst nur zwei Empfindungen ihm selbst deutlich hervor: gekränkte

Liebe und gekränkter Stolz. Von Natur aus eher zur Meditation als zum Handeln geneigt, hätte er sich leicht einem dumpfen, müßiggeherischen Groll überlassen können, wenn nicht eben in zarteren Gemüthern eine empfangene Wunde erst still ausbluten müßte, ehe die Reflexion sich in die Ursachen vertieft, Schuld und Unrecht der Anderen deutlich macht und der Erbitterung, dem Haß Nahrung und Ziel gibt. Gebhard konnte nicht in Klagen oder Verwünschungen ausbrechen, denn er war sich vor Allem nur eines großen Weh's bewußt, das überwunden werden sollte. Schweigend ging er an die Erfüllung seiner täglichen Pflichten. Zu diesen gesellte sich heute auch die Aufgabe, einen Kahn, der Eigenthum des Schlosses war und stets im Schifferhaus sein Winterquartier hatte, wie immer, wenn die Ankunft der Herrschaft erfolgt war, in Stand setzen und in die kleine Bucht bringen zu lassen, welche mit Fahrzeugen von jeder auf dem Fluß gebräuchlichen Art angefüllt, dem Miniaturbild eines Hafens zu vergleichen war. Der Kahn war zu geräumig und mit zu fröhlichen Farben bekleidet, um eine Gondel genannt zu werden, war aber

mit allem Luxus einer solchen ausgestattet. Zu gepolsterten Sitzen, zu Behältern für mitzuführenden Mundvorrath fehlte ihm auch nicht eine Bedachung, die nach Willkür ausgebreitet oder entfernt werden konnte und bei schlechtem Wetter Schutz von allen Seiten gewährte. Wie der kleine bewimpelte Kahn die Anwesenheit des „Hol' über", bedeutete die prachtvollere Barke, die sich neben ihm schaukelte, die Anwesenheit der Schloßbewohner. Gebhard hatte oft unwillkürlich etwas Symbolisches darin gefunden, die beiden Nachen mittelst einer und derselben Kette aneinander schließen und am Pflock befestigen zu müssen.

Schon beglänzte die Nachmittagssonne den Spiegel des Wassers mit blendenden Funken, als das Werk vollbracht war und Gebhard noch wie träumend, noch immer in die schmerzliche Begegnung mit Roman versunken, im schönen Schloßkahn stand, ihn durch leises Wiegen seines Körpers hin und her schaukelnd. Da scholl abermals der Ruf: „Hol über!" von derselben Stelle her wie am Morgen, und als er, die Augen mit der Hand beschattend, hinüberblickte, gewahrte er das Wehen weißer Tücher, die ihm zum

Gruße geschwungen wurden. Nicht mehr antwortete er mit Jauchzen, aber er beeilte sich die Barke loszulösen und wenige Minuten später küßte er ehrfurchtsvoll die Hand der Frau von Wundolfsheim, während die ihres ältesten Kindes, Irene, schon ausgestreckt auf den Druck der seinen harrte.

„Wir haben Beide ein gleich großes Unglück zu tragen, lieber Gebhard," sagte die Schloßfrau sanft; „Sie haben Ihren Vater verloren, wie man mir eben erzählte, ich meinen Gatten. Kaum dachte ich, dies Haus jemals wieder zu sehen und den Ort zu verlassen, wo ich das theuere Grab täglich besuchen konnte. Aber die Kinder haben ein Recht an dem vollen Lebensgenuß und besonders Irene durfte nicht einen zweiten Sommer von hier fern bleiben. Sie sind ein Mann geworden, Gebhard, seit wir sie nicht gesehen."

Und Frau von Wundolfsheim betrachtete ihn mit angenehmem Erstaunen, während er, eingedenk der Scene mit Roman, nicht mit völliger Sicherheit in der Stimme von dem Glücke sprach, das ihm die Wiederkehr der geliebten Menschen

bereite. Erst als die Schloßfrau den Blick von ihm abgleiten ließ, sah er auf Irene, deren kleine weiße Hand er sanft schüttelte, ohne sie zu küssen. Eine sonderbare Bewegung durchzitterte seine Seele als er ihre Stimme vernahm, die in ihrem eigenthümlichen Timbre ihm eine höchstvertraute Erinnerung und doch zugleich ein überraschendes Nievernommenes zu sein schien.

„Wir sind schon gestern Mittag gekommen," sagte sie, „wir glaubten den Schiffer nicht zu Hause, weil wir unser Schiff nicht sahen. Ich sehne mich sehr, wieder auf dem Wasser zu fahren."

Gebhard, der noch vor zwei Jahren auch mit Irene wie mit ihren Geschwistern das brüderliche „Du" getauscht hatte, ließ es jetzt unwillkürlich fallen, er hätte es ihrer so wunderbar verwandelten Erscheinung gegenüber nicht über die Lippen gebracht. Zwei Jahre, namentlich wenn sie zwischen dem vierzehnten und dem sechszehnten Lebensjahre eines Mädchens liegen, sind für die Jugend ein großer und entscheidender Zeitraum. Irene war von schlanker Gestalt und völlig ausgebildeten Formen. Ihr Haar war von jenem

echten Blond, wie es Rubens gerne seinen Frauen gibt und das durch eine unerklärliche und doch deutliche Nüance vom Roth geschieden ist, schmiegte sich dicht, einfach und ohne künstliche Verschlingungen an ihre Schläfe, während es rückwärts den Zwang verrieth, der es hinderte in natürlichen Locken niederzufallen, wie sie das Haupt des Kindes umwogt hatten. Vom Kinde hatte das Mädchen auch noch den unbefangenen, unschuldvollen Ausdruck der Züge, die bei ihrem sonst so entwickelten Wesen gleichsam zurückgeblieben schienen. Der Blick versprach ein rasches Einholen, denn die Natur, die oft so entzückend ist, wenn sie sich in unerwarteten Kontrasten gefällt, hatte ihren blauen Augen den Glanz und das Feuer verliehen, die gewöhnlich nur dunkle besitzen. Vielleicht waren es nur die tiefer gefärbten Wimpern und Brauen, die im Gegensatz zum hellblonden Haar diese Wirkung übten. Wenn die Dichter gerne die Jahre eines Mädchens nach den erlebten Lenzen zählen, so war es Gebhard bei diesem Anblick zu Muthe, als ob in der That sechszehn Lenze zugleich vor seinen Augen blühen würden. Er brachte freilich

die Unerfahrenheit dieser Augen bei der Macht des Eindrucks auf ihn nicht in Anschlag. Zum erstenmale war es ihm beschieden, an einem Weib die Schönheit des Geschlechtes zu bewundern, zum erstenmale mindestens erwachten in seinem Gemüth die Organe, den Zauber aufzunehmen.

„Sie werden nicht mehr das Ruder führen wollen, mein Fräulein,“ sagte Gebhard und setzte dann hinzu, ohne weiter einen Grund für diese Behauptung anzugeben: „auch wenn Sie es in der langen Zeit nicht gänzlich verlernt haben müßten.“

„Ach, Irene würde es noch immer thun, wenn ich es gestattete,“ sprach Frau von Wundolfsheim lächelnd; „ich muß ihr täglich wiederholen, daß sie kein Kind mehr ist.“

„So lange ich nicht etwas überaus Gescheidtes vorbringe, vor dem die ganze Welt erstaunt,“ rief das Mädchen lachend, „habe ich keine Ursache daran zu glauben.“

Mit diesen Worten schritt sie die steinernen Stufen am Ufer hinab und sprang in die Barke,

die unter der leichten Last nur wenig zitterte. Wie in Furcht vor einem Tadel wendete sie sich rasch wieder um, setzte einen Fuß auf die unterste Stufe und beugte sich erwartend vor, als hätte die jugendliche Hast nur den Zweck gehabt, der Mutter beim Besteigen des Bootes behilflich sein zu können. Als die Frauen saßen, ergriff Gebhard das Ruder und ohne nach einem Ziel-punkt der Fahrt zu fragen, lenkte er stromabwärts, bis sich bei einer Biegung des Flusses zur Seite und noch in ziemlicher Ferne eine Art von Insel zeigte, auf der hohe Pappeln in der Stille des Abends unbeweglich standen. Dies kleine Stück-chen Land, scheinbar mitten im Fluß, denn das Wasser war künstlich herum geleitet worden, bildete einen Theil des Schloßparks, mit dem es durch eine zierliche Brücke in Verbindung stand. Das war immer das ausschließliche Ziel gewesen, so oft Frau von Wundolfsheim eine Wasserfahrt gewagt hatte. Auf dieser Miniatur-Insel befand sich manches Spielzeug für kleine und auch für erwachsene Kinder, ein Pavillon mit verschieden gefärbten Fenstergläsern, ein großes Bassin mit Schwänen und einem Schwanenhäuschen und

sogar eine Mühle, die mit Hilfe des Wassers wirklich in Gang gebracht werden konnte, wenn man nicht fürchtete, bei dieser Gelegenheit einen der zarten Radkämme zu zerbrechen. Als man jetzt dort anlangte, wollten die Frauen nicht an's Land, die noch immer nicht abgekühlte Temperatur ließ die Nähe des Wassers angenehm empfinden. Das Schiffchen trieb ohne Ruderschlag unter den Schatten überhängender Weiden leise umher, während Mutter und Tochter sich mit Gebhard in eine Unterhaltung über vergangene Tage immer tiefer einspannen.

Frau von Wundolfsheim hatte die geistige Entfaltung Gebhard's immer mit großem Interesse beobachtet. Es lag demselben freilich nicht die Theilnahme an dem Menschen, sondern das Gefallen an einem Kuriosum zu Grunde. Wie pikant mußte es ihr vorkommen, den Dorfbewohner, der sein Brot in täglicher harter Arbeit gewann, mit der Bildung und den Formen der höheren Gesellschaft vertraut zu sehen! Sie hatte in früheren Jahren wie an eine frivole Belustigung daran gedacht, den Bauernsohn, der Französisch sprach, den Schiffs-

jungen, der sich von Kunst und Literatur unterhalten konnte, einem Kreise ihres Gleichen als ein Wunder vorzuführen. Allein sie war von jeher den Ideen der Zeit nachgegangen und wenn sie ihnen auch keine thätige Begeisterung widmete, ihnen keinen bestimmenden Einfluß auf die Gestaltung des Lebens gestattete, so war doch das Studium der sozialen Tagesfragen bei ihr an die Stelle jener nichtigen Lektüre und inhaltsleeren Zerstreungen getreten, aus welchen sich sonst der Müßiggang wohlhabender Frauen zusammensetzt. Als sie Gebhard jetzt in der Reife seines äußeren und inneren Wesens vor sich sah und aus seinen Reden erkannte, daß die Bildungskeime, die er einst empfangen hatte, fortwirkten und eigenthümliche Gedanken trieben, war ihr diese Vereinigung von Arbeit und Denken mehr als eine interessante Seltsamkeit, mehr selbst als ein blos romantischer Reiz, sie glaubte darin die wenn auch nur zufällige Verwirklichung einer Tendenz zu erkennen, die gerade damals im Schwunge war, eines der modernsten Ideale, des geistig erleuchteten Proletariers. Mit feinem Gefühl scheute sie sich, diese An-

sicht, die sie von ihm faßte, Gebhard selbst mitzutheilen, als hätte das Wunderbare des Effektes zu Grunde gehen können, wenn der junge Mann selbst um die Beziehung seines Wesens zu den Problemen des Tages gewußt hätte. Das Volk las damals noch keine Zeitungen. Gebhard hatte durchaus kein politisches „Bewußtsein“ und hätte sich nichts von der Bedeutung träumen lassen, die ihm die Schloßfrau einräumte. Wenn er sich von den übrigen Dorfbewohnern in Manieren und Neigungen verschieden wußte, so war er weit weniger geneigt, dies dem fortgesetzten Verkehr mit Menschen eines höheren gesellschaftlichen Ranges, als der auszeichnenden Stellung zuzuschreiben, welche die Familie Usipeter von jeher behauptet hatte.

„Fühlen Sie nicht, daß das tägliche Schaffen mit der Kraft der Arme und selbst der Umgang mit Holzhändlern, Flößern, Knechten, und wer die Leute alle sein mögen, einem höheren Streben in Ihnen Eintrag thut?“ fragte ihn Frau von Wundolfsheim.

„Ich kenne nichts Höheres als diese Arbeit,“ erwiederte Gebhard, „und nicht blos, weil sie

jetzt so viel wie das Leben und die Bequemlichlichkeit meiner Mutter ist, damit wäre nur gesagt, daß die Arbeit ein Mittel zu einem beglückenden Zweck ist, aber sie ist selbst ein fester Halt und der Grundstock meiner Gedanken. Ursprünglich wie sie ist, mehr vielleicht noch als die des Landmannes, denn selbst jene Wilden, die keinen Acker bauen, haben ihre Kanoes, reicht sie zurück bis zu dem Anfang aller Zeiten und verbindet dadurch das Gemüth mit der unvergänglichen Einfachheit in der Natur, mit dem, was sich in ihr immer wiederholt und immer neu ist, als wäre diese Arbeit etwas, womit ich der Natur weiter bestehen helfe und das sie nöthiger hat, als es die Menschen haben, denen ich damit diene. Denke ich nun noch, daß das Leben meines Vaters und seines Vaters und aller meiner Vorfahren in meiner Thätigkeit weiterlebt, so fühle ich mich als Bürger der ältesten Zeiten wie der gegenwärtigen, als lebendig in Allem, was seit Menschengedenken geschehen ist, ein Theil von mir war dabei, als die Alemannen an diesem Ufer Hütten bauten, und seit Jahrhunderten habe ich still und pflichtgetreu

den Nachen über den Strom gefahren. Ein Vorrecht, daß sich forterbt, ob es nun ein Schwert oder ein Ruder zu führen gebietet, macht zum Edelmann, es verwandelt eine längst entschwundene Vergangenheit in das Bewußtsein, gleichsam in die persönliche Erinnerung des Jetztlebenden, es hält ein Liebesband zwischen Menschen aufrecht, die durch viele hunderte von Generationen von einander getrennt sind. Der Ahnenstolz kann nichts weiter als der Stolz sein, sich durch die Kenntniß der eigenen Familiengeschicke mit dem Leben und Leiden der Menschheit schon seit den frühesten Epochen unmittelbar verknüpft zu fühlen, nicht erst seit dem Tage, da man in eigener Person zum Vorschein kam. Wie lose ist die Verbindung des Einzelnen mit der Menschheit! Selbst die persönliche Größe, selbst der Rhum lassen ihn mehr über ihr als mit ihr leben, während die geschichtliche Kette der Familie ihn über Tod und Vergänglichkeit und über den Wandel der Zeiten hinaus auf das Innigste mit ihr verschlingt. Ist es in Ihrem Hause, gnädige Frau, der Name, so ist es in dem meinem die Arbeit, was diese

Kette fortsetzt. Beide aber dürfen wir es als ein Gnadengeschenk des Himmels betrachten, schon von Geburt aus nicht bedeutungslos in der Welt zu stehen, die Ueberzeugung eines Zusammenhangs mit ihr seit Jahrhunderten schon im Blute zu haben."

Frau von Wundolfsheim ging über diese Gleichstellung schweigend hinweg, als über eine Naivetät, die sie nicht zerstören wollte, weil dies stolze Familienbewußtsein von Schiffersleuten von jeher das Fesselnde im Wesen des jungen Mannes ausgemacht hatte. Vielleicht auch hatte sie gegen die Auffassung des Adelsprinzipes vom Standpunkte eines Gedankens wie ihn Gebhard aussprach im Allgemeinen nichts einzuwenden. Gegenwärtig jedoch lag ihr nur die Beziehung im Sinne, die sie der gemeinsamen Vertretung von Arbeit und Bildung, wie sich dieser Bund in dem jungen Usipeter darzustellen schien, zu einer sozialen Frage des Tages gab.

„Sie werden nicht leugnen," sagte sie, „daß Denken, geistiges Schaffen überhaupt, mehr Werth hat, als jede Thätigkeit, die nur die Leibeskräfte in Anspruch nimmt. Fühlen Sie nun nicht,

daß Ihre materielle Arbeit ein Raub an Ihrem geistigen Berufe ist? Sie kennen die Mythe von den Granatenkernen Proserpina's. Mich dünkt, wer einmal den Granatenkern der Wissenschaft gekostet hat, der wäre ihrem Bereich für immer verfallen."

„Müßte ich in meiner Lage nicht dann von der geistigen Arbeit meine Mutter und mich ernähren?" entgegnete Gebhard; „ich erachte dies aber für einen verkehrten Weg. Wie oft habe ich Gelegenheit gehabt, Gelehrte, Künstler, Geistesthätige aller Art zu beobachten, wenn sie in den Sommerferien in die Gegend kommen. Sie schätzen sich glücklich, den Körper einmal tüchtig abarbeiten zu können, die Plage, einen Kahn stromaufwärts zu steuern, macht ihnen das größte Vergnügen; was nach der Bibel ein Fluch ist, das Brot im Schweiße des Angesichts zu essen, wären sie geneigt für ein beneidenswerthes Glück zu halten. Ihre Erholung, ihre Lebensfreude, ihre würdige menschliche Freiheit finden sie also in der Gedankenlosigkeit. Ist das Umgekehrte nicht natürlicher? Ist es nicht vernünftiger, mit der leiblichen Arbeit blos die

Bedürfnisse des Leibes zu decken, Genuß und Erholung aber, die Freiheit von allen Lasten und Pflichten im Bereich des Geistes zu finden?"

Die Schloßfrau bestritt dies, aber weniger um eine entgegengesetzte Meinung geltend zu machen, als um Gebhard zu einer immer erschöpfenderen Darlegung seines Innern anzuregen. Die Dämmerung hatte bereits den sonnigen Glanz der anderen Stromseite verschlungen, der lange Junitag ging bereits zur Neige, aber die Glut, die ein lebhafter Gedankenaustausch auf die Wangen lockt, gleichsam als Wiederschein der entzündeten Seele, ließ die Sprechenden den feuchten, kühlen Wind nicht empfinden, der über das Wasser strich. Seltsam war es, daß auch Irene, die kein Wort in die Unterhaltung einzupflechten wagte, das Verrinnen der Zeit nicht merkte. Sie lauschte den Wechselreden mit dem Ausdruck einer sanften Genugthuung, einer innerlichen Befriedigung, als ob ihr ein nie empfundenes Vergnügen bereitet worden wäre. Das hätte sich eher erklären lassen, wenn eine Begebenheit, ein Mährchen erzählt worden wäre, als bei einem Gespräch, welches sich

seinem Gegenstande nach zuweilen in Abstraktionen verlief.

Aber der Augenblick, in welchem das kindliche Alter von dem gereiften Herzen Abschied nimmt, ist wie durch leises unbestimmtes Weh auch durch ungeahnte Wonnen bezeichnet. Zu diesen gehört ein erwachendes Wohlgefallen, ein plötzliches Verständniß für die Schönheit, auch an Dingen, an welchen sie nicht absichtlich durch künstlerische Behandlung hervorgerufen wurde. Von einem neuen, von einem zauberhaften Licht sah Irene in dieser Stunde mit einemmale das Bekannteste umschimmert, den Strom und das Land, die Schiffe, deren Vorübergleiten, aus dieser Seitenbiegung des Flusses gesehen, immer ein unerwartetes Auftauchen und ein schnelles Verschwinden war, die Pappeln am Ufer, das Antlitz ihrer Mutter und die Gestalt und die Stimme Gebhard's. Wenn sie ihre Augen auf ihn gerichtet hatte, geschah es nicht aus Aufmerksamkeit auf seine Worte, und wenn sie seinen Worten lauschte, war es nicht der Sinn, der sie anzog. Seine Erscheinung war ihr wie die Quelle, seine Sprache wie die Melodie der

Stimmung, die sie gleich einem süßbewegten Frieden überkam. Und doch hätte alles Andere, was sie sah und hörte, der Flug der Schwalbe über ihr, der ferne Ruf aus einem Boot nicht weniger dazu gehört. Ein Ring von Glück und Wohlsein, das sie nicht zu nennen und zu erklären vermocht hätte, schloß sie ein — und sprang wie mit einem schrillen Riß entzwei, als die Mutter sich erhob und zum Aufbruch mahnte.

Die Barke strich eben hart an der sandigen Fläche hin, welche die kleine Insel in den Fluß streckte. Hier betraten die Frauen den Uferrand, um über die Brücke in den Park zu gelangen und in das Schloß zurückzukehren. Gebhard wendete das Fahrzeug und steuerte seinem Hause zu.

Der rosige Schleier, den der Abend über die Gegend gebreitet hatte, war verschwunden, die Luft war rauh geworden und Niemand hätte bei dem heraufziehenden üblen Wetter die Fahrt auf dem Wasser angenehm gefunden. Für den abgehärteten Schiffsmann jedoch konnte dies nicht die Ursache sein, daß er mit so über-

mäßiger Anstrengung nach Hause trachtete. Gebhard war es, als müßte er das Ruder von sich werfen, um still und unbeweglich sinnend über ein wunderbares Erlebniß in's Klare zu kommen. Und doch, als er endlich in die schmale Bucht einlief, die sein Hafen war, mochte er nicht sogleich in das Haus zurückkehren. Er setzte sich nach Art der Schiffsknechte auf einen der Pflöcke am Ufer und spähte, ohne eine bestimmte Absicht damit zu verbinden, nach einem Lichtschimmer, der gegenüber aus dem nicht mehr sichtbaren Herrenschloß drang. Ein Wogen und Brausen, ein herrlich klingender Sturm ging durch seine Brust. Wie die Natur von gewaltigen Schauern der Zerstörung und des Werdens erschüttert ist, wennn der Frühling geboren werden soll, so tobt die Welt des Innern in einem lust- und leidvollen Aufruhr, wenn zum erstenmal die Leidenschaft entspringen soll.

Gebhard sagte sich, daß er in den verflossenen Stunden überschwenglich glücklich gewesen wäre. Was hatte ihm dieses Glück gegeben? Was hatte sich um ihn herum so völlig verändert?

Es war ihm nichts von den Gütern der Erde zu Theil geworden, die der Wunsch und die Sehnsucht von Tausenden sind. Aber das Glück ist, was man nicht hofft und nicht wünscht, was plötzlich, nie gekannt und nie geahnt, vom Himmel fällt. Es hat keinen Namen und braucht weder Thatsachen noch Gründe der Vernunft, um als eine wirkliche und lebendige Erfahrung empfunden zu werden. Gebhard fühlte es in diesem Augenblick nur als die selige Gewißheit eines ewigen, unzerreißbaren Zusammenhangs mit dem schönen Mädchen. Nichts Aeußerliches hatte ihm die Sicherheit gegeben, daß nun eine Beziehung zwischen ihm und ihr walte. Sie war ihm heute wie eine Fremde entgegen getreten, als sie ruhig in der Barke saß, während er so lange mit ihrer Mutter sprach, hatte er dem Mädchen in die Augen gesehen, kein Wort von ihr vernommen und seine Rede nicht an sie gerichtet. Und doch war es ihm, als hätte ihre Nähe blos ihm jeden Gedanken auf die Lippen gelegt und was er von allgemeinen Dingen sprach, wäre eine heimliche, süße Unterredung mit ihr gewesen. Es war

wie ein körperloser Bund, wie ein Umschlingen vor Aller Augen und doch von Keinem gesehen.

„Und ich sollte sie jemals missen," sagte er zu sich selbst, „es gäbe etwas, das uns trennen könnte, es gäbe einen Menschen, wahnsinnig genug, es auch nur zu wollen? Weh der Hand, die sich zwischen zwei glühende Eisen wirft, wenn sie zusammenschmelzen wollen. Mein Leben, mein Geschick steht am andern Ufer und ruft mir zu: hol' dir diesen Besitz, hol' über, hol' über!"

Plätschernde Ruderschläge störten seine Einsamkeit. Bald erkannte er die Stimme der Knechte, die er am Morgen mit Roman fortgesendet hatte. Ein Mißton schnitt durch seine Seele bei dieser Erinnerung. Er erhob sich und ging in das Haus.

5.

Der Tag mit der Regelmäßigkeit seiner Pflichten liegt so grau und trostlos vor dem Gemüth, das eben Ungeheueres erlebt zu haben glaubt. Nicht die Arbeit selbst, die er aufer-

legt, ist dann das Verhaßte, sondern daß ihre Nothwendigkeit Zeugniß gibt, wie sich bei der gewaltigen inneren Verwandlung, als ob die Seele in eine neue Schöpfung blickte, nichts in der Natur der Dinge verändert hat, wie in der Außenwelt nichts anknüpft an das Ereigniß, an dem wir in seliger Selbstsucht Himmel und Erde betheiligt glauben. In uns ist das Leben gleichsam zum erstenmale erwacht und doch trennt uns eine unendliche Kluft von dem Leben um uns her.

Gebhard ging am anderen Morgen ernst und in sich verschlossen an sein Tagewerk. Der eben angedeutete Unterschied zwischen äußerem und innerem Sein lag wie eine schwere Last auf ihm. Als sie albgeschüttelt, als der Aufgabe des Tages genügt war, erfüllte ihn plötzlich eine frohe Zuversicht. Er mußte Irene wiedersehen, es war wie ein Naturgebot. Von drüben mußte das Zeichen kommen, wie gestern, aber keine Hand winkte, kein Ruf wurde laut. War Alles ein Traum gewesen? Nein, eher war er selbst und der Strom und das Schloß gegenüber ein Traum, als die überwältigende Gewißheit,

daß der verflossene Abend ein unvergängliches, ein verhängnißvolles Erlebniß gewesen.

Als aber ein zweiter Tag ohne Berührung mit dem anderen Ufer verging, mußte Gebhard unwillkürlich über die Begegnung mit Roman sinnen und es kam ihm ein Umstand in Erinnerung, an den er in seiner ersten Trunkenheit nicht gedacht hatte. Entgegen dem Brauch früherer Jahre, als er täglich harmlos zwischen seinem Haus und dem Schloß verkehrt hatte, als er niemals von drüben scheiden gedurft, ohne die Stunde der Wiederkehr bestimmt zu haben, war er diesmal weder von der Mutter noch von der Tochter aufgefordert worden, sich bei ihnen einzufinden. Brachte er dies allmälig auch in Zusammenhang mit der Eröffnung, die ihm der alte Franzose gemacht hatte, so war ihm doch diese in ihrer wahren Bedeutung nicht so klar geworden, daß er die Ursache der Zurücksetzung sogleich hätte begreifen können. War es möglich, daß Menschen ihn freiwillig mieden, die sich in reinstem Wohlwollen mit ihm verbunden hatten, denen er seit Jahren und noch vor wenigen Stunden sein innerstes

Wesen enthüllt hatte, ein Vertrauen, das enger verknüpfen muß, als anvertraute Geheimnisse oder eine zufällige Verwandtschaft? War er ihnen nicht schon durch die auszeichnende Stellung gleich, daß er ebenfalls die Ehre eines Namens, eines Standes, eines Vorrechts zu wahren hatte? Konnte es überhaupt noch ein Trennendes zwischen Menschen geben, die gewissermaßen der Orden der gleichen Bildung umschloß und hatte er nicht dasselbe geistige Brot mit ihnen von Jugend an gegessen? Seine Erfahrung und sein Denken reichte hier nicht aus, ihm eine Erklärung zu geben; gekränkte Liebe und gekränkter Stolz, die Empfindungen, die ihm die Begegnung mit Roman zurückgelassen hatte, steigerten sich jetzt zu einem brennenden Weh.

Eine Milderung sollte eintreten, die ihm den Abgrund, dem er zuschritt, wieder wie mit einem rosigen Schleier verdeckte. Er kehrte eines Abends von einer Fahrt heim, die ihn seit Sonnenaufgang entfernt gehalten hatte, als ihm seine Mutter mittheilte, daß die Schloßfrau und ihre Tochter sich in der Zwischenzeit bei ihr eingefunden hätten, um ein Verzeichniß der

Armen und Kranken des Dorfes aufzunehmen, denen Hilfe gespendet werden könnte. Von Frau Usipeter war bekannt, daß sie, selbst wohlthätig, so weit es ihre Kräfte vermochten, als ein lebendiges Register in dieser Beziehung angesehen werden konnte. Auch wären die Frauen unmittelbar in einige der bezeichneten Hütten getreten, ohne Scheu vor der Luft und dem Elend in den Krankenstuben, und hatten der Schiffersfrau beim Abschied den Entschluß kundgegeben, das gute Werk täglich zu fördern, wenn sie auch nicht immer selbst an Ort und Stelle sollten erscheinen können. Frau von Wundolfsheim aber hätte noch besonders gebeten, Frau Usipeter möge ihren Sohn veranlassen, das Vorhaben durch Uebernahme der Vermittlung zwischen dem Schloß und den Stätten der Hilfsbedürftigen zu unterstützen. Gebhard solle ungescheut zu jeder Stunde im Schloß erscheinen, wenn eine Botschaft zu überbringen, ein Rath einzuholen, eine Summe Geldes zu entlehnen wäre. Auch könne man Manches, was zu sagen und zu thun wäre, nur einem Manne von Kenntnissen und Verstand anvertrauen, einem Manne, dem zugleich das

Wesen der Dorfbewohner offen liege, und zu dem sie als zu ihres Gleichen sich ohne Scheu aussprechen.

Bettina's Königsbuch und ähnliche Schriften von ausgesprochener Tendenz zur Abhilfe sozialer Uebelstände durch sozialistische Ideen zu begeistern und namentlich dem Pauperismus werkthätig entgegen zu wirken, bildeten damals den Gegenstand der Gespräche und den Inhalt der Tagesblätter. Frau von Wundolfsheim war auf diesem Wege zu dem eben gethanen Schritt veranlaßt worden und verband damit auch die Absicht, die sonst nicht zeitgemäße Erziehung ihrer Tochter durch die Kenntnißnahme menschlichen Elends, durch die Erweckung des Mitgefühls für die Leiden des Volkes zu vervollständigen. Wer indessen im Innern dieser Frau zu lesen vermocht hätte, würde noch einen anderen Beweggrund entdeckt haben. Sie wollte den Verkehr mit Gebhard nicht abgebrochen wissen, der ihr nun einmal die lebendige, konkrete Repräsentation der Zeitideen war, die ihr sonst nur in der Abstraktion begegneten. Andererseits war sie aus der Atmosphäre, die sie von Geburt aus umgab, niemals so weit

herausgetreten, daß sie sich nicht passiv zu den Dingen hätte verhalten müssen, wie sie sich unter solchen Verhältnissen in ihrem Hause nach Gewohnheit und Herkommen von selbst machten. War den Kindern, so lange sie noch Kinder waren, auf dem Lande der ungehinderte Umgang mit einem Schiffsjungen unter gehöriger Ueberwachung gestattet worden, besonders da er sie zu ersprießlichen Leibesübungen anhielt, so waren sie deßhalb nicht minder streng in den Sitten, Meinungen, in aller Präzision ihres Ranges erzogen worden. Vor den Kindern, die sich nun schon in eine bestimmte Lebensrichtung hineingewachsen hatten, selbst vor den Leuten, die sonst zu ihrem Hause gehörten, wäre es der Edelfrau unmöglich gewesen, Gebhard aus keinem anderen Grunde als aus freundschaftlicher Gleichstellung zu Besuchen im Schlosse zu veranlassen. So fand sie in ihrem wohlthätigen Werk einen Ausweg, um den jungen Mann ungehindert im Kreise der Ihrigen erscheinen zu sehen, und war einmal eine geschäftliche, gewissermaßen eine dienstliche Ursache für sein häufiges Kommen gegeben, so konnte sich sein Ver-

hältniß zu ihrer Umgebung in einer Weise stellen, um nicht nothwendig eine Verletzung des edelgesinnten jungen Schiffersohnes herbeiführen zu müssen.

Es gibt Gnadenfristen im Leben, Zeiten, die fast in unbegreiflicher Art so viele Wonnen und Lustgefühle des Daseins in sich sammeln, als müßte das Unglück, das unmittelbar darauf seinen Schritt vernehmen läßt, Blüthen genug vorfinden, die es zertreten kann. Wenn auch zuweilen eine Ahnung in Gebhard erwachen wollte, wenn er Aeußerungen Roman's und seines Französischen Erziehers hörte, die ihm eine halbe Vermuthung gaben, daß seine Stellung zu diesem Hause einen noch unausgefochtenen Konflikt birgt, so wußte doch Frau von Wundolfsheim jeden zündenden Funken ferne zu halten. Von den übrigen Hausgenossen fast isolirt, auf den Umgang mit ihr und Irene beschränkt, setzten sich für Gebhard die Stunden, die Tage, die Monate wie Lettern eines Märchens zusammen. Oft wenn er nach Hause kam, warf er sich mit überquellendem Herzen in die Arme seiner Mutter.

Konnte er sagen, was ihn so glücklich machte? Er liebte und sprach das Wort nicht

aus, aber tausend Umschreibungen reichten nicht hin, seiner Leidenschaft Genüge zu leisten. Wenn er die Schönheit Irenen's, die ihn trunken machte, als die Schönheit der Dinge schilderte, die sie umgaben, wenn er die Pracht der Gewänder, die sie trug, die Herrlichkeit der Blumen, unter denen sie sich erging, seiner Mutter beschrieb, als wären dies die Gegenstände, die ihn so unendlich bezauberten, wenn er mit der unwillkürlichen List des scheuen Herzens von Allem erzählte, was seine Mutter veranlassen konnte, ihm die Begegnungen, die sie selbst mit Irene gehabt hatte, wieder und wieder darzustellen, so sättigte doch dies Alles nicht das Gemüth, das nach dem unverhüllten Ausdruck seiner Leidenschaft rang. Die Mutter bedurfte dessen nicht, um die Liebe in seinem Herzen pochen zu hören, aber sie antwortete mit manchem schmerzlichen Seufzer.

Gebhard klagte sich dann wohl an, daß er seit der Zeit, da er so häufig im Schlosse verweile, seinen Arbeiten minder eifrig vorstehe. Hierüber beruhigte ihn die Mutter.

„Es ist Alles wohlgeordnet," sagte sie, „die Knechte thun ihre Pflicht, wie sie es gewohnt sind, es ist genug im Hause, um die kurze Zeit, die mir noch gegönnt ist, leben zu können. Gott behüte Dich, mein Sohn! Wäre ich nicht meines baldigen Endes gewiß, ich würde Dir Rath geben, aber damit könnte ich jetzt nichts mehr ändern. Genieße, was Deine Jugend freuet, und möge Dich der Himmel in seinen heiligen Schutz nehmen."

Gebhard nahm die Worte seiner Mutter nur für den Ausdruck einer augenblicklichen trüben Stimmung, denn Frau Usipeter kränkelte mit einer gewissen Gleichmäßigkeit, die im Laufe der Zeit ein gewohnter Zustand wird und dann keine plötzlichen Besorgnisse aufkommen läßt. Die Andeutung jedoch, die sich auf seine glückliche Aufregung bezog, glaubte er sich berechtigt überhören zu können, weil er noch nicht unumwunden von seiner Liebe gesprochen hatte.

Er that dies auch Irene gegenüber noch nicht, obgleich er in Momenten, da sie zufällig allein mit ihm durch das Dorf oder durch den

Park schritt, die Gelegenheit dazu gehabt hätte. Allein ein solches Geständniß ist niemals die Frucht der Vorbereitung und der Absicht. Nicht blos von den Umständen, von dem Wesen des geliebten Gegenstandes selbst muß es hevorgerufen werden. Wenn Irene auch den Uebermuth des Kindes, die frohsinnige Beweglichkeit in der letzten Zeit verloren hatte, so war doch eine kindliche Unbefangenheit, ein unschuldvolles Vertrauen noch so deutlich auf ihren Zügen zu lesen, daß es das heiße Wort des Liebenden wie mit einer rührenden Bitte zurückdrängte. Und es war so schön, in dieser holden Ungewißheit, die süßer Hoffnungen voll ist, einen Tag nach dem andern wie in einer überirdischen Luft hinzuleben, es sind dies Tage, von denen man nichts mehr will, in denen man nichts mehr auf Erden erstreben möchte als ihre Dauer; selbst durch ein namenloses Glück soll nichts an ihnen geändert werden. Gebhard trug halb unbewußt Scheu, mit seinem Bekenntniß eine andere Zukunft, ein anderes Leben herbeizuführen.

6.

Unter dem Gleichmaß dieses stillfreudigen Verkehres war der Sommer verstrichen. Die Familie Wundolfsheim, die gewohnt war, mit den Schwalben fortzugehen, rüstete sich zum Abschied. Doch war es nicht dieser Umstand, der das Gemüth des jungen Mannes seit einigen Tagen tief niederbeugte. Die Stürme, die den Herbst ankündigen, entblättern nicht blos den Wald, sie ziehen auch räuberisch durch die Kreise der Menschen. Ein ernstes Leiden streckte Frau Usipeter auf das Krankenlager. Als Gebhard, der schon lange vergebens im Schlosse war erwartet worden, um mit der Edelfrau hinsichtlich der Versorgung der Bedürftigen während des Winters Rücksprache zu nehmen, auch an dem letzten Abend nicht erschien, welcher der Abreise der Familie vorherging, bemerkte Frau von Wundolfsheim ihrer Tochter, daß sie, bevor sie den Wagen besteigen, wohl noch einen Krankenbesuch werden abzustatten haben, und zwar bei der wackeren Frau selbst, die ihnen

bisher der Führer zu anderen Kranken gewesen war.

Schon vom Knecht, der sie am anderen Vormittag über den Strom setzte, erfuhren sie, daß der Arzt aus dem nahen Landstädtchen nicht mit beruhigender Miene geschieden wäre. Als sie das Haus betraten, hatte Gebhard das Zimmer seiner Mutter so eben mit jenem trostlosen Gefühl verlassen, in welchem man erschöpft von ununterbrochener Pflege und durchwachten Nächten einen freien Augenblick sucht, nicht um sich von der Anstrengung zu erholen, die man unmittelbar nicht empfindet, sondern um den Zwang einer scheinbaren Ruhe von sich zu werfen, um ungehindert zu jammern und wenn es möglich ist zu weinen.

Betroffen blieben die Frauen vor seinem Anblick stehen. Auf die Frage nach dem Zustand der Leidenden, deutete er nur stumm nach dem Gemach, als sollten sie dort Erkundigung einziehen, denn er war unfähig zu sprechen. Während Frau von Wundolfsheim sich ungesäumt in die Stube verfügte, trat Irene in natürlichem Mitgefühl auf ihn zu. Sie sagte

nichts, aber als er nun einige Stufen emporgestiegen war und den Eingang zu einem Erker aufstieß, der dem Hause das Aussehen altdeutscher Bauart gab, als sie ihm darauf ungeheißen folgte, drückte ihr Wesen ein so liebliches Vergessen aller Formen und Rücksichten aus, ihr Auge ein so sanftes und dringendes Verlangen, in dieser schmerzhaften Stunde bei ihm zu weilen, daß es ihm wie erfrischender Thau auf das wunde Herz fiel.

Sie legte ihre Hand auf seinen Arm, sie bat ihn, sich niederzulassen, während sie selbst vor ihm stehen blieb.

„Gebhard, lieber Gebhard!“ sagte sie.

„Ich bin sehr unglücklich, o Irene!“ erwiederte er stammelnd, aber — es war dies der Segen, der von der Nähe des Weibes kam — die Thränen flossen, die ihm bisher versagt geblieben waren.

Sie preßte ihr Tuch an seine Augen. In der Hilflosigkeit, in der Unerfahrenheit ihres Mitgefühls, rang sie nach einem Mittel der Beschwichtigung, als sie sagte: „Gibt es nichts

auf der Welt, nichts, Gebhard, was Sie trösten kann?"

Er faßte plötzlich die weiße Hand, die vor seinen Augen schwebte. „Irene," sprach er, „ich habe es immer und immer gewußt, daß Sie zu mir gehören. Erschrecken Sie nicht, wenn ich jetzt in diesem Augenblick unsäglichen Kummers verlange, was mitten in dem Glück hätte ausgesprochen werden sollen, womit Sie mich in diesem Sommer überschüttet haben. Sie wissen es, Sie müssen es wissen, daß ich Sie heiß und unaussprechlich mit ganzer Seele und unvergänglich liebe. Und wenn Sie es nicht wüßten, so wäre dieser Moment, in dem ich dies zu sagen fähig bin, ein Zeuge für den Ernst und die Wahrheit meiner Liebe. Und dennoch hätte ich es nicht jetzt offenbart, ich hätte Sie ziehen lassen, wäre nur mein eigenes Glück darüber versäumt worden. Aber es gilt, einen Todesseufzer mit einem Lächeln zu vermischen. Irene, wir haben schon als Kinder nicht von einander lassen wollen, Ihr bestes Leben war immer hier, Sie haben es tausendmal gestanden. Unser Dorf, Ihr Haus, die gemeinsamen Fahrten auf

dem Strome, meine Gespräche mit ihrer Mutter, die Menschen hier, die wie zu einem rettenden Engel des Himmels zu Ihnen aufblicken, Sie haben es, wir haben es als ein Ewiges empfunden, von dem nichts verschwinden kann, so lange wir athmen. Und nun soll Ihr Wort es zu einem festen Besitz machen für das ganze Leben."

Mit einem flüchtigem Erröthen, aber nicht verwirrt und beschämt, das Auge ohne Scheu auf ihn gerichtet, blickte sie ihn fragend an. Er trat mit ihr an das erhöhte Erkerfenster; in der eigenthümlich reinen und frischen Luft eines schönen Herbsttages lagen Strom und Ufer vor ihnen, kein Wölkchen raubte etwas vom Blau des Himmels, Schiffe zogen her und hin, abziehende Schwalben kreiseten über dem Wasser, am Ufer gegenüber wurde das letzte Sommergras gemäht, es war ein Bild friedlich belebter Heiterkeit.

„Das ist unsere Heimath," sagte Gebhard, „unser Erdenwinkel, unsere selige Verborgenheit, unser himmlisches Glück, wenn Du mein sein willst, Schwester, Geliebte, Braut, Irene!"

Da aber jede Erregung seines Gemüthes in diesem Augenblicke nur dazu dienen konnte, den Schmerz der ihn ausschließlich beherrschte, um so heftiger zu machen, so beendete er diese Erklärung nicht mit der Miene hoffnungsreicher Erwartung, sondern mit einem krampfhaften Schluchzen, das er mit aller Gewalt männlicher Selbstbeherrschung zurückzudrängen strebte.

Nun fielen auch aus Irenen's Augen die heißen Tropfen.

„Ich habe Dich immer lieb gehabt," sagte sie, und es hat mir weh gethan, daß wir uns in diesem Jahre nicht mehr „Du" sagten. Kannst Du es bewirken, daß ich immer hier und bei Dir bleibe, denn Du bist mir wie der Sonnenglanz, der auf alldem ruht, was ich vor mir sehe, eine neue Seele ist in mir erwacht durch Deine Gegenwart, so will ich von ganzem Herzen froh sein. Wie oft habe ich der Mutter gesagt, daß ich niemals von hier fort möchte! Aber nun darfst Du auch nicht mehr so unglücklich sein."

„Alles Glück," sprach Gebhard, „das ich jetzt von Deinen Lippen empfange, sei nicht als das meine betrachtet, ich will es nur in die letzten

Stunden meiner armen Mutter legen. In Gram wäre sie dahin gefahren, daß sie mich nicht von einer andern Liebe umhegt und umfriedet an der Stelle zurückgelassen hätte, an der ich mein Leben zu verbringen bestimmt bin. Nun wird sie in Frieden scheiden. Und weil es mir in diesem Augenblick nicht geziemt, an mein Glück in einem anderen Sinne zu denken, als insoferne es das letzte meiner Mutter ist, wollen wir nun still und stark von einander scheiden. Lebe wohl, Irene! denk, daß Du mein Weib bist, wie uns Zeit und Entfernung auch noch trennen. Bald hol' ich Dich zu mir herüber."

Er gönnte dem Drang seines Herzens nicht die Befriedigung, die Geliebte mit der Glut der Leidenschaft in die Arme zu schließen, als hätte er gefürchtet, die Trauer um den Verlust zu entweihen, die ihm bevorstand. Er faßte ihre Hände in die seinen und drückte einen leichten Kuß auf ihre Stirne. Dann gingen sie schweigend zusammen nach dem Zimmer der Kranken. Dort nahm Gebhard mit leisen, flüchtigen Worten von den Frauen Abschied. Frau von Wundolfsheim verlangte, daß er ihr brieflich Nachrichten gebe.

Die ersten gelben Blätter, die der Herbst von den Bäumen des Kirchhofs herabschüttelte, fielen bereits auf das Grab der Frau Usipeter. Es war Gebhard in der That gelungen, ihr die letzten Tage durch die Aussicht auf eine beglückte Zukunft ihres Sohnes zu versüßen. Wenn sie auch, der mehr Erfahrungen über Welt und Menschen eigen gewesen waren, als sie in ihrem späteren stillen Leben zu äußern Gelegenheit gehabt hatte, die Hoffnungen Gebhard's Anfangs für Selbsttäuschungen hatte nehmen wollen, so war ihr Zweifel doch zuletzt von der überzeugenden Kraft seiner feurigen Rede, von seiner eigenen festen Zuversicht bezwungen worden. So war es gekommen, daß der Name Irenen's und der Segenswunsch für das Mädchen das Letzte gewesen, was er von den erblassenden Lippen seiner Mutter vernommen hatte.

Es ist der wahre Schmerz nicht, der selbst nach dem Troste sucht und dem das Vergessen willkommen wäre. Ein Bedürfniß des wahren Schmerzes ist es, sich selbst immer gegenwärtig zu haben, es gibt keine andere Linderung für ihn, als ihn völlig auszudenken und auszufühlen.

Die Einsamkeit des Hauses, die monotone Ruhe des Winters, das war für den Verwaisten gleichsam die geeignete Form, in der sich das erfahrene Weh mit ganzer Gewalt ausbreiten konnte. Dieser Verlust scheint den Schleier von der wilden Grausamkeit der Natur zu reißen und ist durch dies Entspringen aus der Einfachheit eines Naturgebotes nur um so erschütternder. Es bezeichnet ihn darum auch kein Wort, wenn es nicht eben ein einfaches und erschütterndes zugleich ist, wie es aber nur unsterblichen Dichtern zu Gebote steht, gleich Jenem, der sagte: „Groß ist des Todes Macht, daß er die Mutter kann von ihrem Kinde reißen!“

Wie ein fernes, sanftes Glockengeläute, dessen Ursache man sich nicht ganz deutlich machen kann, das man aber ohne weiter zu grübeln hinnimmt, weil es einen Zauber in eine zu trübselige Stimmung wirft, fiel von Zeit zu Zeit die Erinnerung an die letzte Begegnung mit Irene in Gebhard's ganz in Gram versunkenes Gemüth. Aber ein Schmerz, der ausschließlich aus der Nothwendigkeit der Natur hervorgeht, bleibt auch mit ihrem sonstigen Walten nicht

ohne Zusammenhang. Verstockte er sich bei Gebhard während des Winters zu unlöslicher Härte, so ging eine Veränderung mit ihm vor, als bereits die brausende, stürmende Bewegung des Vorfrühlings zu spüren war. Das junge Leben des Schiffers athmete auf, als bräche mit dem krachenden Eise des Stromes auch ein Bann, der sich um die lebensvolle Brust gelegt hatte.

Nun war Gebhard mindestens im Stande auch um sich und vorwärts und nicht mehr blos rückwärts zu schauen. Er konnte die Gestaltung seines Daseins in's Auge fassen, wie es war und wie es werden sollte. Zum ersten Male wurde er der Betrachtung seines Alleinstehens, die Spur eines Konfliktes gewahr zwischen seinem inneren Wesen und seiner Lebensstellung. Mit dem Tode seiner Eltern war von seinem Beruf der fromme Hauch der Tradition, der darüber lag, zum Theil verwischt. Kein dankbares Auge ruhte mehr auf ihm, wenn er sein schweres Tagewerk übte. Und doch wäre er weit davon entfernt gewesen an das Aufgeben desselben zu denken. Nur was ihn sonst dabei erfrischt hatte, die stete Erneuerung des Gefühles,

daß er eine Pflicht familienhafter Pietät erfülle, mußte durch einen anderen geistigen Athem seines Geschäftes ersetzt werden. Sein Beruf war nicht mehr ein Widerspruch zu seiner Erziehung, so bald er ihn mit einer Ueberzeugung, mit einem Zweck des Gemüthes verknüpfen konnte. Draußen lag eine Welt voll geistiger Bewegung, aber war nicht die Verbindung mit Irene das Höchste, womit er seine Lebensaufgabe zu verklären vermocht hätte? Ihr baute er damit eine wohlige Stätte des Glückes, um ihre Stirne schlang er mit dem Brautkranz zugleich alle theueren Ueberlieferungen seines Hauses, mit ihr im Bunde erneuerte er das Leben seiner Vorfahren; sie aber brachte ihm alle Elemente einer höheren Sphäre, die Bildung und die Genüsse, von denen er bereits genug gekostet hatte, um sie nicht mehr entbehren zu wollen, in sein weltabgeschiedenes Haus. Mit diesen Gedanken sah er nun die ebene Bahn eines still abgegrenzten und freudig bewegten Daseins vor sich eröffnet.

Im Gefühl dieser neugewonnenen Lebensfreude schrieb er endlich an Irene, daß der Zeitpunkt gekommen wäre, ihren insgeheim ge-

schlossenen Bund vor der Welt Augen zu einer unauflöslichen Vereinigung zu machen. Er stellte es ihr anheim, zu entscheiden, ob er zur Werbung um ihre Hand nach der Hauptstadt kommen, oder ihre Wiederkehr in das Schloß Wundolfsheim abwarten solle. Er hatte bisher keinen Brief an Irene gerichtet, in der Einfachheit seines Wesens schien es ihm, daß nach dem Schmerz, dessen Zeuge und dessen Trost sie gewesen, und nach dem Gelöbniß, das er aus ihrem Munde erhalten hatte, Alles besiegelt und beschlossen wäre und nur mehr die Thatsachen reden dürften, während ein bloßer Gefühlsausbruch den weihevollen Ernst profaniren würde, den eben jene gemeinsam verlebte Stunde tiefen Seelenleids der Leidenschaft verliehen hatte.

Er wartete mit Befremden von Tag zu Tag vergeblich auf Antwort. Während seines Harrens jedoch waren die Frühlings-Ereignisse des Jahres 1848 eingetreten. Sie waren es, welche die Familie Wundolfsheim veranlaßten, sich schon im April in die schöne Einsamkeit ihres Schlosses zurückzuziehen, um den lärmenden Wirren der Hauptstadt zu entgehen, welcher von

den Aufregungen der Zeit noch unberührt geblieben war. Die Jahreszeit, die sich damals ungewöhnlich früh zu ihrer ganzen Ueppigkeit entfaltet hatte, begünstigte die Umsiedlung.

7.

Im Frühroth eines herrlich aufgehenden Tages erblickte Gebhard mit Staunen und während ein unbeschreibliches Zittern durch alle seine Nerven drang, die Embleme am Schlosse, die nur aufgerichtet wurden, wenn sie die Anwesenheit der Familie zu bedeuten hatten. Er ließ sogleich die herrschaftliche Barke in Stand setzen und war froh, daß ihm diese Beschäftigung vielleicht über die Zeit leichter hinweghelfen konnte, die er mit der Lebensweise im Schlosse vertraut, noch zu erwarten hatte, bis er hoffen konnte, die Frauen wach und die Mutter zur Annahme eines Besuches geneigt zu finden. Und dennoch betrieb er das Geschäft mit der Eile, als ob damit die Rettung eines Menschenlebens zu bewirken gewesen wäre. So war die Stunde noch lange nicht gekommen, die er sich zur Ueberfuhr selbst festgesetzt hatte, als er bereits

in der Barke saß, und um sich über die unbegreifliche Trägheit der dahinschleichenden Minuten zu täuschen, ruderte er langsam nach jener Biegung des Stromes, welche zu der schon erwähnten kleinen Park-Insel führte.. Nachdem er schon einmal der Versuchung widerstanden hatte, hier anzulegen, und sich mit dem Boot wieder entfernt hatte, vermochte er es nicht ein zweites Mal. Sehnsucht und Freude beherrschten ihn völlig, umsomehr, als ihm das Ausbleiben des mit so heißer Ungeduld erwarteten Briefes jetzt durch die Ereignisse in der Hauptstadt und durch die rasche Rückkehr, die er als die Folge derselben ansehen konnte, genügend erklärt schien. Irene hatte ohne Zweifel jeden Tag gehofft, ihm die Antwort eher mündlich als schriftlich ertheilen zu können.

Er betrat endlich den Strand des Miniatur-Eilandes, in der Absicht über die Brücke zu gehen und im Park umher zu streifen, ob er nicht vielleicht das erste Wiedersehen der Geliebten einer zufälligen Begegnung verdanken könnte. Bevor er jedoch zur Brücke gelangte, mußte er den sorgfältig gepflegten Weg durchschneiden, der

mäßig sich erhebend auf seiner östlichen Seite zu dem mit Fenstern von verschiedenen Farben versehenen Pavillon führte. Die Sonne glitzerte in den Facetten des Glases wie ein lautloses Feuerwerk und lenkte unwillkürlich den Blick dahin. Gebhard sah, daß eine Flügelthür des Pavillons weit geöffnet war und schlug klopfenden Herzens die Richtung nach demselben ein, obgleich es ihm wahrscheinlich dünkte, daß er nur mit Herrichtungen beschäftigte Diener treffen werde.

Die Senkungen und Erhöhungen des Weges machten es, daß er früher sah, als gesehen werden konnte. Bald hatte er den ganzen inneren Raum in's Auge gefaßt. Der Frühstückstisch war aufgestellt, aber noch saß Niemand daran. Wohl aber stand mit der Bereitung des Thee's beschäftigt eine schlanke Gestalt davor, wie funkelnd in dem goldenen Relief des Haares, an dem Irene selbst nach Jahren der Trennung zu erkennen gewesen wäre. Daß an dem Fenster von weißem Glase der alte Franzose saß und aus einem riesenhaften Zeitungsblatte las oder vorlas, während unweit davon Roman in einem Roll-Fauteuil sich ausstreckte, wobei er unab-

lässig mit einer englischen Reitgerte auf seinen Stiefel schlug, bemüht, zu gleicher Zeit mit der Spitze eine Dogge zu treffen, die sich aber genau außer Schußweite gelegt hatte, das sah Gebhard nicht mehr mit bewußtem Auge. Ein Strom von Entzücken war ihm in's Herz gedrungen. Erinnerung, Glück, Liebe, das Wiederfinden reizender Eigenthümlichkeiten in Haltung und Bewegung, die auch die lebhafteste Einbildungskraft in Abwesenheit einer geliebten Person nicht vergegenwärtigen kann und die man als ein Vergessenes und doch süß Vertrautes wieder begrüßt, dies Alles drängte sich zu einem einzigen Augenblick und zu einer einzigen Empfindung zusammen. Sprachlos stand er an der Schwelle des Pavillons und nur sein heftiges Athemholen verrieth den mit ihren Blicken nach anderen Seiten Beschäftigten seine plötzliche Gegenwart.

Irene wendete sich um und ließ den Deckel der Theemaschine klirrend zu Boden fallen. Der Franzose blickte bei diesem Geräusch auf, nicht ohne Erstaunen Irenen's Bewegung bemerkend, denn Purpur und Blässe wechselten auf dem Antlitz des Mädchens. Roman aber

hatte sich erhoben und indem er mit dem Ausdruck kindischen Hochmuths einen Arm in die Seite stemmte und mit der anderen Hand die Reitgerte in der Luft auf und nieder schwang, sagte er, eh noch Gebhard hatte zu Wort kommen können:

„Pardieu! Wir sind gerade dem Volk in der Hauptstadt aus dem Wege gegangen, das jetzt ungebeten in die Häuser dringt und sollen nun vor dergleichen hier auch nicht sicher sein? Mein Herr," fuhr er mit einer ironischen Verbeugung gegen Gebhard fort, den er bei den ersten Worten nicht hatte anzusehen gewagt, „wir sind erst gestern Abend angekommen, heute ist der Morgen noch nicht verstrichen, wir hätten das Recht, den Besuch etwas zu früh zu finden."

„Junge!" sprach Gebhard mit der äußersten Gelassenheit, denn wenn es ihm auch nicht angenehm sein konnte, das Fest, das er sich versprochen hatte, von dem Uebermuth eines sechszehnjährigen Knaben mit einer Störung begonnen zu sehen, so mußte er doch weit davon entfernt sein, in dem Vorgang ein Streiflicht zu erkennen, das auf seine ganze Situation fiel; „Junge!

wenn Du ungezogen sein willst, so geh!" Und er wies mit dem Finger nach der Thüre. Als aber Roman roth vor Zorn etwas erwiedern wollte, fügte Gebhard hinzu: „Danke es der Anwesenheit Deiner Schwester, so wie Deines Erziehers, der jetzt eine treffliche Gelegenheit hätte, seines Amtes zu pflegen, daß ich Dich nicht den Weg durch das Fenster nehmen lasse."

Der Franzose, der bereits genug von der ihm fremden Sprache aufgefaßt hatte, um den Sinn dieser Worte zu verstehen, warf jetzt ebenfalls, indem er sich in seiner Ecke aufrichtete, einen wüthenden Blick auf Gebhard. Roman aber wollte eben zu einem Schlage mit der Reitgerte ausholen, als Frau von Wundolfsheim erschien. Sie befand sich in Begleitung eines Mannes von mittleren Jahren, der die Uniform eines höheren Offiziers trug. Ein Wort von ihr machte dieser halb ernsthaften, halb kindischen Scene ein Ende.

„Entferne Dich!" sagte Frau von Wundolfsheim zu Roman, in einem strengen Tone, der keine Widerrede gestattete, und dem der junge Mensch gewöhnt worden war, unwillkürlich

zu gehorchen. Doch that er es nicht, ohne einen Blick auf den Franzosen zu werfen, der noch vor ihm den Pavillon verließ, so daß sich Roman den Anschein geben konnte, seinem Erzieher freiwillig zu folgen. Vorher pfiff er noch seinem Hund, der nicht aufgehört hatte an Gebhard freudig hinaufzuspringen und von diesem nur nach einer barschen Drohung Roman's ließ.

Frau von Wundolfsheim schloß selbst die Thüre, die bisher immer geöffnet geblieben war, um der Morgensonne freien Zutritt zu dem Raume zu gestatten, dem die farbigen Fenster eine kühle Dämmerung gaben. Das Licht hatte jetzt etwas Feierliches, das beinahe in Uebereinstimmung stand mit der überaus ernsten Freundlichkeit, welche die Edelfrau in die Begrüßung Gebhard's legte. Sie stellte ihn dann dem Offizier vor, dessen Namen, Rang und Titel sie mit bemerkbarer Ausführlichkeit angab. Es erfolgte die bei solchem Vorstellen herkömmliche Verbeugung mit einem Lächeln und einem Kopfnicken, das den Eindruck der Herablassung machte. Irene blickte mit einer gewissen Spannung auf die Herren. Sie hatte sich nieder-

gelassen, den Arm leicht auf den Tisch gestützt und wenn sie beim ersten Anblick Gebhard's bestürzt geschienen, so mußte sie sich rasch gesammelt haben. Zwar schoß zuweilen noch ein blitzender Strahl ihres Auges auf Gebhard, worauf ein momentanes Senken der Lider folgte, zwar deutete die etwas erhöhtere Farbe ihrer Wangen auf eine innere Bewegung hin, ihre Haltung aber war ruhig, ihr Wesen hatte den Ausdruck einer von Gebhard bisher noch nicht bemerkten graziösen Vornehmheit angenommen.

„Es ist ein günstiger Zufall," sagte Frau von Wundolfsheim, indem sie Platz nahm und dem Schiffer winkte ein Gleiches zu thun, „es ist ein günstiger Zufall, der Sie schon diesen Morgen zu uns brachte, Herr Usipeter. So kann gleich zu Anfang unseres Aufenthaltes eine Art von Bangigkeit, eine Verlegenheit von uns genommen werden, wenigstens von mir, denn ich kann dem Herrn Baron" — sie blickte dabei auf den Offizier — „nicht beistimmen, wenn er uns berechtigt glaubt, Geschehenes als non avenu zu betrachten und völlig rücksichtslos darüber hinwegzugehen."

„Der Meinung war ich in der That," sprach der Baron, „und würde selbst die jetzt geäußerten Worte schon für zu viel erachten, wenn ich nicht gewohnt wäre, in Angelegenheiten des Gefühles den Ausspruch nur Einer Instanz gelten zu lassen."

Er verbeugte sich bei diesen Worten gegen die Frauen, ließ aber erkennen, daß er damit mehr den Willen Irenen's als den ihrer Mutter im Sinne habe. Dann fuhr erfort:

„Wenn aber nun schon gesprochen werden soll, womit Ihnen, wie Sie nicht verkennen werden, in dieser Angelegenheit eine besondere Ehre von Seite der Damen erwiesen wird, so will ich mich herbeilassen, junger Mann, Ihnen einen Rath zu ertheilen. Sie sind mir als ein Mensch gerühmt, der mehr Kenntnisse und mehr Geist besitzt als in Ihrem Stande sonst vorzukommen pflegt. Es fehlt Ihnen nur an der Erfahrung, die sich Ihnen unter anderen Verhältnissen von selbst aufgedrängt hätte, um was Sie aspiriren, als etwas Unerhörtes zu beurtheilen. Begeben Sie sich in eine größere Stadt, die vom epidemischen Rausch der jetzigen Ereignisse noch nicht ergriffen ist, leben Sie ein wenig unter

den Leuten und Sie werden das Monströse Ihres Verhaltens ohne Mühe gewahr werden. Es wird wohl nicht erst nöthig sein, Ihnen den Anlaß zu diesen Bemerkungen näher zu bezeichnen."

Und in der That ganz im Allgemeinen, ohne das zwischen Gebhard und Irene Vorgefallene ausdrücklich mit hineinzubeziehen, fuhr der Baron fort, sich in Erklärungen über den Unterschied des Ranges, des Standes, der Lebens- und Bildungskreise zu ergehen und schloß endlich mit den Worten, die er schärfer als seine früheren betonte:

„Wenn Ihnen dies Alles bekannt wäre, wie Ihre hochmüthige Miene zu verstehen zu geben scheint, so würden sie einsehen, daß ohne den exceptionellen Umstand einer außerordentlichen Nachsicht, deren Sie sich hier erfreuen, dies Gespräch überhaupt nicht stattgefunden hätte. Unter gewöhnlichen Umständen begegnet man der Vermessenheit in den Ansprüchen und Wünschen einer Person Ihres Gleichen in anderer Weise, im schlimmsten Falle mit einer Züchtigung, im besten Falle mit schweigendem Ignoriren, in

jedem Falle aber mit Gelächter und mit dem ernsten Befehl, vor den Augen der durch Undank und Mißbrauch erwiesener Güte Verletzten nicht mehr zu erscheinen."

Mit diesem Wink, der für Gebhard verständlich genug sein sollte, erhob sich der Baron, als müßte das Gespräch nun abgebrochen sein. Auch Gebhard erhob sich. Die Rede, die er eben vernommen, hatte ihm hinsichtlich der Verhältnisse, wie sie in einer Welt herrschen, der er niemals angehört, in der That nichts Neues beigebracht, sie hatte aber völlig die nach seinen Begriffen so vortheilhafte Ausnahmsstellung übersehen, in der er sich als Erbe eines Vorrechts, auf dem die Traditionen von Jahrhunderten ruhten, als Freund einer Familie, mit der ihn eine fast vollkommene Egalität verband, zu befinden glaubte, ein Wahn, der um so berechtigter war, als er von den Freunden selbst Jahr für Jahr genährt worden war, von denselben Freunden, die jetzt einem Fremden das Aufreißen einer Kluft zwischen ihnen und ihm, dem treubewährten Hausgenossen gestatteten. Er hätte kein Mann sein müssen, in welchem sich

die Liebe, auch die heftigste, durch gelegentliches Unterordnen unter andere Affekte von der des Weibes unterscheidet, wenn er nicht die Kränkung seiner Ehre früher noch als die Bedrohung seines Glückes empfunden hätte. Er ließ dem Schmerz über das rauhe und entweihende Eindringen in die zartesten Beziehungen seines Herzens erst das zweite Wort.

„Mein Herr!" sagte er, nachdem der Baron sich von ihm abgewendet hatte; „ist es meine edle Freundin Frau von Wundolfsheim, die das Recht auf Sie übertragen hat, über das Kommen und Gehen in diesem Hause zu entscheiden? Auch dann müßte ich mir über die Form, in welcher Sie mir diese Berechtigung kundgeben, noch eine Erklärung ausbitten, die durch die ungeforderte Belehrung, die Sie mir so eben angedeihen ließen, keineswegs erschöpft ist."

Der Baron sah ihn mit einem Befremden an, das in den Ausdruck von Geringschätzung überging. Dies Gefühl schien auch den aufflammenden Zorn in ihm niederzudrücken.

In Gebhard erwachte dadurch nur eine erhöhtere Lust, diesen Mann zu reizen, sowie ihm

instinktmäßig bewußt war, daß dies nur durch die äußerste Ruhe geschehen könne. Diese ist nicht nur das Zeichen gesellschaftlicher Noblesse, sie drängt sich auch von Natur aus vornehmen Gemüthern als die passendste Form selbst für die tiefste innere Wuth auf. So fuhr denn Gebhard gelassen fort: „Welche Macht Ihnen hier auch immer eingeräumt worden wäre, das Recht von meinen intimsten Angelegenheiten mit mir zu sprechen, habe nur ich zu ertheilen. Ohne dies Recht ein Wort darüber zu wagen, finde ich um so vermessener, als Ihnen nicht unbekannt ist, wie Sie mich genugsam errathen ließen, daß meine Angelegenheiten nicht blos die meinen, daß sie auch zugleich die eines zarten Wesens sind, daß sie die Zukunft von Fräulein Irene betreffen.“

Die Zornader schwoll jetzt mächtig auf der Stirn des Mannes vor ihm, und Gebhard fühlte sich einen Augenblick von dem Gedanken erhoben, daß er mit einem Verwandten, mit einem Vormund vielleicht, einen schweren Kampf um den Besitz der Geliebten zu bestehen haben werde, einen Kampf, der trotz aller Störungen und Erbitterungen, die er mit sich führen kann, ein

freudiger ist, weil er mit Hilfe der Treue und Hingebung eines theueren Geschöpfes geführt wird und somit die Form und die Bestätigung eines innerlich geschlossenen, festen Bundes ist.

Eh' aber der erzürnte Baron noch eine Antwort finden konnte, war Irene zwischen die Streitenden getreten.

„Nicht weiter, Major!" rief sie; „kein Wort mehr, ich bitte! An mir liegt ein großer Theil der Schuld und ich darf nicht länger zögern, mein Vergehen zu sühnen, so weit es möglich ist. Gebhard, es ist nothwendig, nicht länger zu verschweigen, was uns Alle sogleich in das richtige Verhältniß zu einander setzen wird. Der Major hat allerdings das Recht, von der Beziehung zu sprechen, die zwischen uns waltete. Gebhard, ich selbst habe ihm Alles vertraut, wie es nicht anders sein konnte, ich habe ihm den Brief mitgetheilt, den Sie an mich richteten, denn seit einem Monat bin ich mit dem Major verlobt."

Sie sprach diese letzten Worte mit einer weniger festen Stimme.

Gebhard schwindelte es vor den Augen, er wurde todtenblaß und wie in der Gewalt einer

eisernen Faust krampfte sich sein Herz zusammen. Der Streit aber, der vorhergegangen war und ihm bereits eine Trennung gezeigt hatte zwischen ihm und den Menschen, mit denen er sich auf das Innigste vereint geglaubt hatte, bewirkte jetzt in ihm, was sonst nur ein Resultat der Ueberlegung hätte sein können, daß er seinen Schmerz beherrschte und entschlossen war, den Anderen kein Schauspiel damit zu geben. Gewaltsam hielt er sich aufrecht, als ihn Schwäche veranlassen wollte, auf den Stuhl niederzusinken, vor dem er stand, und kreuzte die Arme vor der Brust, als wäre er mit ruhiger Aufmerksamkeit einer ferneren Erklärung gewärtig. Dennoch wirkte sein Anblick erschütternd auf die Frauen.

Irene senkte die Augen und fuhr in weicherem Tone als bisher fort und vielleicht auch mit anderen Worten, als sie in stiller Vorbereitung auf den Moment gewählt haben mochte.

„Sie hätten ein Recht mich anzuklagen, Gebhard, wenn nicht Sie als der ältere Freund das Kind in mir hätten erkennen sollen, das ich bis zu dem Augenblicke war, da der Baron mir das Auge für die wirkliche Welt und ihre Ver-

hältnisse aufschloß. Gewiß, ich selbst werde nie aufhören zu bereuen, daß ich Ihnen, dem Genossen meiner glücklichsten Tage, — und niemals wird ein liebevolles Andenken an Sie aus meinem Herzen schwinden — in kindischem Leichtsinn eine Täuschung, einen Schmerz vielleicht bereitet habe. Aber in jenem Moment waren wir Beide keiner Besonnenheit fähig. Sie beweinten herzerschütternd die Krankheit Ihrer Mutter, ich hätte bei diesem Anblick mein Leben geopfert, um Ihre Thränen zu trocknen, denn Sie sind mir theuer, Gebhard, Sie wissen es. Wie reizend war mir damals auch der Traum, durch Pflicht und Bestimmung gebunden, für immer an diesem Ort verweilen zu dürfen, zu müssen, den ich seit frühester Kindheit jedem anderen Aufenthalt, auch den Freuden der Hauptstadt vorziehe. Nichts schien mir leichter, als Ihren Wünschen zu entsprechen; die Mildthätigkeit meiner geliebten Mutter brachte mir Menschen aller Klassen nahe und das Bewußtsein der Schranke, die Geburt und Beruf zwischen uns zogen, war dadurch in Schlummer gewiegt. Jetzt weiß ich, was ich niemals hätte außer

Acht lassen sollen, was ich nie wieder vergessen werde, daß uns die Vorsehung auf einen Posten stellt, den wir nicht verlassen können, ohne entehrt zu sein wie ein meineidiger Soldat."

Der Baron, der bisher finster auch auf Irene geblickt hatte, nickte zu den letzten Worten beistimmend; Gebhard schien es der Beifall zu sein, den man dem gelungenen Vortrag einer einstudirten Stelle zollt. Darum erwiederte er, indem er seine Augen fest auf Irene richtete, als ob er in den Grund ihrer Seele hätte schauen wollen: „Haben Sie mir nichts zu sagen, Irene, was aus Ihrem wahren Wesen käme?"

Das Mädchen war von dem lebhaften Bedürfniß ergriffen ihre Rechtfertigung zu erschöpfen und fühlte sich hierin von dem bisher Geäußerten nicht befriedigt. Dennoch konnte sie nicht anders, als ein Gemisch von eigenen Empfindungen und fremden Einflüssen vorbringen, als sie antwortete: „Ich will, daß sie nicht in Haß und Unfrieden von mir scheiden, Gebhard, Sie sollen, Sie müssen einsehen, daß wir uns niemals hätten angehören dürfen. In diesem

Augenblick erhebt sich ein wildes und blödes Volk auch gegen die Rechte meines Standes. Schmachvoll wäre es von mir, sie nicht in demselben Augenblick um so fester zu behaupten. Sie sind edel und gut, Gebhard! Sie werden der Freund unseres Hauses bleiben und wie nichts in der Welt mich bewegen könnte, einem Mann von niederer Abkunft meine Hand zu reichen, so schwöre ich, daß es nichts gibt, was ich nicht zu thun vermöchte, wenn Sie es im Namen der Freundschaft von mir verlangen können und —"

„Genug!" unterbrach sie Gebhard, „die leere Formel von Freundschaft in diesem Augenblicke entspringt nicht aus Ihrem eigenen Herzen, nicht aus der Liebe, die uns verband. Ich bin unter der Wucht dieses Momentes nicht fähig zu sagen, wie tief und schwer und unversöhnlich von diesem Hause an mir gesündigt ward. Nicht blos meine Zukunft bricht zusammen auch meine Vergangenheit und Alles was in ihr gut, fromm und beglückend war, ist von Euch besudelt und vernichtet. Ihr habt ein namenloses Verbrechen an mir begangen, möge es Euch als Würze

Eures Freudentaumels und Eurer Hochzeitsfeste wohl bekommen."

Er verließ stolzen und ruhigen Schrittes den Pavillon und da er sich der Barke nicht bedienen wollte, in der er gekommen war, so gelangte er durch Park und Schloßhof in's Freie. Erst als er sich außer dem Gesichtskreis des Gebäudes befand, nahm seine Miene einen anderen Ausdruck, als den bisherigen einer ernsten, stillen Würde an. Er sah sich nach allen Seiten um, dann warf er sich zu Boden und vergrub das Haupt in den Halmen des hohen Grases. Krampfhaftes Zucken erschütterte seinen Körper und manchmal drang ein Wehruf aus seiner Brust.

Von den Zurückgebliebenen waren es die Frauen, die einige Minuten in schweigender Betroffenheit verharrten. Der Major glaubte endlich diesem Verstummen die richtige Deutung zu geben, indem er sagte: „Das ist die Folge, gnädige Frau, wenn man Leute dieses Schlages zu nahe an sich heran kommen läßt. Trotz und Undank erntet man. Kein Bündniß ist mit dem Gezücht, heißt es bei einem Dichter."

Um die Lippen der Frau von Wundolfsheim spielte ein verächtliches Lächeln, das der Baron mit einem geschmeichelten erwiederte, denn er konnte es nicht anders deuten, als daß es der Person gelte, von der eben die Rede war und die Bestätigung des poetischen Citats wäre.

Irene, die starr zur Erde gesehen hatte, fuhr wie aus einem Traum auf, als die Hand ihres Bräutigams sie berührte.

8.

Tage vergingen, bevor Gebhard die Wunden, die ihm geschlagen worden waren, mit einigermaßen geordneten Gedanken zu übersehen vermochte. Moralisch war er von einer Höhe herabgestürzt worden, auf der er sich bisher mit der unbefangenen Zuversicht ergangen hatte, daß sie sein eigentliches Lebensgebiet wäre. Nun sah er sich in den Personen, die ihm bisher die ganze übrige Welt vertreten hatten, der Gleichstellung mit den Besten beraubt, und erschien sich wie ein Verstoßener, der die Gesetze, nach welchen das Ungeahnte hatte geschehen dürfen, nicht kannte und nur ihre schrei-

ende Ungerechtigkeit fühlte. Die Achtung vor seiner menschlichen Würde war in demselben Hause verletzt worden, das ihn durch Bildung und Erziehung jener Achtung werth gemacht hatte. Seine Abkunft, auf die er stolz zu sein von Jugend an gewöhnt worden war, ein Stolz, den eben Jene, die ihn jetzt am tiefsten kränkten, am eifrigsten genährt hatten, seine Abkunft von einer Familie, die sich seit Jahrhunderten mit Ehren und in demselben Beruf behauptet hatte, war als eine niedere bezeichnet worden. Seine traditionelle Verehrung vor diesem Beruf selbst hatte man damit roh angetastet, sowie das Element eines höheren Gedankens, von dem ihm die tägliche Pflicht verklärt war und welches auch seit dem Tode seiner Eltern einzig und allein noch die Vermittlung bildete zwischen der harten karggelohnten Arbeit und den Ansprüchen seiner Erziehung und seines inneren Wesens. Und warum ist die Scheidewand plötzlich aufgerichtet, warum hat sie uns nicht von Anfang an getrennt? mußte er sich fragen. Die Ueberzeugung, daß man ihn wie ein Spielzeug zu Scherz und Zeitvertreib verbraucht und mißbraucht und ihn

schnöde bei Seite geworfen, als er sich in den Ernst der Dinge mischen wollte, setzte sich immer brennender in ihm fest. Er schalt sich mit Erröthen, dies nicht schon aus den knabenhaften Angriffen Roman's herausgefunden zu haben, da er sie als Uebermuth eines Unzurechnnngsfähigen verachtete, statt die Symptome des waltenden Geistes darin zu erkennen. Er bereute seinen heftigsten Zorn gegen den Major gerichtet zu haben, der, ein völlig Fremder und dem Sohn des Schiffers zum ersten Male gegenüberstehend, durch nichts veranlaßt sein konnte, das ihm allein vertraute und gleichsam angeborene Maß des Urtheils zu verleugnen, der vielleicht berechtigt war, die Situation als eine abnorme aufzufassen, während die Anderen, indem sie gestatteten, daß ihre Stellung zu Gebhard diesem als eine schroff unzugängliche dargestellt werde, tausend von der Gemeinsamkeit des Gemüthslebens und von der Erinnerung geflochtene Verbindungsfäden mit Eins zerrissen, die ihnen immerdar unverletzlich hätten bleiben müssen. Und sollte Gebhard das Empörende wie eine unvermeidliche Nothwendigkeit hinnehmen, ohne es ihnen zum Bewußtsein

zu bringen? Sollte er das grausame Unrecht als ein natürliches anzuerkennen scheinen, indem er keine Vergeltung, keine Rache an ihnen übte?

Das waren noch die bittersten nicht von den Gedanken, die ihn Tag und Nacht bestürmten. Er liebte — und wer ermißt das schneidende Weh, wenn nicht das Schicksal oder der Tod, wenn die geliebt Hand selbst es ist, was den Nerv zertrennt, durch den ein Herz sich an das andere in der Lebenswurzel gebunden glaubt! Dann ist es, als ob wirklich geworden wäre, was nur der Wahnsinn für möglich hätte halten können, und nur um so rasender wälzt sich der Schmerz hin und her zwischen der Unläugbarkeit der Thatsache und der Ohnmacht sie zu begreifen. Was kann es unter den flüchtigen und nichtigen Dingen dieser Welt geben, werth, daß ihm das Unendliche geopfert werde, das mit der Liebe in der Seele aufgeht und das durch sein bloßes Dasein wonnereicher ist, als jeder Genuß und jedes Ziel der Endlichkeit? „O, eine bittere Zeit wird auch für *sie* kommen," sagte sich Gebhard, wenn einst Allem genügt sein wird, was sie Pflicht und Ehre nennt, dann

wird ihr eigenes Herz, dem sie selbst das Licht geraubt, sie wie ein Blinder anglotzen, starr, kalt, aus todter Augenhöhle. Aber ist es denn möglich, ist sie mir für immer verloren? Klang nicht Liebe aus ihren Reden, selbst noch aus dem fremdesten Wort, das ihr Andere auf die Lippen gelegt?"

Wenn die Hoffnung in vielen Fällen eine unbewußte Selbsttäuschung ist, so bezeichnet es den äußersten Grad von Hoffnungslosigkeit, wenn diese mit Bewußtsein zur Selbsttäuschung übergeht, nur um etwas hervorzurufen, was der Hoffnung ähnlich sieht. Gebhard überredete sich, er könnte aus der Erinnerung an jedes Wort, das Irene gesprochen, an dem Ton, in dem sie es gesagt, an dem Blick, womit sie es begleitet hatte, sein zertümmertes Glück gleichsam Stück für Stück wieder zusammensetzen. Mit dem angstvollen Eifer, mit dem ein im Walde Verirrter bei schon vorgerückter Dämmerung nach allen Richtungen späht, einen möglichen Ausweg wenigstens mit dem Auge zu finden, ehe die einbrechende Nacht ihn ohne Hilfe in pfadloser Wildniß zurückläßt, bemühte sich Gebhard in

allem Erlebten den Punkt zu finden, von dem aus eine Rückkehr zu dem Verlorenen und nicht zu Verschmerzenden möglich wäre. Die Hartnäckigkeit dieses Bestrebens lehrt endlich glauben, was man Anfangs selbst nur mit geheimen Zweifeln sich zum Troste erdachte, und so dauerte es nicht lange und der Unglückliche schwelgte in dem Gedanken, daß er der Liebe Irenen's gewiß sein könne und von diesem Punkte aus Alles wieder zurück zu erobern wäre. Es war ein Himmelslicht, aus bodenloser Verzweiflung gesehen, wie man die Sterne aus tiefem Schacht erblickt.

„Man hat sie mit den Vorurtheilen ihres Standes wie mit einem Schlaftrunk betäubt," sagte er sich, „sie braucht blos wach gerüttelt zu werden, um zu ermessen, wie viel sie in ihrer Bewußtlosigkeit hinzugeben in Gefahr war. Nichts von Allem, was sie that und sagte, nicht ihre Verlobung und nicht ihr Loßreißen von mir kömmt aus ihr selbst. Ein Wort aus meinem wahrsten, tiefsten Innern soll ihr die Kraft ihrer eigenen Seele zurückgeben. Sie hat mich nicht wieder gesehen, nicht wieder gehört seit wir

am Sterbelager meiner Mutter den unlösbaren Bund schlossen; sie sah nur den Erbitterten in mir, sie hörte nur den verletzten Stolz aus mir sprechen. Es ist nothwendig, daß ihr noch einmal der Liebende zur Seite stehe und dann, wenn sie sich erst an meiner Brust wieder gefunden hat, wird sie selbst den Abfall von mir verdammen, die Fesseln, die sie ferne von mir in eine ewige Gefangenschaft schließen wollten, lächelnd zerreißen."

Als diese Vorstellung ihn übermannt hatte, bildete sie den Keim eines Planes, der sich unaufhaltsam in ihm zum Entschluß festigte und unwiderstehlich zur Ausführung drängte. Er war gewillt, sich eine Zusammenkunft mit Irene ohne Vorwissen ihrer Umgebung zu sichern und wie die Phantasiebilder der Leidenschaft immer nur Extreme darstellen, sollte der Augenblick des Wiedersehens auch der einer Entscheidung sein, sein Glück mit ihr oder seinen und ihren Untergang herbeiführen. In beiden Fällen würde der getretene Wurm seinen Stachel fühlen lassen. Seine Vereinigung oder sein Tod mit Irene — beides raubte Jenen, die ihn so tief gedemüthigt hatten, dasselbe kostbare Gut, das sie vermocht

hatte, den Frevel an ihm zu begehen. In das jauchzende Frohlocken seines Herzens bei diesem Gedanken stimmten Liebe und Haß mit gleicher Gewalt ein. Er unterschied in den Wünschen, die ihn bestürmten, nicht mehr das Glück des Besitzes von den Wonnen der Rache. Die Leidenschaft wühlt auch in den edelsten Naturen die Dämonen des Bösen auf, und einmal im Leben muß ihnen selbst der Beste gleichsam von Angesicht zu Angesicht gegenüber gestanden haben, eh' er das Rechte und das Gute als sein wirkliches erkämpftes Eigenthum wissen kann. Nur die unerfahrene und verdienstlose Unschuld ist fleckenlos, das sittliche Bewußtsein trägt die Narben dieses Kampfes.

In glühender Begeisterung malte sich Gebhard den Moment der Uebereinstimmung mit Irene aus. Wären sie nur erst im Lieben und Wollen einig, dachte er, so mußte an der Zaubergewalt solch himmlischer Gemeinsamkeit jeder irdisch niedere Gegenkampf mit Rücksichten, Bedenken, Vorurtheilen wie eine Kinderwaffe zersplittern. Er entrisse dann die Geliebte ihrem ganzen bisherigen Lebenskreise, die Lockerung

sozialer und selbst gesetzlicher Formen, die der Sturm des Jahres bereits bewirkt hatte, würde sein Entweichen und seine loyale Vereinigung mit ihr begünstigen. Ein Vergehen aber an dem Adel ihres Wesens wäre es, wenn er sich nur einen Augenblick bedächte, ihr die Opfer gewohnter Genüsse und innerlich werthlosen Schmuckes zuzumuthen, womit Stand und Reichthum ihre Existenz umkleidet hatten. Als sein Weib an die Stätte zurückkehrend, an der ihr Blick oft so sehnsuchtsvoll wie an einem Lebensziel gehangen, werde ihr Dasein von der Schönheit der Natur umfriedet, von Liebe gehegt, von Freiheit der Wahl und edler Selbstbestimmung auf eine verklärende, geistige Höhe gestellt, das Bild des stets ruhigen und stets schön bewegten Stromes sein, an dem sie wohnen, das Bild ihres eigenen klaren und frischen Gemüthes. Nicht Sorge und Noth und nicht die Wandlungen der Geschicke, denen die in der Welt Lebenden unterworfen sind, brechen räuberisch in das Glück dieses Bundes ein, der in seinem gesicherten und natürlichen Bestehen und in der Gleichmäßigkeit, mit der er einen durch Jahr-

hunderte sich fortsetzenden Familienberuf darstellt, schon hier mit der Ewigkeit verknüpft scheint. Und daß im Schloß Thränen der Wuth und des Schmerzes über ein so seliges Loos fließen würden, das wäre die Erneuerung des an ihm begangenen Verbrechens und zugleich die Buße dafür!

Und doch überkam Gebhard bei diesen Träumen ein frostiger Schauer, wie aus dem Kern seines Gemüthes stammend, der solchen Hoffnungen insgeheim zu wiederstehen schien. Dann versenkte sich der Liebende mit eben so glühender Seele in die entgegengesetzte Möglichkeit. Wäre sie, die er so hoch gestellt und so heiß geliebt, der Feigheit fähig, um elender Rücksichten willen ihn und das Edelste in ihr selbst zu verrathen, dann wäre der Tod ein gerechtes Gericht. Hätte sie dann nicht den letzten Seufzer und das Grab seiner Mutter entweiht, hätte sie nicht eine Lüge auf die Lippen der Sterbenden gelegt, die im Vertrauen schied, ihren Sohn in gesichertem Glück zurückzulassen? Hatte sie doch Irene genannt, bevor sie die Augen für immer geschlossen, hatte er doch gleichsam um

Irenen's willen auf den Segen verzichtet, der im Augenblick des Todes ausschließlich dem Sohne zugekommen wäre.

Die Leidenschaft ist der gewandteste Sophist. Sie führte Gebhard zu der Schlußfolgerung, daß Irene, wenn sie ihn treulos verlasse, auch einen todeswürdigen Frevel an ihrer eigenen Bestimmung begehe, denn wäre das Weib nicht immer so glücklich mit den Wünschen seiner Liebe auch seinen wahren Beruf zu erfüllen, so könne es diesem noch immer durch ein Verzichten entsprechen, unter allen Umständen aber wäre keine Buße zu hart für den Verrath, sich wie ein lebloses Ding zu verschenken, auf die Form der Liebe einen Bund zu gründen, dem die Liebe fehlt.

Zu dem Entschluß an seiner und des Mädchens Jugend das Schrecklichste zu vollziehen, wenn ihm nicht die Herbeiführung des Glücklichsten gelingen sollte, wirkte die glühende Sucht bestimmend mit, auch in diesem Falle an den Urhebern seines Unglücks eine wohlverdiente Rache zu nehmen. Als die Schuldigste erschien ihm Irene's Mutter, weil sie die Ueberzeugungen, zu

denen sie sich so oft in unbefangenem Gedanken-austausch bekannt, mit denen sie sich auf der Höhe der Zeit zu stehen gerühmt hatte, im Augenblicke der Bewährung durch entgegengesetzte Einflüsse auf ihre Tochter verläugnete.

Mit der Alternative, Glück oder Tod, vor Augen, ging Gebhard daran, die Entscheidung vorzubereiten. Er unternahm im Gedanken an den ersten Fall eine Reise über die Grenze, um Alles aufzubieten, was unter den Wirren der Zeitverhältnisse seine schnelle und gesicherte Flucht und seine baldige Vereinigung mit Irene ermöglichen konnte. Diese setzte er früher noch von dem Wunsch einer geheimen Zusammenkunft mit ihr schriftlich in Kenntniß. Ein Bauernknabe, der sie von ihren Krankenbesuchen im Dorfe her sehr wohl kannte, schlich sich in den Park und übergab ihr den Brief, als sie eben allein aus dem Glashaus trat. Gebhard bezeichnete ihr einen Abend, an welchem sie sich allein im Pavillon einfinden solle, er berief sich auf die Wärme, die noch ihre letzten Worte an ihn beseelt hatte, wenn er voraussetzte, daß sie ihm diesen Wunsch nicht versagen,

und ihre mündliche Zustimmung mit einem einfachen „Ja" durch den Boten senden werde. Der Brief war übrigens ernst und kurz, mehr streng fordernd als zärtlich überredend.

Irene starrte noch in das Blatt, nachdem sie es bereits wiederholt gelesen hatte und es dauerte einige Minuten, eh' sie mit einem plötzlichen Entschluß die verlangte Einwilligung gab.

9.

Gebhard hatte den Abend gewählt, den er als den des Tages seiner Rückkehr von der Reise hatte berechnen können. Auch spät nach Sonnenuntergang war die Stunde von ihm festgesetzt worden. Noch herrschte der Tag als der Heimkehrende sein Haus betrat und die letzten Vorbereitungen traf. Der Kahn, in welchem er an der kleinen Insel zu landen gedachte, sollte Irene aufnehmen und die Liebenden entweder an die Uferstelle bringen, von der aus die Flucht angetreten werden konnte, oder — herrenlos weiter treiben, nachdem diejenigen, die er getragen, auf dem Grunde des Stromes gebettet waren.

Ein grauer, stiller Himmel hing schwer und tief nieder. Der Untergang der Sonne ließ keine Flammenspuren am Firmament zurück, das aus einer einzigen bewegungslosen Wolkendecke zu bestehen schien. Auch auf der Erde rührte sich kein Windhauch, es war einer jener melancholischen Momente der Natur, deren der Frühling nicht minder als jede andere Jahreszeit zählt, wenn sie auch nur im Herbst Allen erkennbar hervortreten. Als es zu dunkeln begann, funkelte das Schloß in ungewöhnlich starkem Lichterglanz. Gebhard sah von seinem Ufer aus hinüber, ohne diesen Umstand besonders zu beachten. Er fragte Niemanden nach der Bedeutung und Niemand, der seine Miene sah, hatte Lust, ein müßiges Wort an ihn zu richten. Entschlossenheit gab seinen Zügen etwas Drohendes und Zurückschreckendes.

Die Nacht war angebrochen düster und schwül, als Gebhard seinen Kahn unmittelbar unter dem Pavillon befestigte, der, wie früher bemerkt worden ist, auf einer Höhe lag und von dem aus eine Treppe zu dem Wasserarm niederführte, den man künstlich um diesen Vorsprung des

Parks geleitet hatte. Auch aus dem Pavillon schimmerte Licht, nur durch die farbigen Gläser gedämpft.

Gebhard trat ein; der volle Schein der Ampel, die von der Decke niederhing, fiel auf die Gestalt Irenen's. Sie war festlich gekleidet, mit Blumen und Diamanten geschmückt.

Sie ließ sich nieder, als sie in dem Eintretenden Gebhard erkannt hatte, während dieser unbeweglich vor ihr stehen blieb. Alles, was er in den letzten Tagen gedacht und empfunden, ging für diesen Augenblick im überwältigenden Zauber ihrer Schönheit unter. Irene war es zuerst, die das Schweigen brach.

„Sie haben mich hieher beschieden," sprach sie ihn an, „aber Sie waren nicht glücklich in der Wahl des Tages. Wir haben hundert Gäste, Viele könnten mich vermissen, nach mir suchen. Der Mutter und meinem Bräutigam sagte ich, daß die Erfüllung einer Pflicht mich in dieser Stunde der Gesellschaft entzieht, sie setzen das Vertrauen in mich, nicht weiter zu forschen. Aber es ist der letzte Tag meiner Mädchenfreiheit, morgen schon hätte ich mich

nicht mehr für berechtigt gehalten, diesen ungewöhnlichen Schritt zu thun."

Diese Worte waren ganz geeignet, Gebhard aus der Versunkenheit in den Anblick des Mädchens zum Bewußtsein der Lage emporzureißen."

„Es sind die Hochzeitsgäste, die versammelt sind," fuhr sie fort, „ich trete morgen an den Altar. Früher aber hätte ich sie sprechen müssen und froh, daß Sie mir selbst die Gelegenheit dazu gaben, nahm ich sogar den ungelegenen Tag und die noch unpassendere Stunde an. In Ihrer Macht ist es, eine Schuld von mir zu nehmen, die mich noch immer drückt, indem Sie eine Sühne dafür sich gefallen lassen."

„Eine Sühne für gebrochene Treue?" rief Gebhard, „dafür gibt es nur eine einzige, sie ist der Tod."

„Möglich," entgegnete Irene kalt, „aber von gebrochener Treue kann zwischen uns nicht die Rede sein; meine Schuld Ihnen gegenüber ist ein gebrochenes Wort."

„Ja," sprach sie weiter, als Gebhard zu dieser Unterscheidung lächelte, „wie sehr ich auch in jenem unglücklichen Augenblick noch Kind

war, wie wenig meiner selbst bewußt, wie unfähig die ungeheure Kluft zu ermessen, die uns trennt, es bleibt nicht minder ein Flecken auf meiner adeligen Ehre, ein Versprechen gegeben zu haben, das ich nicht zu erfüllen im Stande bin. Ich darf nicht von Ihnen verlangen, daß Sie mich entschuldigen oder mir verzeihen, das sind Gnadenakte eines Freundes, das würde Ihnen ein Unrecht geben und —"

„Sprechen Sie aus!"

Irene schien die Worte zu suchen und eine Verlegenheit mühsam aber entschlossen zu überwinden, ehe sie fortfuhr:

„Es ist eine grausame Folge meines Leichtsinns, meiner Unerfahrenheit, daß ich auch dies nicht verschweigen darf. Als ich Ihnen jüngst hier an dieser Stelle in Gegenwart der Meinen, die Verbindung mit dem Baron mittheilte, war ich so schwach, so befangen, von der Fortdauer eines freundschaftlichen Verkehrs zwischen uns zu sprechen. Sie haben es nicht vergessen, als Sie mich um diese Zusammenkunft baten. Gewiß, Herr Usipeter, die Empfindungen, die ich als Kind für Sie hatte, die ich Ihnen noch

zuletzt aufrichtig bekannte, waren die freund-schaftlichsten, und sie würden fortdauern, wenn unser Umgang fortdauern könnte. Aber das ist vorbei, das ist ein vergessenes Kinderspiel. Als Frau des Mannes, dessen Leben, Liebe und Gesinnungen ich theile, darf und will ich Sie nicht mehr sehen, Sie nicht kennen, wenn ich Ihnen begegne. Sie waren mir zu werth, unserem Hause durch die Güte meiner Mutter, die vielleicht die Folgen nicht ganz bedachte, zu vertraut, als daß ich Sie wie einen Unter-geordneten zu behandeln vermöchte, und doch wäre ich auch nicht im Stande, Sie als einen gleichgestellten Freund zu betrachten. Allen schmerzlichen Reibungen und Bitterkeiten zu ent-gehen, ist Trennung für immer, Schweigen und Vergessen das Beste. Unsere gänzliche Loslösung von einander ist aber nicht möglich, so lange noch ein ungesühntes Unrecht von mir zwischen uns schwebt. Durch Freundschaft kann ich es in unserer Lage nicht gut machen, und dennoch möchte ich meiner Schuld quitt werden, möchte, daß Sie mich auch in Ihren innersten Gedanken nicht anklagen dürften; für den Bruch meines

kindischen Wortes, das Sie immer noch für eine berechtigte Beziehung zu mir halten könnten, volle und ausreichende Genugthuung besäßen."

„Wie wollen Sie dies anfangen?" fragte Gebhard mit ironischer Neugierde; er wußte nicht, ob er in einem Traum befangen, oder ob er nicht vielmehr aus einem solchen erwachte.

„Ich glaube ein Mittel gefunden zu haben," erwiederte Irene nicht ohne Schüchternheit, die sie aber sogleich wieder überwand, wie denn überhaupt ihre Haltung anzudeuten schien, daß sie die Unterredung als eine schwere Pflicht auffaßte, als eine Sache, die muthig und rücksichtslos zu Ende zu führen, sie ihren Begriffen von Ehre und dem Frieden ihrer Zukunft schuldig wäre; „ich glaube ein Mittel gefunden zu haben, das die Spannung zwischen uns lösen und Alles in seine natürliche Stellung zurückbringen würde. Der Baron hat meinen Gedanken auf das Bereitwilligste unterstützt."

„Ich bin begierig," sagte Gebhard, als sie schwieg und forschend seine Züge betrachtete, ob diese nicht eine freudige Erwartung ausdrückten. Von einer solchen zeugte nun zwar weder sein

Auge noch sein Lächeln, das dem Spott verwandter war, als irgend einer angenehmen Empfindung, aber vielleicht nahm das Mädchen dies nur für ein Zeichen, daß ihre Mittheilung umsomehr überraschen werde, denn uneingeschüchtert fuhr sie fort:

„Wenn Sie geneigt wären zu erklären, daß Sie den Vorfall zwischen uns als nicht geschehen betrachten, wenn Sie keinen Anspruch daraus herleiten, wäre es auch nur der, Anderen gegenüber davon Erwähnung thun zu dürfen, so würden Sie mir meine Ruhe wiedergeben, und es würde an der Gelegenheit nicht fehlen, es Ihnen zu lohnen. Nein, blicken sie mich nicht so finster und drohend an, ich verlange ja nur, was Sie selbst als das Vernünftige erkennen müssen. Sie waren in jenem Moment des Schmerzes einer ruhigen Ueberlegung nicht mächtig, wie könnte es Sie demüthigen, einzugestehen, was ich von mir selbst zu bekennen nicht Scheu trage, daß Sie damals kindisch, thöricht, halb wahnsinnig waren, das nichts binden kann, was im Vergessen aller vernünftigen Ordnung der Dinge geschlossen wurde. Wollen Sie einsehen, was

doch klar vor Augen liegt, so ist Alles gut. Wollen Sie erklären, daß Sie mich gleichsam völlig frei geben, daß Sie nicht gegen Ihre bessere Ueberzeugung mich eines unerfüllten Versprechens zeihen können, kein Unrecht an mich ferner behaupten dürfen, so ist der Preis für dies übrigens so billige und natürliche Zugeständniß eine günstige, eine glückliche Veränderung Ihres Lebenslooses. Der Baron, ohne zu wissen, ohne zu ahnen, daß ich Ihnen einen Dank damit abstatten will, ist auf meine Bitte geneigt, Ihnen in der Hauptstadt einen Posten zu geben, der Ihnen gestattet, Ihre Kenntnisse und Ihre Bildung zu verwerthen, mit den höheren Kreisen der Gesellschaft in Berührung zu kommen und vor Allem die Ihrer unwürdige Proletarier-Beschäftigung aufzugeben, die Sie bisher mit einer übel angebrachten Vorliebe betrieben haben."

„Gehen Sie zu Ihren Gästen," sagte Gebhard ohne Heftigkeit, aber es lag etwas in seiner Stimme, was das Mädchen, das bereits mit einer gewissen kecken Zuversicht gesprochen hatte, die dem Bewußtsein eines überlegenen Ranges entsprang, zittern machte; „gehen Sie zu Ihren

Gästen! Wohl werde ich die schöne Leiche, die ich da vor mir sehe, lange nicht, vielleicht niemals vergessen. Allzu herrlich hat die Natur sie mit blendenden Reizen ausgestattet. Aber auch die schönste Leiche erregt Grauen, wenn man sie zu lange betrachtet. Ich kam im Glauben eine Seele zu finden in diesem Leibe, und wäre sie schuldvoll gewesen, ich hätte sie noch immer geliebt. Wollust hätte es mir sein sollen, die Rache, die ich an ihr nehme, mit meinem eigenen Tode zu büßen. Für diesen Fleisch- uud Blutknäuel mit der Zunge eines Automaten, wäre selbst der Tod von meiner Hand eine unverdiente Huldigung. Mein Herz ist beschimpft, daß es liebte, wo es ewig unbewegt hätte bleiben müssen. Wie eine Schmach, wie eine Schande will ich es vor aller Welt verbergen und verheimlichen, daß ich eine Liebe so rein, so hoch, daß ich sie in der Sterbestunde meiner Mutter bekennen durfte, diesem Weibe gelobt, daß meine Lippen ihre Stirne berührten. Fluch dem Augenblicke, der mich zuerst in Euere Nähe gebracht. Hier nimmt, was seit einem Jahrhundert entgeistet und des Lebens

beraubt ist, lebendige Gestalt an, hier wandelt der schön gefärbte Moder in prunkenden Gewändern."

Obgleich die Stimme Gebhard's bei diesen Worten nicht sonderlich laut wurde, weil es mehr die Verachtung als der Zorn war, was sie ihm eingab, erschreckten seine Blicke doch Irene. Sie erhob sich während er sprach und ohne die ganze Bedeutung zu verstehen, mit der Empfindung, als ob ein plötzlicher Irrsinn sich des Mannes vor ihr bemächtigt hätte, glaubte sie eine Drohung in seinem Ton zu hören. Scheu zog sie sich, das Antlitz wie in Vorsicht ihm zugewendet, bis an die Thüre zurück; und erst als er schwieg und ruhig in seiner Stellung verharrte, fand sie den Muth zu entfliehen, die Hoffnung, daß er sie nicht verfolgen werde, um sich durch eine brutale Mißhandlung an ihr zu rächen. Vielleicht hatte ihr Gesichtsausdruck diese Furcht verrathen und Gebhard dadurch veranlaßt, sich zu beherrschen und zu schweigen; jedenfalls hatte er das Gefühl, daß auch sein Haß so wenig verstanden wurde, wie seine Liebe und eine grenzenlose Abspannung und

Entmuthigung, woran selbst Schmerz keinen Theil mehr hatte, eine Leere, die selbst eine Erinnerung an die leidenschaftlichen Kämpfe seines Gemüthes noch vor einer Stunde kaum mehr in sich schloß, bemächtigte sich seines ganzen Wesens. Er starrte beinahe gedankenlos vor sich nieder, als müßte er sich besinnen, wo er sich befinde, und wie Alles gekommen.

Der Sturm, der den Baum entblättert, der Blitz, der ihn spaltet, sind seine ärgsten Feinde nicht. Mit kahlen Aesten ist er ein Bild des Ernstes und der Trauer, mit zerklüftetem Stamm gleicht er der Erhabenheit des vom Himmel beschlossenen Unglücks. Ein unzeitiger Frost, aber, der ihn mit brandig gewordenen Blüthen zurückläßt, ein Wurm, der sein Holz faulen macht, sie rauben ihm nicht blos die freudige Gesundheit, auch das Einzige, was selbst das tiefste Leiden noch verklärt: die Schönheit des Leidens. Sein Anblick ergreift das Gemüth nicht mehr und man möchte ihn aus dem Wald entfernen. So zeigt das eigene Leben zuweilen einen Zustand unseligen Ekels, trostloser Unschönheit, Momente, die mit Sehnsucht nach dem

brausenden Sturm des Verhängnisses, nach einem gewaltig treffenden Schmerz erfüllen könnten. Ob denn solche Schläge des Geschickes auch die kostbarsten Lebensgüter vernichten, dem innersten Menschen geben sie das Bewußtsein seiner Kraft, sei es im Kampf oder im Ertragen, sie durchdringen ihn mit dem Vollgefühl seiner moralischen Bedeutung. Wenn das Vergängliche zerschlagen ist, kömmt das Unvergängliche zu seiner Geltung. Das erklärt auch die veredelnde Macht, die dem Unglück innewohnt. Ein Anderes ist es, wenn der Hauch der gemeinen Alltäglichkeit über die idealsten Blüthen der Seele hingegangen ist. Was dann zurückbleibt, ist mehr eine Besudlung als ein Unglück, eine Wirkung, die, weil gegen sie kämpfen zu wollen, lächerlich, über sie zu klagen, albern wäre, der Geist erschlafft und das Herz verödet.

Das war der Zustand Gebhard's in diesem Augenblicke. Zum ersten Male hatte er eine Erfahrung gemacht, zum ersten Male war seine Jugend, die in Einsamkeit aufgeblüht, von unbewußter Poesie beschwingt war, mit der uralten Gewöhnlichkeit zusammengestoßen. Der rosige

Schleier, den eigene Anlagen und Berührungen mit Andern, den Phantasie und Leidenschaft um ihn gebreitet hatten, war zerrissen, er fand sich mit gelähmtem Flügel auf dem gemeinen Boden der Dinge, die man mit einem philosophischen Seufzer als die Dinge zu bezeichnen pflegt, „wie sie nun einmal sind“. Ein Gelächter hätte er aufschlagen mögen, wenn er sich erinnerte, mit welchen Vorsätzen er hiehergekommen war. Das Geschöpf, das ihm jetzt zu nichts auf der Welt zu sein schien, als um mit tausend Andern den Maschinengang des Hergebrachten weiter zu treiben, hatte er an sein Leben schließen wollen; der von der Konvenienz Zurechtgerückten, die endlich selbst ganz zu Form geworden war, die weder seine Leidenschaft noch seinen Stolz begriff, die nichts von seinen Träumen und Idealen und nichts von der Hingebung an den Gedanken wußte, durch den ihm sein in den Augen der Welt so niederes Amt erhöht worden war, ihr hatte er das Verständniß zumuthen wollen, die Gerechtigkeit eines Todes von seiner Hand und die Wonne eines gemeinsamen Sterbens zu begreifen. Die Leidenschaft, die so prachtvoll in

ihm aufgelodert, erlosch in unschöner Weise, nicht gesättigt durch den Gegenstand, an dem sie sich entzündet, nicht mit einem naturgemäßen Verlust desselben langsam verglühend, um einen Duft der Sehnsucht für das ganze Leben zurückzulassen, sondern vom Qualm, den die Beimischung unreiner Elemente erzeugte, plötzlich erstickt. Ein unendlicher Ueberdruß trat an die Stelle, die Menschen und die Dinge, sein bisheriges Leben und was ihm möglicherweise noch bevorstand, das Beste, was er jemals gedacht, genossen und besessen hatte, Alles verschwamm ihm zu einer unleidlichen Nichtigkeit, die nicht einmal so viele Kraft anregte, als zu dem Entschluß gehörte, sich für immer davon zu befreien.

Und dennoch wirkte der geheimnißvolle Zauber der Schönheit Irenen's noch in ihm nach. Schwer trennt sich das Herz von der Illusion, daß weibliche Schönheit die Verkörperung des Unaussprechlichen und Unendlichen wäre, das es in sich birgt. Während sich in Gebhard diese Trennung vollzog, während ein unheimlicher Mehlthau sich auf seine ganze Seele legte, starrte sein Auge noch immer auf

die Stelle hin, wo er Irene zuletzt gesehen hatte. Er fuhr empor, wie erschreckt, daß er sich noch an diesem Orte befinde, als dort jetzt eine andere Gestalt sichtbar wurde. Es war Frau von Wundolfsheim. Sie hatte, nach dem Grund der verstörten Miene ihrer Tochter forschend, das Vorgefallene in der Hauptsache bald erfahren und war hieher geeilt, in Folge eines unbezwinglichen Wunsches, Gebhard noch einmal zu sehen und zu sprechen. Sie hätte seit der letzten Begegnung mit ihm nicht gedacht, ihn wieder in ihrem Hause zu finden, und wußte auch, daß es das letztemal sein werde.

Es würde zum Verständniß dieser einfachen Geschichte nichts beitragen, was die Edelfrau mit dem jungen Schiffersohn sprach, ausführlich darzulegen. Daß er hier einer anderen Auffassung der Dinge begegnete als sie sonst in diesen Kreisen herrschte, war ihm nichts Neues, da es ja vielmehr die Verschiedenheit zwischen ihren Meinungen und ihren Handlungen war, was er erst jetzt und zwar zu spät erfahren hatte. Auch daß sie den Prozeß, den er innerlich durchgemacht hatte, aus rein menschlichem

Gesichtspunkt beurtheilte und zum größten Theile errieth, konnte an seinem Seelenzustand nichts bessern. Eine Ueberraschung, auf die er jedoch wenig Werth legte, war es ihm, daß sich Frau von Wundolfsheim an dem ganzen Verfahren ihrer Tochter für schuldlos erklärte. „Sie ist mein Kind," sagte sie, „mein geliebtes Kind, aber nicht mein Zögling, nicht die Wiedergeburt meiner Denkungsweise und nicht das Abbild davon. Andere Gewalten haben hier eingegriffen und meine Kinder in eine bestimmte Richtung gebracht. Vielleicht auch liegt es in der ihnen angebornen Natur. Ich, obgleich nach denselben Prinzipien erzogen, riß mich los und unterwarf mich freiwillig anderen Gesetzen. In die Zeit meines geistigen Erwachens fielen die ersten Gedanken einer sozialen Emanzipation, für die eine Georges Sand, das junge Deutschland und viele Schulen und Richtungen kämpften. Wer weiß, wessen ich fähig gewesen wäre, wenn in meiner Jugend ein Mann gleich Ihnen meine vorgezeichnete Lebensbahn durchkreuzt hätte. Seitdem hat der Geist der Jugend in unseren Ständen wieder umgeschlagen. Ich

wollte meiner Tochter nicht künstlich aufpfropfen, was ihr nicht natürlich gegeben war. So erhielt ich sie in einer gewissen Unschuld der Begriffe und ließ es auf den Moment ankommen, der sie auf den Scheideweg stellen werde. Ihre Liebe, Gebhard, schloß ihr noch keinen Konflikt auf, der Major erst mußte hinzukommen, um ihr die Nothwendigkeit einer Wahl zum Bewußtsein, ihr eigenes Selbst zum Vorschein zu bringen. Erst zögernd, wie von den reizenden Erinnerungen ihrer Kindheit zurückgehalten, dann immer entschiedener warf sie sich den Ueberzeugungen des Majors in die Arme. Sie verdammte endlich sogar ihre kindlichen Gefühle für Sie, Gebhard, sie jammerte, daß es später so weit hatte kommen können, daß etwas, was sie jetzt als ein Ungeheuerliches betrachtet, sich mit ihrem Leben verflechten durfte, und sann ernstlich, ob nicht nur jede mögliche Folge davon, ob nicht selbst das Gedächtniß daran in Ihnen wie in ihr vertilgt werden könnte. Verdammen Sie Irene deßhalb nicht unbedingt, mein Freund. Wir Frauen gelten im Allgemeinen dafür, zur Liebe geschaffen zu sein, instinktmäßig zu wissen,

was in der Liebe das Richtige ist, die Metaphysik dieser Leidenschaft schon fertig mit auf die Welt zu bringen. Die Wahrheit aber ist, daß wie unter den Männern die Genies und die Helden, so die Frauen sehr selten sind, welchen die wirkliche, die große und opferfreudige Liebe aufgeht. Ein Glück, wenn sie in dem Unfähigen gar nicht zum Vorschein kömmt, wenn nicht ein verkümmertes Reis davon in ihnen aufsprießt, damit sie es entweder selbst mißverstehen und mißhandeln, oder wenn es schon zu spät ist, um ihm gerecht zu werden."

Gebhard, dessen Herz selbst zu einem Groll schon zu müde und zu erschöpft war, schied ohne Klage und ohne Vorwurf von Frau von Wundolfsheim. Die Tage folgten einander, aber sie veränderten nichts in seinem Seelenzustand. Zu gewaltig war in Anbetracht seiner Jugend und seiner Gemüthstiefe die letzte Lebenswendung auf ihn eingestürmt, daß sie nicht eine völlige, gewissermaßen empfindungslose Ohnmacht in seinem Inneren zurückgelassen hätte. Was er allein noch empfand, war die physische Gewißheit seiner Existenz und selbst diese einzige

Empfindung belastete ihn wie ein Unerträgliches. Als der Sturm der Ereignisse näher und näher zu seinem abgeschiedenen Dorfe drang, ließ er sich in die Rolle, die er spielen sollte, passiv hineinwirbeln. Er betheiligte sich, wie erzählt wurde, an dem Unternehmen der Freischaaren, aus keinem anderen Grunde, als weil er den Untergang voraus sah und noch immer lieber, als selbst Hand an sich zu legen, durch das Schwert des siegreichen Soldaten oder den Todesspruch des rächenden Gerichtes fallen wollte.

Gefahr, Kampf und endlich lange Festungshaft, mit allen Qualen einer peinlichen Untersuchung verbunden, änderten nichts an seinem Gleichmuth, welcher nicht der des Heroismus, sondern der des Lebensüberdrußes war. Seine völlige Pasivität, der Mangel an politischen Motiven in seinem Anschluß an die Revolution wurde in den Verhören sicher gestellt und zudem wachte ein geheimer Einfluß über ihm, den er trotz der Indifferenz, mit der er die Chancen des Prozesses betrachtete, als den der hochgestellten Edelfrau erkennen mußte, die

mit seinem Schicksal schon früher verflochten war. Er wurde in Freiheit gesetzt, mit der Bestimmung, zwangsweise bis an die Grenze seines Heimathlandes gebracht zu werden. Aber auch dies sollte, Dank der werkthätig eingreifenden Frauenhand, mit der Erleichterung geschehen, daß, mit Ausnahme der bewaffneten Begleitung, die Befreiung einer Reise unter gewöhnlichen Umständen glich.

10.

Mit dem Gefühl, all die kostbaren Güter verloren zu haben, die es werth wären, daß man lebe, mit einem Bewußtsein der Ziel- und Zwecklosigkeit seiner ferneren Existenz hatte Gebhard den Postwagen bestiegen. Unheimlich war, wie wir gesehen haben, der Uebergang zur besseren Jahreszeit, der Anblick der Gegend und das Wetter; der freie Außensitz gestattete nicht einmal so weit Schutz vor dem niederströmenden Regen, um diesen blos als die behaglich einschläfernde Musik zu einer langweiligen Fahrt empfinden zu lassen. Und dennoch strich nach und nach ein langer vermißter oder vielmehr

niemals gekannter Hauch der Erfrischung durch das Gemüth des bisher aller Dinge und des Lebens selbst überdrüßigen jungen Mannes. Es wäre auch bei der ungünstigen Disposition seines Innern selbstverständlich gewesen, wenn die Fahrt etwas Anmuthendes geboten hätte, wenn ihre geradlinige Einförmigkeit auch nur durch das kleinste unerwartete Erlebniß, nur durch den Anblick eines Marktgewühles unterbrochen worden wäre. Die bunten alltäglichen Bilder des Menschenlebens, die so unbeachtet bleiben, wenn man von ihnen auf Schritt und Tritt umwogt selbst dazu gehört, — hat man sie für einige Zeit und besonders in der entsetzlichen Atmosphäre eines Kerkers aus dem Gesicht verloren, so können sie das Vergnügen wechselvoller Ueberraschung gewähren. Aber auf diesem Wege gab es nichts, als das rollende Rad, das rasche Umspannen der Pferde, die scheuen Blicke der Mitreisenden im anderen Coupé, wenn sie auf den Stationen einen Augenblick den Wagen verließen. Der Reisende an der Seite des Gensdarmen, der sich unabänderlich in den steifen Formen seines Dienstes verhielt, hätte sich noch im Kerker glauben

können, dessen Oede nur größere Dimensionen angenommen hätte.

Was daher seinem Herzen eine plötzliche Kräftigung verlieh, war nur die elementarische Einwirkung der Natur auf sein junges, physisches Leben. Dieses begann endlich sich unter dem Druck einer langen, geistigen Abspannung hervorzuarbeiten und dadurch hinwieder den Geist erquicklich anzuregen. Wie die Wasser unablässig niederrauschten, war es dem jungen Manne, als ob das Leben der Natur eine versöhnende Zwiesprache mit seinem eigenen jungen Leben hielte. Er bedurfte in diesem Moment nicht der Schönheiten der Natur, nicht prachtvoller Sonnenauf- und Niedergänge nicht frühlingsgeschmückter Landschaften, auch die wohl am wenigsten liebliche Thätigkeit der Elemente, die unversiegbar sich entladende Wolke reichte in diesem Moment hin, ihm, der sich aller Güter des Daseins beraubt wähnte, so wie jedes Anschlusses an die Verhältnisse der Menschen und an diese selbst, schon die Zusammengehörigkeit mit der Natur, das Gefühl und das Verständniß für ihr Walten als ein kostbares Gut zu

zeigen. Wer sich von den Menschen gänzlich befreien und in die einsame Pflanze verwandeln könnte, dachte er, wäre glücklich im Verkehr mit den Elementen. Und losgerissen von allen menschlichen Verbindungen, wie er es in diesem Augenblicke war, schien fast der Schimmer solchen Glückes auf sein Gemüth zu fallen.

Der finstere Abend war längst angebrochen, als der Wagen mühsam über das holperige Pflaster eines Städtchens hinschwankte, das nur mehr eine halbe Meile von der Grenze entfernt lag. Durch alle Straßen und Gassen schien der Weg vorgezeichnet zu sein, und wenn die Laterne auf der Spitze der Postkutsche nichts Menschliches zu beleuchten hatte, das sich bei dem schlechten Wetter schon ganz in die verschlossenen Häuser zurückgezogen hatte, wenn ihr bescheidener Strahl auch bei der kürzlich bestellten öffentlichen Beleuchtung der Stadt keine sonderliche Erwiederung fand, so antwortete ihr dafür unzähliger Lichterglanz aus den Fenstern. Es gewährt einen eigenthümlichen Eindruck von einer uns völlig fremden Stadt nichts zu erblicken, als die Lichter aus den Fenstern, die traulichen Zeugen

eines uns in seiner Besonderheit gänzlich unbekannten Menschenlebens. Gebhard war es, als winke ihm an jedem Hause eine freundliche Aufforderung, an dem stillen Frieden eines Familienkreises Theil zu nehmen. Dann sagten ihm die Lichter wieder, wobei ihn eine gewisse Wehmuth überkam, daß er an unendlich merkwürdigen Geschehnissen, wie sie nur immer Menschenherzen bewegen können, als ein Fremdling vorüber getrieben werde, ohne jemals etwas davon zu erfahren. Wohl mußte er daran denken, daß der Schimmer, der so einladend nach Außen glänzt, nach Innen vielleicht Krankheit, Unfrieden, Noth und Unglück beleuchte, aber deßhalb brachten ihm die Lichter mit der Vorstellung an das Regen und Bewegen menschlicher Thätigkeit nicht minder ein Gefühl erquicklicher Lebenskraft. Es müßte schön sein, dachte er, mit den Menschen zu arbeiten und sich zu rühren, ohne von ihrem Herzen etwas zu verlangen, ohne sein Schicksal von ihrem Wesen und Charakter abhängig zu machen. Dann könnte man sich so rein an ihnen erfreuen, wie an den Kräften, mit denen die Natur arbeitet und schafft.

Das Städtchen lag bereits hinter ihm, doch sollte ihn dieselbe Reise noch, auf der er diese inneren Erfahrungen machte, zu einem unmittelbaren Verkehr mit dem Menschenleben bringen.

11.

Das Grenz-Wirthshaus versammelte Abends unterschiedliche Leute von hüben und drüben. Unter den Stammgästen ragte ein ehemaliger, jetzt mit großer Kunst von einem kleinen Gnadengehalt lebender Thorschreiber hervor, der am Abendtisch der Honoratioren aus dem Grunde das große Wort führte, weil er der Pitaval, der Eugen Sue und Ainsworth der Gesellschaft in einer Person war. Unübersehbar war sein Vorrath an Anekdoten, deren Pointe nicht zum Lachen, sondern zum Fürchten war, an schauerlichen Geschichten, die mehr oder minder in Beziehung zur Kriminal-Justiz standen. Da sich aber auch das umfangreichste Repertoir, wenn man es täglich demselben Publikum vorspielt, endlich erschöpft, so war er bemüht, sich stets mit dem Neuesten auszustatten, was in diesem

Fache die Zeit und die Umgebung an wirklichen oder wenigstens als wirklich geglaubten Ereignissen lieferte. Wußte er nichts Neues, so schwieg er ganz und betheiligte sich nicht hörbar an anderer Unterhaltung. Der Umstand aber, daß er schon einmal Erzähltes nur auf ausdrückliches Verlangen wiederholte, entzündete das Interesse um so lebhafter, so oft er freiwillig ein eigenthümliches Räuspern vernehmen ließ, das seinen Mittheilungen stets vorherging und einem lebhaften, aber unartikulirten Selbstgespräch glich. Beim Klang dieses Räusperns gab der Wirth seinen Platz hinter dem Schenktisch auf und trat an den Tisch heran, um seinen Theil von dem Braten für die Neugierde zu bekommen, welchen der Gast den übrigen Gästen auftischte. In demselben Augenblicke trat dann auch seine Tochter, die als Kellnerin bediente, hinter den Schenktisch und versah dort das Amt des Wirths, und sie that dies nicht aus Pflichteifer im Geschäft stets mit so großer Eile, sondern hauptsächlich, um aus dem akustischen Kreis solcher Mittheilungen zu kommen. Was sie bei Gelegenheit davon gehört, hatte ihr

einen Eindruck gemacht, den sie fürchtete. Sie bezeichnete ihn, obgleich niemals von Gespenstern die Rede gewesen war, mit „Gruseln," im Grunde aber war es ein Entsetzen ihrer tiefsten Seele vor allem, was zu diesem schrecklichen Gebiet gehörte. Der zufällige Anblick eines Gefangenen, selbst es Gerichtsgebäudes mit den Eisenstäben vor den Fenstern, die Nachricht von einem Diebstahl, von einer Verhaftung erregten ihr ein fast unbesiegbares Grauen, und als einmal im nahen Hauptort des Gerichtssprengels eine Hinrichtung stattgefunden, hatten ihr die Gespräche darüber Nächte bereitet, in welchen die quallvollen Träume kurzen Schlummers mit nicht minder beängstigenden Bildern einer aufgeregten Phantasie gewechselt. Die Wirkung war kaum eine minder starke, wenn ihr jemals etwas von den Erzählungen am Gasttisch zu Ohren kam.

Der alte Thorschreiber hatte es längst übel vermerkt, daß die Räusperungs-Einleitung zu seinen Vorträgen stets das Signal der Flucht für das einzige weibliche Mitglied der Gesellschaft abgab. Wie alle Personen von geringer Bildung, wenn sie irgend einem Umstande auf-

merksame Zuhörer für ihre Reden verdanken, hatte er ein Gefühl ungewöhnlicher Bedeutung, das nicht gekränkt sein wollte. Vergebens hatte ihm der Wirth betheuert, seine Gathle (Agathe) wäre sonst in allen Stücken eine resolute Landdirne, diese Scheu aber wäre ihr angeboren, vielleicht von ihrer Mutter, die, während die Tochter unter ihrem Herzen gelegen, einen heftigen Schreck über einen nächtlichen Einbruch erlitten hätte — der Alte behauptete, solche Zimperlichkeit müsse man ihr mit Gewalt abgewöhnen. Darin stimmte ihm ein anderer Stammgast, ein heruntergekommener Kleinwaarenhändler bei, der vor einigen Jahren in der größeren Stadt mit Hinterlassung von Schulden abgewirtschaftet hatte und jetzt in der Gegend allerlei Geschäfte betrieb. Dieser versicherte, seine Tochter, obgleich sie mit der Tochter des Bürgermeisters auf gleichem Fuß erzogen worden wäre, könne Alles vertragen. Sie wäre gleich ihm im Punkt der Rechtlichkeit von unerbittlicher Strenge und würde dem eigenen Bruder nicht mehr die Hand reichen, wenn er jemals in Händel mit dem Gericht oder der Polizei gerathen wäre,

ja sie hätte einem wohlhabenden Liebhaber den Abschied gegeben, weil er wegen einer Rauferei einen Tag im Arrest gesessen, aber deßhalb höre sie doch Spitzbubengeschichten für ihr Leben gern. Er fügte nicht hinzu, daß dieser wenig mädchenhafte Geschmack vielleicht eine Folge der nervenstärkenden Aufgabe war, ihren Vater täglich zur bestimmten Stunde aus dem Wirthshaus abzuholen, um ihn in einem Zustand, der diese kindliche Hilfe sehr nothwendig machte, nach Hause zu bringen.

Einen Augenblick der Genugthuung schien endlich für den durch weibliche Unempfänglichkeit beleidigten Rhapsoden gekommen zu sein.

Agathe hatte sich eben auf das gewohnte Zeichen zurückziehen wollen, während die übrigen Anwesenden näher um ihn zusammenrückten, als der Alte die Stimme kräftig erhob und rief:

„Wirth, heut' geht's nicht so ab. Die Geschichte gehört in's Haus. Das Gathle muß auch dabei sein, sonst könnt ihr später übel werden, wenn sie von gar nichts weiß. Es ist eine Geschäftssache!"

Und als nun Einige enttäuscht sich abwendeten, Andere aber nur noch gespannter lauschten und Agathe neugierig und beruhigt, wie in Erwartung eines Scherzes stehen blieb und ihn anblickte, setzte er mit einer gewissen Feierlichkeit, hinter der er einen Ausdruck des Triumphes verbarg, hinzu: „Der Brandstifter von Zweckelperitz ist aus dem Zuchthaus entlassen und kommt heut hier durch. Der Landjäger schafft ihn bis hieher, dann erst ist er frei. Niemand kann's ihm wehren, da zu übernachten, Wirth, und das Gathle wird ihm seinen Schoppen bringen."

Man lachte, aber das Mädchen fuhr in der That zusammen, von einem Schauder ergriffen. Sie verfügte sich nicht hinter den Schenktisch, sie horchte unwillkürlich auf, als der Thorschreiber die Geschichte des Brandstifters zu erzählen begann. Dunkel regte sich in ihr der Wunsch etwas zu vernehmen, was ihr die bevorstehende Begegnung minder peinlich und furchtbar machen konnte.

Der alte Thorschreiber wußte nichts von der Verbrecher-Sentimentalität französischer Roman-

ja sie hätte einem wohlhabenden Liebhaber den Abschied gegeben, weil er wegen einer Rauferei einen Tag im Arrest gesessen, aber deßhalb höre sie doch Spitzbubengeschichten für ihr Leben gern. Er fügte nicht hinzu, daß dieser wenig mädchenhafte Geschmack vielleicht eine Folge der nervenstärkenden Aufgabe war, ihren Vater täglich zur bestimmten Stunde aus dem Wirthshaus abzuholen, um ihn in einem Zustand, der diese kindliche Hilfe sehr nothwendig machte, nach Hause zu bringen.

Einen Augenblick der Genugthuung schien endlich für den durch weibliche Unempfänglichkeit beleidigten Rhapsoden gekommen zu sein.

Agathe hatte sich eben auf das gewohnte Zeichen zurückziehen wollen, während die übrigen Anwesenden näher um ihn zusammenrückten, als der Alte die Stimme kräftig erhob und rief:

„Wirth, heut' geht's nicht so ab. Die Geschichte gehört in's Haus. Das Gathle muß auch dabei sein, sonst könnt ihr später übel werden, wenn sie von gar nichts weiß. Es ist eine Geschäftssache!"

Und als nun Einige enttäuscht sich abwendeten, Andere aber nur noch gespannter lauschten und Agathe neugierig und beruhigt, wie in Erwartung eines Scherzes stehen blieb und ihn anblickte, setzte er mit einer gewissen Feierlichkeit, hinter der er einen Ausdruck des Triumphes verbarg, hinzu: „Der Brandstifter von Zweckelperitz ist aus dem Zuchthaus entlassen und kommt heut hier durch. Der Landjäger schafft ihn bis hieher, dann erst ist er frei. Niemand kann's ihm wehren, da zu übernachten, Wirth, und das Gathle wird ihm seinen Schoppen bringen."

Man lachte, aber das Mädchen fuhr in der That zusammen, von einem Schauder ergriffen. Sie verfügte sich nicht hinter den Schenktisch, sie horchte unwillkürlich auf, als der Thorschreiber die Geschichte des Brandstifters zu erzählen begann. Dunkel regte sich in ihr der Wunsch etwas zu vernehmen, was ihr die bevorstehende Begegnung minder peinlich und furchtbar machen konnte.

Der alte Thorschreiber wußte nichts von der Verbrecher-Sentimentalität französischer Roman-

glück gebracht, daß er von dem Mädchen, das er liebte, und von allen Freuden, die seiner Jugend winkten, fortgerissen wurde, um eine unselige Zeit in den Banden des Schreckens und der Schande zu schmachten, war den drakonischen Gesinnungen des Erzählers noch nicht Buße genug. Man hätte glauben können, persönlicher Haß gegen den Unglücklichen beseele ihn, den er doch in Wahrheit niemals gesehen hatte, der ihm nur willkommene Gelegenheit war, sich als lebendiges Richtschwert zu zeigen. Nachdem er seine Geschichte eiliger als sonst erzählt hatte, aus Furcht, von dem Helden derselben in eigener Person unterbrochen zu werden, forderte er mit seinen Reden zu all den Vorurtheilen heraus, denen entlassene Züchtlinge ohnehin ausgesetzt sind. Brachte er dadurch eine unheimliche Stimmung in die Gesellschaft, die alle Augenblicke mit aus Neugierde und Unbehagen gemischter Erwartung nach der Thüre blickte, so regte er doch am meisten den Wirth selbst auf. Dieser brave Mann glaubte es seinen Gästen und ihrer Ehre schuldig zu sein, sich über die Pflicht auch einen solchen Ankömmling zu beherbergen,

so gekränkt und erbittert als möglich zu zeigen. Bei jedem Einzelnen fragte er um Rath, ob er dem Zuchthäusler nicht das Loch des Zimmermannes weisen könnte, ohne besorgen zu müssen, das Haus werde über Nacht in Asche verwandelt werden.

Der bankerotte Kleinwaarenhändler verfocht eifrig und mit einer gewissen ängstlichen Unruhe die Meinung, man sollte den Zuchthäusler jedenfalls nicht der Gesellschaft vor Augen bringen.

Der Thorschreiber aber frohlockte heimlich, daß Agathe nun einmal einen jener Herren des Fußeisens und des Wollespinnens, von denen sie auch nur zu hören sich scheute, in leibhaftiger Gestalt vor sich sehen und mit ihm zu thun haben werde. Er widerrieth daher dem Wirth das Vorhaben auf das Aeußerste, den Erwarteten nicht aufzunehmen. Auch solle er ihn, da sie doch alle begierig wären, den Burschen zu beobachten, in die Gastube treten lassen, aber ihm den entferntesten Winkel anweisen und dafür sorgen, daß er respektablen Leuten nicht in die Nähe komme. Am besten wäre es, Agathe setzte ihm, wenn er zu essen verlange, das Ge-

schirr vor, aus dem man den Hofhund zu füttern pflegt.

Das Mädchen vernahm dies Alles mit tiefer Beklommenheit und einem Zittern, das sie Mühe hatte zu beherrschen, damit es nicht zum Spott der Anwesenden sichtbar werde. Sie wartete, daß sich der Vater zum Schenktisch zurübegebe, um ihm dort in genügender Entfernung von den Anderen zu sagen, daß sie sich in ihr Zimmer begeben und für den Abend eine Magd herbeirufen wolle, obgleich sie wußte, daß sie bei der Verrechnung und dem Ankreiden nur schwer zu entbehren war. Allein diesen Entschluß auszuführen, war es bereits zu spät. Die Thür ging auf, gefolgt von einem Gensdarmen trat ein junger Mann in die Stube.

Es war Gebhard.

Sein bewaffneter Begleiter hatte sich mit ihm im Stations Kommando gemeldet. Dort war Gebhard in Folge der überbrachten Weisungen mit Rücksicht vernommen und dann sogleich völlig frei entlassen worden. Zufällig waren Beide zugleich desselben Weges zur Schenke gegangen, der Gensdarm um rasch ein

Gläschen zu trinken, Gebhard, um eine Nachtherberge zu finden.

Bei seinem Eintritt empfing ihn allgemeines Schweigen. Es wurde zuerst vom Thorschreiber unterbrochen, der, als der Mann in Waffen am Schenktisch stehend sich restaurirte, laut zu ihm hinüberrief, ob das nicht der entlassene Sträfling wäre, den man hieher an die Grenze gebracht hätte. Das wurde nicht im Ton der Frage, sondern in dem der Behauptung geäußert, zum Widerspruch herausfordernd, wenn es nicht die Wahrheit wäre. Der Diener des Gesetzes steckte das lederne Beutelchen, aus dem er eben bezahlt hatte, in die Tasche, dann erst blickte er einen Augenblick zu dem Sprechenden hinüber. Da er schwerlich Lust hatte, einem unbekannten Spießbürger Rede zu stehen, so nickte er nur stumm, was eben sowohl für eine bejahende Antwort, als für einen Abschiedsgruß gelten konnte und verschwand.

Gebhard hatte eine Sekunde lang mit einem höhnischen Zucken der Lippen nach dem Gasttisch hingesehen. Die vernommenen Worte erschienen ihm nach Ton und Inhalt als der

Ausdruck des blühendsten Philisterthums, wie er es nur jemals auf den Streifzügen mit seiner Schaar kennen gelernt hatte. Sie hätten ihm, auch wenn er nicht ungeselliger Natur und überdem ruhebedürftig gewesen wäre, die Lust benommen, mit der ehrenwerthen Versammlung in nähere Berührung zu kommen.

Er zog sich von selbst nach dem entfernten Winkel zurück, den man schon früher dem Ankömmling hatte anweisen wollen. Für den Augenblick befriedigt, nur nicht mehr das Rütteln des Wagen zu spüren, wartete er geduldig, daß der Wirth komme, nach seinem Begehr zu fragen.

Agathe bewegte sich hin und wieder, als ob nichts geschehen wäre. Sie hatte den Blick zu dem Eingetretenen nicht zu erheben vermocht, sie hätte ein Opfer dafür bringen können aus dem Zimmer gerufen zu werden, und doch wagte sie es nicht, es freiwillig, ohne einen gegründeten Vorwand zu verlassen. Sie wurde sich nämlich der dunklen Empfindung bewußt, daß der Spott, wenn er jetzt laut würde, nicht mehr sie allein treffen, sondern einem Unglück-

lichen seine brennende Schmach fühlbarer machen würde.

Am Gasttisch herrschte während einiger Minuten wieder allgemeines Schweigen. Obgleich die Herren dort den rauhen Phasen dieser irdischen Existenz gegenüber nicht über den Besitz einer allzu zarten Haut klagen konnten, erregte es ihnen doch im Anfang eine unbehagliche Stimmung, einen vermeintlich gerade aus dem Zuchthaus Kommenden in ihrer Nähe zu wissen. Es erscheint seltsam, wenn es auch erklärlich ist, daß eben die rohesten Naturen, die sonst im Umgang und Denkungsweise nicht leicht an etwas Anstoß nehmen, auch wenn es sich mit einer strengen sittlichen Anschauung nicht verträgt, den Abscheu vor einem notorisch und nicht blos dem Rufe nach zum Verbrecher Gestempelten am schwersten überwinden, ihm den Wiedereintritt in die bürgerliche Gesellschaft am längsten streitig machen. Es mag dies mit darin seinen Grund haben, daß ihnen die irdische Gerechtigkeit trotz der Mängel und Kurzsichtigkeit derselben, weil mit einer unverkennbaren Macht des Fürchterlichen ausgestattet, die höchste, die sitt-

liche Gerechtigkeit überhaupt vertritt, so daß sie sich über Vieles hinwegsetzen können, so lange jene nicht gesprochen hat, ein Verurtheilter aber in ihren Augen auch wie ein vom Himmel selbst Gebrandmarkter ist. Das ist weniger beim Volk der Fall, welches oft einen merkwürdigen Instinkt für wahre Humanität an den Tag legt, als beim erwerbsüchtigen Spießbürger, der unter allen Umständen und ohne alle Rücksichten auf seinen Vortheil bedacht, seine ganze moralische Würde in die Furcht vor dem geschriebenen Gesetz zusammendrängt.

Nicht lange konnte es den Herren genehm sein, daß die drückende Empfindung schweigend auf ihnen laste. Sie mußten ihr durch laute Verachtung und Beleidigung des Gegenstandes Luft machen, der das Unbehagen anregte. Nun liegt ungebildeten Leuten nichts näher, um einem Menschen die tiefste Erniedrigung fühlen zu lassen, als sich in seiner Gegenwart von ihm ohne Scheu wie von einem Abwesenden zu unterhalten. Der Thorschreiber, der den Augenblick nicht erwarten konnte, da Agathe gezwungen sein werde, den Gast, der ihr Grauen einflößte,

zu bedienen, knüpfte an den Umstand an, daß Gebhard noch nichts zu genießen verlangt hatte, um von der Mäßigkeit im Essen und Trinken zu sprechen, die man im Zuchthaus nothgedrungen erlerne. Es fehlte den Anderen auch nicht an Späßen ähnlichen Geistes, nur der bankerotte Krämer vermehrte nicht durch gleiche Beiträge die immer lauter gewordene Unterhaltung. Er hatte eine mächtige Brille hervorgezogen, die er, ohne sie aufzusetzen, vor die Augen brachte, um damit nach der finsteren Ecke zu spähen, wo Gebhard saß und legte diese Gläser nur nieder, um ein anderes Glas an den Mund zu führen. Offenbar erschien ihm etwas befremdlich und nicht ganz klar, doch war er seiner Gedanken und auch seiner Zunge nicht mehr so weit mächtig, um sich darüber auszulassen.

Die Bemerkungen waren indessen immer derber und anzüglicher geworden, ohne daß der Mann, den sie treffen sollten, auch nur den mindesten unangenehmen Eindruck davon verrieth. Das konnte freilich nicht anders sein, da es Gebhard unmöglich war, was er von Zuchthaus-

strafen, einem Erbschaftsproceß u. s. w. vernahm, in Beziehung zu seiner Person zu bringen. Selbst als er sich einmal bereits erhoben hatte, um ein rohes Wort, das ihm keine andere Deutung, als auf seine Gegenwart zuzulassen schien, gebührend zurückzuweisen, hatte ihm eine gleich darauf erfolgte Auslassung über Brandstifter, die sich unbewacht im Lande umhertreiben, den Gedanken wieder benommen, daß die Schimpfreden ihm gelten könnten. Dennoch würde er selbst als ein Unbetheiligter nicht länger ein stummer Zeuge des zum mindesten unerquicklichen Geschwätzes geblieben sein, wenn es nicht eine Wendung genommen hätte, die ganz geeignet war, seine Aufmerksamkeit und endlich selbst seine Theilnahme zu erregen. Müde nämlich der Unempfindlichkeit des zunächst Betroffenen und begierig, Agathe zu einer Annäherung an den vermeintlichen Züchtling zu zwingen, hatte der alte, boshafte Geschichtenerzähler seinen Hohn gegen das Mädchen selbst zu richten begonnen. Aus seinen Aeußerungen konnte Gebhard Alles entnehmen, was ihm von der Idiosynkrasie des jungen Geschöpfes gegen das ganze Gebiet der

Kriminal-Justiz zu unterrichten vermochte. Obgleich er die Veranlassung zu den grausamen Neckereien noch immer nicht begriff, stieg doch der Unwille in ihm auf über die sichtbare Qual, die dem Mädchen angethan wurde. Agathe richtete Blicke unsäglichen Schmerzes auf Gebhard und schien mit sich im Kampfe begriffen, ob sie sich ihm nähern sollte. Gewiß vermochte sie den Muth dazu nicht zu finden, denn sie trat endlich an den Gasttisch, sprach mit jedem Einzelnen der Herren so leise, daß es Gebhard nicht vernehmen konnte und begleitete ihre Worte mit den Geberden innigster Bitte.

Die Wirkung war nur, daß der alte Feind der Wirthstochter mit Lachen laut wiederholte, um was sie ihn im Stillen gebeten hatte, daß man nämlich mit den Spottreden nicht sie selbst, sondern den Brandstifter dort, den sie einen Unglücklichen nannte, verschonen und was sie für sein Ehrgefühl hielt, nicht noch ärger kränken möge. Das Gelächter steigerte sich nach dieser offenen Mittheilung.

Nun konnte Gebhard nicht mehr zweifeln, daß seine Person, wenn auch in Folge eines

argen Mißverständnisses, bei dem ganzen Auftritt im Spiele war. In diesem Augenblicke wenig darum bekümmert, sich und den Anderen über den Irrthum Aufklärung zu verschaffen, war er doch entschlossen, der Tortur des jungen Mädchens ein Ende zu machen. Während Agathe von dem schlechten Erfolg ihrer Intervention nur noch mehr erschüttert, sich bis an die Thüre zurückgezogen hatte und dort die Hände vor das Gesicht geschlagen heftig weinte, war Gebhard aus seiner Ecke festen Schrittes bis an den Tisch vorgetreten und machte Miene, sich an demselben niederzulassen. Eine Bewegung entstand, die einem Aufrufe der Empörung glich. Die Fäuste aller Anwesenden erhoben sich und blieben regungslos in der Luft, als ob eine beispiellose Frechheit hier eine allgemeine Versteinerung bewirkt hätte.

„Zurück!" donnerte endlich der Thorschreiber, und als ob es nicht anders hätte sein können, als daß er im Namen aller Anderen das Wort führte, ergoß er eine Fluth von Schmähreden, deren beschimpfende Schlagwörter die Versammlung wie im Chor wiederholte, über den ver-

kannten jungen Mann. Der Redner schloß die wenig parlamentarische Ansprache mit dem Hinweis, daß nicht einmal das ehrbare junge Mädchen dort der Stelle sich hätte nähern wollen, wo man ihm aus Gnade vergönnt hatte, sich niederzulassen, statt ihn wie einen Hund vor die Thüre zu jagen, und daß sie jetzt in Verzweiflung darüber weine, einen solchen Gast, einen Räuber und Mordbrenner, in dem ehrlichen Hause ihres Vaters zu sehen.

„O mein Gott! Nein! So ist es nicht!“ rief jetzt Agathe, indem sie an den Tisch trat und sich zu allgemeiner Ueberraschung dicht neben Gebhard stellte. Sie war bemüht ihre Thränen zu trocknen und ohne Schluchzen klar und deutlich zu sprechen. „Ich hätte nicht das Herz gehabt,“ sagte sie, „einen armen Menschen, der abgebüßt hat, was er fehlte, so grausam zu lästern. Meine dumme Furcht vor den Gerichtssachen soll nicht schuld sein an einem Unrecht. Ich bitt' Euch, Mann, gebt mir Eure Hand. Und wenn die Herren Euch nicht bei sich leiden wollen, so werde ich, der Niemand etwas Schlechtes nachsagen kann, mit Euch an einem Tische essen.“

Mit unwillkürlicher Befangenheit, die sie aber tapfer beherrschte, streckte sie ihre Hand aus, die Gebhard, der jetzt erst die ganze Situation übersah, ehrfurchtsvoll ergriff und an die Lippen führte. Der Muth, mit dem dies Mädchen ohne gesellschaftliche Bildung, blos vom erhabenen Instinkt eines reinen, weiblichen Herzens geleitet, eigener Beklommenheit und gemeinen Vorurtheilen Anderer zum Trotz, der Gerechtigkeit und Humanität Genüge that, bewegte den vielgeprüften jungen Mann gleich einer ungeahnten, süßen Erfahrung, die sich als die herrlichste an jene versöhnenden Momente reihte, mit denen ihm Natur und Menschenleben heute bereits das Gemüth sanft gestärkt und erhoben hatten.

Die Herren am Gasttisch waren von der unerwarteten Wendung, die Agathe der Sache gegeben hatte, so überrascht, beinahe so außer Fassung gebracht worden, wie früher vom ungenirten Herantreten Gebhard's. Doch muß zugegeben werden, daß das Außerordentliche nicht auch Allen ein gänzlich Unerklärliches war. Einige fanden eben in der übergroßen Zartheit,

die Agathe vor jeder Berührung mit den Nachtseiten des Lebens zittern ließ, den Schlüssel zu ihrem gegenwärtigen scheinbar widersprechenden Auftreten. Sie verhielten sich still beobachtend und veranlaßten dadurch auch die Anderen zu dem gleichen Benehmen. Der Thorschreiber wußte nicht, ob er sich freuen oder zürnen solle, daß sein Wunsch, Agathe in der Nähe eines jener Menschen zu sehen, die ihr das meiste Grauen erregten, erfüllt und gewissermaßen übertroffen wurde. Alle aber warteten neugierig wie auf ein Schauspiel, was das Mädchen nun beginnen werde.

Sie erröthete ein wenig über das Ungewohnte einer Huldigung wie es der Kuß auf ihre Hand war. Doch vermehrte es mindestens nicht das heimliche Beben, das sie einem Mann gegenüber, von dem die Schauer des Verbrechens und eines entehrenden Strafortes auszugehen schienen, noch immer erst zu überwinden hatte. Der Gedanke, der sie leitete, und der Muth, dessen sie zur Ausführung bedurfte, gaben ihrem Wesen einen Anstrich des Erhabenen und Begeisterten. Ganz in der Nähe der Anwesenden

deckte sie einen kleinen Tisch, hieß Gebhard sich niederlassen und fragte, ob er nicht einer Erquickung bedürftig wäre. Gebhard bestellte einen Trunk und legte zugleich ein Silberstück in die Hände des Wirthes. Der Vater Agathen's hatte die Scene bisher mit komischer Verlegenheit beobachtet. Der schwere Thaler in seiner Hand, senkte die Wagschale seines Urtheiles sehr zu Gunsten des jungen Mannes und froh, daß die übrigen Gäste ihm den Verdienst nicht durch eine Bemerkung bestritten, schob er das Geld in die Tasche und brachte das Verlangte.

„Ich trinke mit Euch aus Einem Glas, wenn Ihr es erlaubt," sagte Agathe, die sich mit einer Miene, in der ein würdiger Ernst der Absicht mit jungfräulicher Schüchternheit steckte, neben Gebhard gesetzt hatte; „Ihr habt schwer an Gott und den Menschen gesündigt, aber Gott hat Euch gewiß verziehen, und jetzt, wo Ihr schwer genug gebüßt habt, müssen Euch die Menschen auch verzeihen. Ihr sollt nicht noch besonders dafür leiden, daß Ihr so viel habt leiden müssen. Ach Gott," fuhr sie

wärmer und muthiger fort, „wenn ich denk', daß Ihr auch einmal, bevor Ihr in's Unglück gekommen seid, allen Menschen frei unter die Augen habt treten dürfen, daß Euch eine Mutter oder Schwester nicht genug Liebes hat anthun können, und daß es jetzt schon wer weiß wie viele Jahre sind, daß kein Mensch etwas Gutes zu Euch gesagt hat! Braucht nicht traurig zu sein, wir sind alle arme Sünder, sagt der Pfarrer oft genug, und kein Rechtschaffener wird noch härter sein wollen, als das Gericht; das hat Euch losgegeben."

Gebhard wollte das Mädchen ungestört gewähren lassen, nicht durch eine Sylbe der Erklärung die edle menschliche Regung hemmen, die sich vor ihm entfaltete. War diese doch ganz geeignet, ihn unwiderstehlich mit dem Menschenthum überhaupt wieder zu verknüpfen, von dem er sich selbst diesen Abend noch, selbst in dem Augenblicke noch losgerissen gefühlt hatte, als ihn der Gedanke an das Schaffen und Arbeiten menschlicher Kräfte freudig ergriffen hatte. In dieser Entfremdung, in dem Zweifeln an der Güte und Liebesfähigkeit der

Menschen würde er sogar das Mißverständniß, das ihn als Dieb oder Brandstifter erscheinen ließ, gleichgiltig über sich haben ergehen lassen, während ihm in diesem Moment das Bewußtsein seiner bürgerlichen Ehrlichkeit etwas Wohlthuendes war und die Achtung vor den Menschen ihm ein kostbares Lebensgut dünkte. Lohnte es sich doch, das gleichberechtigte und gleichgeachtete Mitglied einer Gesellschaft zu sein, in der so mitleidsvolle Großherzigkeit, wie sie das einfache Mädchen zeigte, heimisch war. Wie froh war er, sie rein bewundern zu können, ohne ihrer persönlich bedürftig zu sein.

Er war im Begriffe, den Irrthum endlich zu lösen, schon um die Güte des Mädchens nicht zu mißbrauchen, die zu verdienen er nicht unglücklich genug war, und er hätte von dem kleinen Erlebniß nur eine Freude am allgemein Menschlichen mit fortgenommen, wie es ihm aus einem unverdorbenen jungen Herzen hier entgegen gekommen war. Allein die Reihe seiner Erfahrungen an diesem ersten Tage der Befreiung sollte noch nicht geschlossen sein.

Es war spät geworden und man hätte es schwerlich bei einem so friedlichen Verlauf der Begegnung mit dem vermeintlichen Zuchthäusler bewenden lassen, wenn die Trunkenheit des bankerotten Krämers nicht die Aufmerksamkeit abgelenkt hätte. Die Trunkenheit selbst war zwar nur das Gewohnte an ihm, wie es alle Tage vorkam, aber sie war diesmal von außerordentlichen Anstrengungen seiner Zunge begleitet, etwas, was ihm plötzlich ungeheuer komisch vorkommen mußte, den Versammelten verständlich zu machen. Den stammelnden Versuchen dazu, die zwischen Lachen und Schluchzen hörbar wurden, wollte es nicht gelingen, höchstens daß man aus dem häufigen Augenzwinkern und Fingerdeuten auf Gebhard hin Schlüsse hätte ziehen können, die bei der Meinung, die über den letzteren herrschte, auch für den Krämer nicht sehr günstig gewesen wären. Offenbar wollte er im Rausch etwas aussagen, was er in der Nüchternheit, vielleicht aus weiser Berechnung, verschwiegen hatte. Das erhöhte nur die Neugierde der Gäste, die bald seiner Sprache zu Hilfe zu kommen suchten, bald ihre Ungeduld

äußerten, daß seine Tochter Regine, die gewöhnlich in solchen Momenten der Krisis erschien, um ihren Vater nach Hause zu bringen, heute so lange auf sich warten ließ. Der Wirth versicherte wiederholt, als ob er auch für dies Vergnügen der Gesellschaft verantwortlich wäre, es könne nicht fünf Minuten mehr dauern und das Regele werde da sein. Wirklich trat die Ersehnte mit dem Schlag der bestimmten Stunde ein, eine robuste Frauensperson von stattlicher Schönheit, nur daß ein Zug um den Mund nicht nur die Gewohnheit einer lauten Beweglichkeit desselben verrieth, auch wenn er gerade schwieg, sondern auch dem sonst wohlgebildeten Gesicht den Schmelz des Weiblichen benahm. Das trat besonders als Gegensatz zu Agathe hervor, die sonst, obwohl kleiner und biegsamer in ihrer Gestalt, der stattlichen Person nicht unähnlich war, sie hatten Beide Haare und Augen von gleicher Schwärze. Agathen's Lippen aber waren liebreizend und wenn sie lachte, geschah es immer früher noch mit den Augen als mit dem Mund.

Regine trat gewohnter Weise zu ihrem Vater heran, ohne sich um seine Reden in diesem Zu-

stand zu kümmern, nahm ihn unter dem Arm und hob ihn vom Stuhle empor. Er hörte aber gar nicht auf, mit dem Finger auf Gebhard zu deuten und vor Lachen den Kopf nach rückwärts zu werfen. Die Gäste wollten von Regine Aufschluß haben, was dies bedeute. Sie trat ohne Scheu nahe an Gebhard heran, betrachtete ihn von oben bis unten mit festen Blicken, und es war ihr eben so wenig wie den Andern möglich eine Beziehung, des ihr völlig fremden Mannes zu ihrem Vater anzugeben. Eben wollte sie ihren kindlichen Transport wieder aufnehmen, als das abermalige Erscheinen eines Gendarmen oder Landjägers an der Schwelle der Gaststube das Interesse der Anwesenden in Anspruch nahm. Er begleitete einen hübschen jungen Mann von etwas bäuerischem Aussehen, auf dem in Miene und Haltung ein moralischer Druck zu lasten schien, so daß man unschwer eine Art von Gefangenen in ihm erkennen mochte.

„Na, jetzt ist's überstanden!" sagte der Landjäger und begehrte zu trinken.

Der junge Mann wollte sich Anfangs schüchtern neben den Landjäger setzen, der sich in den

ersten, besten Stuhl an der Thüre geworfen hatte. Plötzlich aber hob er muthiger den Kopf und trat in den Vordergrund, als hätte er anzeigen wollen, daß er nicht gezwungen war, bei dem Bewaffneten zu bleiben.

„Recht!“ rief dieser, setzt Euch wo anders hin, Ihr braucht mich nimmer, Ihr seid jetzt frei und könnt thun, was Ihr wollt. Aber ich rath Euch,“ fügte er gutmüthig lachend hinzu, „paßt auf, was der Nachtwächter draußen singt.“

Mehr an der Melodie als an den Worten erkannte man die Warnung vor dem Feuer und dem Licht.

Im Gesicht des jungen Mannes stieg eine Purpurröthe auf, die sich wahrscheinlich in einem gewaltigen Zornausbruch entladen hätte, wenn nicht in diesem Augenblick der bankerotte Krämer heftig in den Stuhl zurückgeplumpt wäre, in den ihn seine Tochter unwillkürlich hatte sinken lassen. Zugleich aber machte es nun die außerordentlichste Anstrengung seiner Zunge dem Trunkenen möglich, verständlich hervorzustoßen: „Das ist er! Das ist er! Der Brandstifter von Zweckelperitz! Ha! ha!“

Der also Bezeichnete blieb nur einige Sekunden betroffen. Dann richtete er seine Blicke auf Regine und es strahlte dabei ein anderes Feuer aus ihnen, als das des Zornes. In erster Bewegung wollte er mit offenen Armen auf das Mädchen losstürzen, aber er bezwang sich, denn es schien ihm nöthig, sich zuerst den Anwesenden gegenüber in eine angemessenere Position zu bringen.

„Der Alte hat mich nicht vergessen," sagte er laut, „und das ist vielleicht der Dank, daß ich ihn zur rechten Zeit vergessen habe, als ich von seinen guten Rathschlägen hätte erzählen können, — doch das ist jetzt Alles aus und vorbei. Ich bin ein freier Mann, und ich möcht' es Keinem rathen, mich unzeitig daran zu erinnern, daß ich es nicht immer war. Die Vergangenheit hat das Gericht mit mir abgemacht und ich mit Gott. Damit Basta! Und jetzt, herzallerliebstes Mädel, gesegne es Dir der Himmel, daß Du gleich wieder am Eingang zu meinem neuen Leben stehst! Wie hat es mich verlangt in der grausamen Zeit nur einmal wieder was Liebes zu schauen."

Es war ein Wunder, daß ihn Regine diese Betheuerung seiner Gefühle hatte zu Ende sprechen lassen. Aber Zorn und Beschämung hatten das Ungewöhnliche bewirkt, sie Anfangs sprachlos zu machen.

„Zuchthäusler!“ schrie sie ihn an, „geh' zurück, woher Du gekommen bist! Das ist Deine Begleitschaft dort — sie zeigte auf den Landjäger — nicht ein ehrliches Mädchen, rechtschaffener Leute Kind. Rühr' mich nicht an, wir haben uns nimmer gekannt. Hier stehen Leute, die es nicht leiden werden, daß Du auch nur niedersitzest in der Stube, wo sie beisammen sind. Ja, rolle nur die Augen, ich fürchte mich nicht. Dort steht der Mann, der Dich wieder hinbringen kann, wo man die Spitzbuben nicht wieder zur Kränkung braver Menschen herauslassen sollt, damit sie ihnen Schand' anthun.“

„Steht es so!“ sagte der so hart Zurückgewiesene, „ist alle Lieb' und Treu' bei Dir, gerade bei Dir ausgelöscht, die Du am besten wissen solltest, was mich hingerissen hat! Ich bin hundsmüde, aber eh' sollten mir die Beine

am Leib' faulen, eh' ich mit Dir weiter unter Einem Dach bliebe."

Mit einer Geberde der Verachtung wendete er sich von ihr ab und schritt zur Thür hinaus.

„Recht hat das Regele gehabt!" rief der alte Thorschreiber, während Regine, geröthet von der Aufregung, die jetzt einem Triumphe glich, ihren Vater fortzubringen bemüht war. Er lachte noch immer über das Mißverständniß, das er nüchtern nicht hatte aufklären wollen, um seine persönliche Bekanntschaft mit dem wahren Verbrecher nicht zu verrathen.

Die Blicke der Anwesenden richteten sich jetzt auf Gebhard, im dunklen Bewußtsein, daß sie ihm eine Art Ehrenerklärung schuldig wären. Gebhard, um allen lästigen Reden und Fragen zuvorzukommen, gab von selbst in wenigen Worten über seine Person Auskunft. Sein Name war Vielen bekannt. Die seltsame Schiffergerechtigkeit der Usipeter und die Ehrenhaftigkeit der Familie war eine landkundige Sache. Der Wirth eilte herbei, als er seinen Namen hörte, um ihm die Hände zu drücken und den Beweis zu führen, daß Gebhard's verstorbene Mutter seine

Muhme gewesen wäre. Nur Agathe blieb in der Ferne; von dem Moment an, als sich herausgestellt hatte, daß keine Ursache mehr vorhanden war, vor Gebhard ein Grauen zu empfinden, war etwas über sie gekommen, das sie zwang, ihn noch mit größerer, wenn auch mit einer anderen Art von Scheu zu vermeiden.

Die Herren am Gasttisch waren mit ihren Rüstungen zum Aufbruch noch nicht fertig, als Gebhard bereits die Schlafkammer betrat, die er sich hatte anweisen lassen. Der eben erlebte Auftritt zwischen dem Unglücklichen und seiner einstigen Geliebten ließ einen sonderbaren Eindruck in dem jungen Schiffsmann zurück. Mit der Freude an der Schönheit des allgemein Menschlichen, das als das Normale und Natürliche in jedem jungen Herzen vorhanden wäre, hatte er geglaubt, aus diesem Hause scheiden zu können. Diese große Freude war ihm durch den Anblick und das Anhören Reginen's verdorben worden; warum war der Schmerz darüber nicht eben so groß? Die verdorbene Freude mochte wohl gereinigt wieder zu ihm zurückkehren, wenn er sie als ein Persönliches begriff.

und nicht mehr als ein Allgemeines faßte, wenn er sie abhängig fühlte von dem inneren Wesen und der ganzen Erscheinung Agathen's.

12.

Ein Jahr später hätte Frau von Wundolfsheim nicht mehr Ursache gehabt zu sagen, das Schiffs-Fürstenthum des Geschlechtes derer von Usipeter stehe nur mehr auf zwei Augen. Ein munterer Bube, über dessen Wiege sich Agathe mit dem vollen Glück einer jungen Mutter beugte, hätte schreiend widersprochen. Doch würde Frau von Wundolfsheim auch nicht leicht Gelegenheit gefunden haben, diesen Widerspruch zu vernehmen; denn das prächtige Schloß gegenüber war nur mehr in Trümmern vorhanden. Es hatte im Revolutionskrieg 1849 hessischen Pontonieren das einzige vorhandene Material zu einer 110 Fuß langen Brücke liefern müssen, die zum Gebrauch für Bagage, Artillerie und Kavallerie in einer Nacht unter Leitung eines ***schen Majors gebaut wurde, der die Pflicht hatte, das Gebäude nicht zu schonen, vielleicht auch besondere Gründe, die es ihm nicht unlieb machten, es zu zerstören.

Wie dem auch sei, es wurde seitdem nicht wieder aufgebaut.

Auch Gebhard sah es nicht ungern in Trümmern liegen. Wenn jedoch ein Geist der Vergangenheit in ihnen umging, so erregte er in Gebhard keine bittere Empfindung mehr. Das Schönste, was die Leidenschaft erzielen kann, ist vielleicht die Poesie, ihrer fähig gewesen zu sein, eine Poesie, die aber erst nach ihrer Ueberwindung in's Bewußtsein tritt. Wohl scholl es von d'rüben her nicht mehr: „Hol' über!“ Aber aus den Wirren der großen Welt, die ihm jenseits lag, hatte er sich unter Kämpfen und Schmerzen das Beste geholt, das sehende Auge für die kostbaren Güter des Lebens, die ihm alle schon ursprünglich nahe lagen. Das Walten der Natur und Menschenherzen, die wie das seines Weibes in der unbewußten Schönheit einer Pflanze und mit der Sicherheit eines Naturgesetzes für jede Lage die richtige Empfindung entfalten — war nicht schon sein Lebenskahn mit solchen Schätzen befrachtet gewesen, als er sich sie erst auf langer Irrfahrt zu holen gedacht?





DATE DUE			

